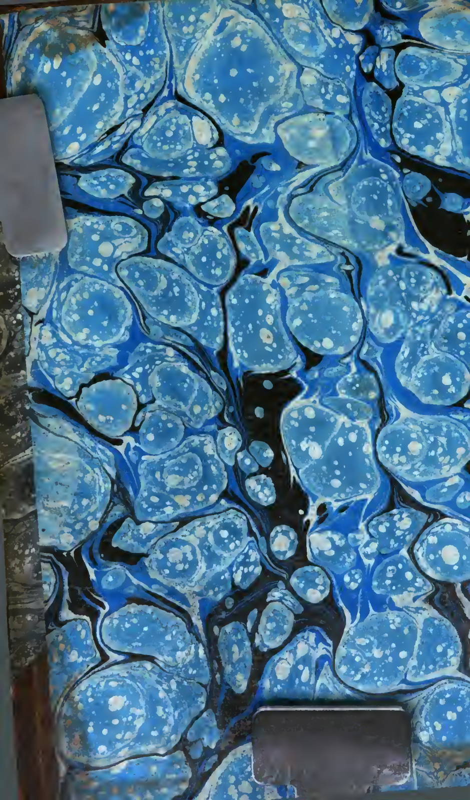
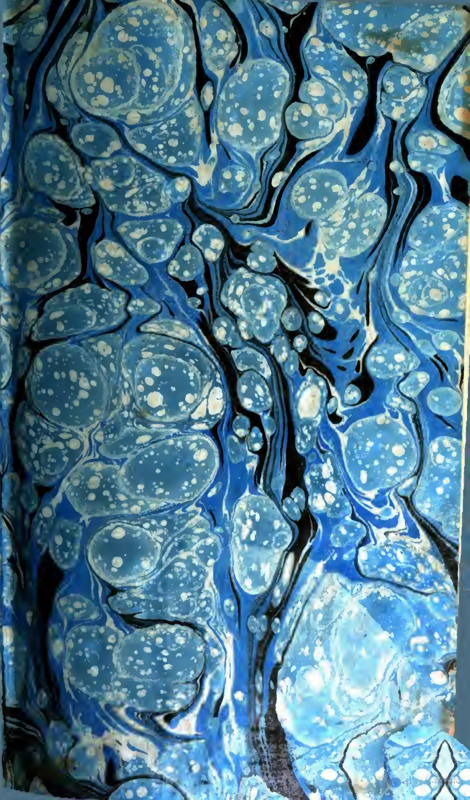








Neueste Beiträge zur Kunde von Indien.

Aus dem Englischen und Italienischen.

Herausgegeben von

T. F. Ehrmann.

Dritter Band.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs
1806.

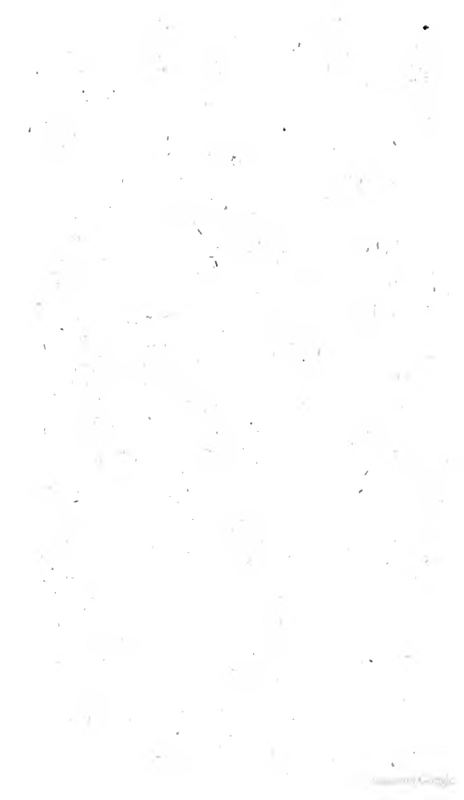




Inhalt

des zwei und dreißigsten Bandes.

Neueste Beiträge zur Kunde von Indien.
Aus dem Italiänischen. Dritter Band.



Vorbericht

des Herausgebers.

Dieser dritte Band der Beiträge zur Kunde von Indien enthält die Reisebemerkungen eines anonymen Italiäners, die in italiänischer Sprache unter dem Titel:

Lettere sull' Indie Orientali. — Filadelfia, della Stamperia Klert, MDCCCII. (Ei=

gentlich Pisa, bei der literarischen Gesell-
schaft 1803)

in zwei mäßigen Oktavbänden erschienen sind. Der Verfasser derselben ist noch gänzlich unbekannt. Er war kein Geistlicher, sondern ein Laje. Er sagt uns selbst in seiner Vorrede, daß er sich eine geraume Zeit in Indien aufgehalten habe, und zwar in allen vorzüglichsten Niederlassungen der Europäer, daß er außer den Küsten auch das Innere des Landes besucht, und sich über die Gegenstände die er schildert, durch Umgang mit Braminen und anderen Hinduern von allen Kasten belehrt habe. Er schrieb seine Bemerkungen in Briefen an einen Freund nieder, und ließ sie durch den Druck ins Publikum kommen, weil er nach seiner Rückkunft

ins Vaterland bemerkte, daß man in Italien keine richtigen Begriffe von Indien habe.

Dies ist Alles, was er von sich und seinem Werke sagt.

Seine Briefe enthalten zuverlässig sehr schätzbare Beiträge zur Kunde von Indien. Er bringt manch' Neues bei, und hat Vieles ganz unbefangen und anspruchlos in' einem neuen Lichte dargestellt. Dies Alles gab seinem Buche einen gegründeten Anspruch auf eine Stelle in dieser Sammlung. Schade nur, daß er nicht mehr über Choro= und Topographie beigebracht hat!

Doch, wir müssen uns mit dem begnügen, was er uns freiwillig gab, und was allerdings sehr schätz=

bar ist; denn jeder Beitrag zur Kunde des noch lange nicht hinreichend erforschten Indiens muß den Geographiefreunden willkommen seyn!

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Seite

Erster Brief.

Einleitung. — Schwierigkeit, die Bewohner Ostindiens gehörig zu schildern. — Irrthümer einiger Schriftsteller. — Physische Beschaffenheit von Ostindien. — Beschreibung einiger Vegetabilien, Thiere u. d. gl. . . . 3

Zweiter Brief.

Stämme oder Kasten der Indier. — Braminen. — Kschatria. — Vayshya. — Sudra. — Die vier Vedas, oder heiligen Bücher der Hindus. — Einige andere Schriften. — Sanskritsprache. — Die vier Zeitalter der Indier. — Ihre Götterlehre. 42

Dritter Brief.

Theologie der Indier. — Ihre Dreieinigkeit, Trimurti — Parashakti — Saraswaty — Deuta, Deitti, Reshi — Erschaffung des Weltalls — die zehn Avatâren

Seite

oder Menschwerdungen des Wischnu — Indra — Ganesa, — Jama — Kartika — Kana — Suria — Siendra — Buddha — Bemerkungen über diese Gottheiten. 68

Vierter Brief.

Buddha. — Buddhistensystem. — Rahan oder Talapoinen. 153

Fünfter Brief.

Ueber die Götterlehre der Indier, in Vergleichung mit jener der Griechen, Römer, Aegypter und anderer alten Völker. Meinung des Verfassers hierüber. . . 182

Sechster Brief.

Thierdienst der Indier. — Heilige Bäume. — Die Bramaciari, Grahasta, Wanaprasta und Saniasi. — Betelorden. — Eremiten. — Bußübungen. — Sitten und Gebräuche der Joghi und Fakiren. . . . 204

Siebenter Brief.

Lehre von der Seelenwanderung. — Schulen und Sekten der Braminen. — Dermalige Beschaffenheit ihrer Kenntnisse. — Gesetzbuch des Menu. — Bemerkungen über die Indische Götterlehre. 221

Achter Brief.

Opfer. — Verehrung des Lingam, oder Phallus. — Feste. — Wallfahrten. — Gebete. — Fasttage. — Abwaschungen. — Bemerkungen über diese Religionsgebräuche, und über die Stiftung der Kasten. 247

Seite

Neunter Brief.

Notizen in Betreff der Küste von Malabar. — Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, der Braminen, Najer oder Nairen, Mapuler, Cegoi oder Tier, Muccoa u. s. w. — Kleidungstracht der Indier. — Die Parià und Pulià. 261

Zehnter Brief.

Von den Banianen und ihren Gebräuchen. — Thierlazareth zu Surate. — Eintheilung der Kasten in Karnate. — Sonderbare Gebräuche einiger dieser Kasten. — Allgemeine Bemerkungen über die Stiftung dieser Kasten. 291

Eilfter Brief.

Bemerkungen über die Braminen. — Einige ihrer Schelmenstreiche. — Glaube der Indier an die Astrologie, Zauberei u. s. w. 309

Zwölfter Brief.

Gesichtszüge der Indier. — Schönheit ihrer Frauenzimmer. — Cölibat. — Ehescheidung. — Heurathsgebräuche. — Vielweiberei. — Verbrennung der Wittwen. — Von den Devadâsi oder Tänzerinnen. 332

Dreizehnter Brief.

Sitten und Gebräuche, Charakterzüge, Tugenden und Laster der Indier oder Hinduer. 363

Seite

Vierzehnter Brief.

Begräbnißceremonien. — Religionsfreiheit. — Anderweitige Gewohnheiten. 381

Fünfzehnter Brief.

Gegenwärtiger Zustand der Künste, Wissenschaften, Handwerke und Professionen bei den Indiern. — Astronomie. — Arzneikunst. — Malerei. — Bildhauerkunst. — Baukunst. — Pagoden, Tempel, und andere Gebäude. 397

Sechzehnter Brief.

Kurzer Abriß der Regierungsverfassung in Indien. — Gesetze. — Gerichtshöfe. — Strafen. 435

Siebzehnter Brief.

Von den Mestizen. — Deren Gebräuche. — Zustand der christlichen Religion in Indien. 454

Achtzehnter Brief.

Von den Parsen und Gebern in Indien. — Ihre Religion, Gebräuche, Industrie u. s. w. 469

Neunzehnter Brief.

Von den Muselmännern in Indien. — Ihr Charakter. — Kurze Geschichte ihrer Eroberungen. 478

Seite

Zwanzigster Brief.

Macht und Stärke einiger Indischen Fürsten. — Kurzgefaßte Geschichte des Hyder Ali. — Seine Regierung. — Sein Charakter. — Sein Sohn Tippu Sultan. — Die Maratten. — Deren Charakter, Land, Regierungsform, Kriegsmacht und Einkünfte. — Die Rajputen. — Der Nizzam. 486

Ein und zwanzigster Brief.

Niederlassungen der Europäer in Indien. — Macht der Englisch-Ostindischen Kompagnie. 518

Zwei und zwanzigster Brief.

Nachrichten von der Englisch-Ostindischen Kompagnie. 533

Drei und zwanzigster Brief.

Reise des Verfassers von Bombai nach Mohha. — Sitten und Gebräuche der Araber. — Der Koran. — Charakter Muhammeds. — Beschreibung der Stadt Mohha und ihrer Einwohner. 544

Vier und zwanzigster Brief.

Suez. — Fahrt auf dem rothen Meere. — Fernere Nachrichten von dieser Reise. 567

Fünf und zwanzigster Brief.

Dschiza oder Dschize. — Reise durch die Wüste. — Beschreibung der Gegend bei Kairo, Giza, und des jetzigen Zustandes von Aegypten. — Die Pyramiden. 573

Seite

Sechs und zwanzigster Brief.

Reise von Dschize nach Alexandrien. — Dermaliger Zustand dieser Stadt. 590

Sieben und zwanzigster Brief.

Stanchia, ehemals Cos genannt. — Bemerkungen über diese Insel. 597

Briefe

über

Ostindien.

Aus dem Italienischen.

Briefe

über

Ostindien.

Erster Brief.

Einleitung. — Schwierigkeit, die Bewohner Ostindiens gehörig zu schildern. — Irrthümer einiger Schriftsteller. — Physische Beschaffenheit von Ostindien. — Beschreibung einiger Vegetabilien, Thiere u. d. g.

Sie fordern mich auf, theuerster Freund, Ihnen eine Schilderung von Ostindien zu liefern, und nehmen für bekannt an, daß ich dieselbe um so leichter zu entwerfen vermöge, da ich mich beinahe zehn Jahre lang in den dasigen Gegenden aufgehalten habe. Gern bin ich erbötig, Ihrem Verlangen zu entsprechen, wenn Sie sich mit einer flüchtig gezeichneten Skizze begnügen wollen; vor allen Dingen muß ich Sie aber ersuchen, jener vorgefaßten Meinung zu entsagen, und sich zu überzeugen, daß gerade das Gegentheil statt finde. Eine geographische Beschreibung jener Länder, kann freilich dem

erfahrenen und unverdrossenen Reisenden eben nicht mehr Mühe verursachen, als die von irgend einem anderen Erdtheile; denn, Städte und Gebäude, Berge und Thäler, Seen und Flüsse, Küsten u. s. w. lassen sich so ziemlich mit einem und demselben Pinsel malen. *) Wer sich hingegen vornimmt, die Sitten und Lebensweise, die Meinungen, die Religion und gottesdienstlichen Gebräuche, die Tugenden und Laster, kurz, die moralische Ansicht eines Volks, zu schildern, der muß allerdings ein geübtes Auge besitzen, das daran gewöhnt ist, die kleinsten Umstände wahrzunehmen, sie mit einander zu vergleichen, und unter allen Gesichtspunkten diejenigen zu wählen, aus welchen sich der ganze darzustellende Gegenstand klar und deutlich überschauen läßt. Hierin liegt der Grund, wie mich dünkt, warum gute und brauchbare Reisebeschreibungen eben so schwer zu verfassen als zu bekommen sind, und warum in den Gemüthern dieser und jener Menschen, welche sich nie aus ihrer Heimath entfernten, von manchen Dingen oft so verworrene und irrige Begriffe entstehen. Da nämlich die Reisenden meistens nur das Seltene und Ungewöhnliche ausheben und aufzeichnen, was sie während ihres Aufenthaltes unter anderen Nationen wahrnehmen, übrigens aber uns selten oder nie benachrichti-

*) Dennoch würde der Herr Verfasser allen Geographiefreunden einen dankwerthen Dienst geleistet haben, wenn er mehr Beiträge zu der Topographie von Indien geliefert hätte; da gerade hierin für die neueste Geographie noch manche Lücke auszufüllen übrig ist. D. H.

gen, ob und in wie fern dieselben in anderen Stücken mit uns Aehnlichkeit haben, so tritt bei Durchlesung solcher Reiseberichte zum öfteren der Fall ein, daß wir dergleichen Völkerschaften als Affen betrachten, oder wenigstens als eine Art von Geschöpfen, die weit mehr Thierisches an sich haben, als wir; gerade so, als wenn der Umstand, daß die Einrichtung ihrer Wohnungen von der unserigen verschieden ist, daß sie sich auf andere Art die Zeit verkürzen, andere Speisen und Getränke zu sich nehmen, statt des Hutes einen Turban, eine Mütze, oder gar nichts auf dem Kopfe tragen; als wenn, sage ich, diese und tausend andere solche Verschiedenheiten dazu geeignet wären, in der Natur des Menschen eine gänzliche Veränderung zu bewirken. Wer giebt uns denn aber das Recht, eine Nation bloß deswegen für Barbaren zu halten, weil ihre Sitten und Gebräuche nicht die unserigen sind? Wenn es möglich wäre, daß ein Grieche, ein Römer, ins Leben zurückkehren, und die Moden der Einwohner von Rom, London, oder Paris, in Augenschein nehmen könnte, gewiß er würde Manches im höchsten Grade albern und lächerlich finden, was wir für äußerst elegant und geschmackvoll halten.

Wenn ich daher in der Folge Gelegenheit nehmen werde, einer oder der anderen bizarren (d. i. von den unserigen abweichenden) Gewohnheit oder Gebrauchs zu erwähnen, der unter den Hinduern, den Muselmännern, den indischen Parsen u. s. w. eingeführt ist, und nach welchem sich sogar die Rajahs, die Für-

sten und andere vornehme Standespersonen zu richten pflegen, so belieben Sie sich gefälligst zu erinnern, daß diese Völkerschaften übrigens in jeder anderen Rücksicht eben so vernünftig handeln, wie wir, daß sie folglich keine Wilden, keine Barbaren sind, und daß jene Fürsten mit den unserigen in allen anderen Stücken weit mehr Aehnlichkeit haben, als diese sich vielleicht vorstellen.

Der Hauptpunkt, weshalb es so schwer ist, ein treffendes Gemälde von Indien zu entwerfen, besteht eigentlich darin, daß es nicht darauf ankömmt, etwa nur eine, sondern mehrere Völkerschaften zu schildern, die allesammt mit einander untermischt, verflochten und gleichsam verschmolzen sind, so daß man nicht selten unter einem und demselben Souverän, und in dem nämlichen Gebiete Muselmänner, Christen, Parsen oder Gebern, Hinduer oder Gentuer, kurz, Heiden oder Götzendiener jeder Art, antrifft, welche letztere sodann wieder eben so viele besondere Völkerschaften ausmachen, als es unter ihnen Kasten, oder Stämme giebt. Dies ist aber noch nicht Alles, was in Betreff dieses sonderbaren Gemengsels Erwähnung verdient; denn einige der eben erwähnten Muselmänner bekennen sich zur Sekte des Ali, andere zu jener des Omar; einige kamen aus Arabien nach Indien, andere aus der Tatarei, oder aus Persien, und alle brachten ihre besonderen Meinungen, Sitten und Gebräuche mit. Nicht geringer ist die Verschiedenheit unter den Christen, die theils aus Katholiken,

theils aus Protestanten, Nestorianern oder, wie zu Trankebar, aus Herrnhutern bestehen. Erinnern Sie sich hiernächst der Engländer, Portugiesen, Holländer und übrigen Europäer; dann der Armenier und anderer Fremden, welche sich wegen Handelsgeschäften hie und da in Indien niedergelassen haben, so werden Sie von selbst einsehen, daß die Schwierigkeit, Ihnen von diesem Lande einen richtigen Begriff beizubringen, immer mehr und mehr zunimmt. Dies erhellet nur allzu deutlich aus den vielen und mancherlei Beschreibungen, die wir bis jetzt von diesem Lande erhalten haben, und worin man eine Menge theils unrichtiger, theils übertriebener, theils grundfalscher Angaben findet. Nur wenige derselben gewähren eine erträgliche Lecture, wenn man sie an Ort und Stelle liest; denn ihre Verfasser reden von Indien auf eben die Art, wie die Dichter von den elysäischen Feldern, dem Lethe, dem Styx, und anderen imaginären Dingen reden, die keiner von ihnen je mit Augen sah, und jeder in seiner eigenen Manier beschrieb. So eben lese ich z. B. in einem Buche, welches mir zufälligerweise in die Hände gekommen ist, und worin unter anderen ein Langes und Breites von der Malabarküste erzählt wird, es fänden sich daselbst keine anderen Elephanten, als nur solche, die aus Siam und den angränzenden Ländern dahin gebracht würden. Gleichwohl habe ich in den sogenannten Anamale, oder Elephantenbergen, eine Menge dieser Thiere mit meinen eigenen Augen gesehen. Ferner heißt es, die Malabaren wären sehr für ihre Haare besorgt, und ließen sie die Länge lang herunterhängen; und dennoch

pflegen fast alle Malabaren sich das Haar abscheren und nur ein kleines Büschel auf dem Wirbel stehen zu lassen. An einer anderen Stelle wird gesagt, sie trügen weit weniger Bedenken einen Mord zu begehen, als sich eines Diebstahls schuldig zu machen. Dies ist, wenigstens heutzutage unwahr, und mag wohl überhaupt nie wahr gewesen seyn. Daß es in Malabar Tiger gäbe, die so groß wie ein Pferd seyen, ist äußerst übertrieben; denn die eigentlich sogenannten malabarischen Tiger sind von einer viel kleineren Art. *) Von gleichem Gehalte ist die Nachricht, daß der Betel, welchen die Indier zu kauen pflegen, eine Wurzel sey, da er doch nur ein Blatt ist; daß sie die Sonne und den Mond als ihre vornehmsten Gottheiten verehren; daß die meisten Affen in Indien dunkelgrüner Farbe seyen; und daß die Elephanten während der Feldschlachten schwere Kanonen auf dem Rücken tragen, welche man abfeuere, ohne daß es diesen Thieren das mindeste Schrecken verursache. Die Kanone, heißt es in dem gedachten Buche, liege auf einer Lavette und das Ganze werde mit starken Sei=

*) In den südlichen Gegenden der Küste von Malabar, sind die Tiger sehr klein. In Kargo hingegen, in Kanara und den nördlichen Gegenden der Küste, welche noch immer von einigen, wiewohl ganz unrichtig, die Malabarische genannt wird, erreichen sie allerdings eine beträchtliche Größe. A. d. O.

Man vergleiche damit die Nachrichten von Fra Paolino de San Bartolomeo, (S. 217 der teutschen Uebersetzung) wo von dreierlei Tigern in Malabar gesprochen wird. D. H.

len an eine Art von Saumsattel befestigt, den man dem Elephanten auf den Rücken lege. Unmittelbar hinter der Kanone stehe der Konstabler mit seinen Kugeln, Pulvervorrathe, brennender Lunte, und anderen Erfordernissen.

An dieser ganzen Erzählung ist nicht ein wahres Wort; denn der Elephant ist von Natur ein sehr schüchternes Thier, das sich besonders vor dem Feuer und dem Geschütze fürchtet. Indeß thut er allerdings überaus gute Dienste, sobald es darauf ankömmt, die Artillerie und andere Kriegsgeräthschaften in sandigem oder sumpfigem Boden fortzuschaffen und andere dergleichen Arbeiten zu verrichten, wozu eben so viele Leibesstärke als Ausdauer erforderlich ist.

Ein Franzos (Herr von St. Foix) erzählt unter anderen, daß eine der vornehmsten Kasten oder Volksklassen in Karnate, Namens Kàvara, von einem Esel abstamme, die Esel als ihre Brüder behandle, sie bei jeder Gelegenheit in Schutz nehme und zu vertheidigen suche, und diejenigen, von welchen sie mißhandelt würden, vor Gericht belange. Diese Nachricht gründet sich bloß darauf, daß die eben genannte Kaste viele Esel zieht und mit diesen Thieren einen beträchtlichen Handel treibt; alles Uebrige ist weder mehr noch weniger als eine Lüge.

Guthrie, Verfasser eines in englischer Sprache geschriebenen Lehrbuchs der Geographie (a geographical

Grammar), die in Jedermanns Händen ist *), scheut sich nicht zu sagen, daß das Vorgebirg Komorin, ob es gleich nur einen Landstrich von drei Meilen umfaßt doch hauptsächlich deswegen berühmt sey, weil sich daselbst ein Garten befinde, in welchem die beiden Jahreszeiten so nahe an einander gränzen, daß die Bäume auf der einen Seite mit Blüten und Früchten beladen, auf der anderen hingegen gänzlich entlaubt seyen. **) Dies, liebster Freund, und tausend andere solche Dinge, sind weiter nichts als Mährchen; und dennoch unterläßt man nicht, dergleichen Mährchen immer von neuem im Publicum zu verbreiten, ohne daß es Jemanden einfällt, dieselben zu widerlegen, oder sie wenigstens zu berichtigen. Doch, es würde mich zu weit von meinem Zwecke führen, wenn ich mich darauf einlassen wollte, die Fabeln, Irrthümer, und Unrichtigkeiten, welche man fast in allen Beschreibungen Indiens wahrnimmt, nur anzuzeigen.

In Betreff alles dessen, was auf die Geographie dieser Länder Bezug hat, habe ich Ihnen wenig oder nichts zu sagen. Der Major Rennel hat dieselbe vermittelst seiner Charte, und der dazu gehörigen Abhandlung möglichst ins Licht gesetzt. Diese Charte ist zwar nicht ganz von Fehlern frei, und es finden sich noch zur Zeit

*) Nur in Teutschland nicht! D. H.

**) Gerade dasselbe sagt auch Langstedt in seinen Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, S. 116. D. H.

mancherlei Lücken darin *); so lange wir aber keine bessere besitzen, und so lange jene, die dem Vernehmen nach in Bengalen unter der Aufsicht des Obersten Reynolds veranstaltet wird, noch nicht herausgekommen ist, verdient sie hauptsächlich hierüber zu Rathe gezogen zu werden; so wie Rennel's Buch vor allen anderen, die man über Indien geschrieben hat, den Vorzug verdient. Ich rathe Ihnen daher, diese Charte nebst dem eben erwähnten Buche jedesmal zur Hand zu nehmen, wenn Sie die Briefe durchlesen, die ich Ihnen in der Folge zuschicken, und worin ich Ihnen dasjenige kürzlich mittheilen werde, was ich entweder mit eigenen Augen gesehen und beobachtet, oder, nach der genauesten und sorgfältigsten Erkundigung, mit Beihülfe glaubwürdiger und hinlänglich unterrichteter Personen, in Erfahrung gebracht habe; und zwar so, daß ich mich immer bloß darauf einschränke, Ihnen über das, was ich sah oder hörte, meine Meinung offen herauszusagen.

Ich werde Sie nicht auf dem unbekannten Wege Alexanders des Großen in die nördlichen Gegenden von Indien führen. Eben so wenig werde ich mich darum bekümmern, wo und in welcher Stadt dieser berühmte Eroberer sein Standquartier hatte; wie diese oder jene Provinz eigentlich genannt wurde; und was er da oder dort vornahm. Denn, ich möchte wohl wissen, was dergleichen eben so verworrene als mühsame Untersuchun-

*) Warum zeigt uns der Verfasser diese nicht an? Dies ist nicht zu entschuldigen. D. H.

gen, oder vielmehr Vermuthungen und Zweifel, für Nutzen oder Vergnügen gewähren, ungeachtet man dieselben mit so vieler Aengstlichkeit, Mikrologie, und lächerlichem Dunkel, anstellet. Wer seine Neugierde, was ihm aber wohl schwerlich gelingen dürfte, zu befriedigen wünscht, dem steht es ja frei, die Antiquitätenkrämer zu Hülfe zu nehmen, und sich in deren Gesellschaft nach Belieben zu ergötzen, oder vielmehr zu ennuyiren. Was Thoren schreiben, sagt ein gewisser Engländer, verdient nur von Thoren gelesen zu werden. Alexander mag auf seinem Heerzuge wohl schwerlich so viel ausgestanden haben, wie ein gewisser neuerer Schriftsteller, der sich der undankbaren Mühe unterzog, denselben zu beschreiben; denn nach der eigenen Versicherung dieses letzteren, hatten seine dieserhalb angestellten Bemühungen die Folge, daß dadurch seine Gesundheit gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Das nenne ich doch sein eigenes Beste für ein Nichts aufopfern!

Uebrigens habe ich bei dieser Einleitung keineswegs die Absicht, Ihnen vorspiegeln zu wollen, als wenn ich mich nicht in Betreff mehrerer Puncte, besonders aber in Ansehung der indischen Theologie und Mythologie, ebenfalls irren könnte. Ich bin überhaupt, weder unter den Indiern noch unter den Europäern als ein großer Theologe bekannt. Sie haben daher weiter nichts von mir zu erwarten, als daß ich Ihnen das, was ich von den Braminen vernehme, ganz unbefangen wieder erzähle, und Ihnen bloß zeige, was ich für wahr, für zweifelhaft, oder wahrscheinlich halte. Ue-

berhaupt war und bin ich der Meinung, daß eben nicht Alles, was uns die Schriftsteller von dergleichen Dingen erzählen, für untrüglich zu halten, und bis zur mathematischen Gewißheit erwiesen ist; im Gegentheile kömmt es mir oft vor, als wenn sie uns geflissentlich im Schlaraffenlande herumführten, und darauf ausgiengen, uns den Verstand zu verwirren. Ich muß gestehen, daß ich bei Durchlesung solcher Schriften durchaus nicht begreifen kann, wo die Verfasser derselben alle die schönen Sachen hergenommen haben, die sie uns auftischen, und die wir, selbst gegen unsern Willen, von ihnen annehmen sollen. Dagegen können sie sich aber auch fest darauf verlassen, daß ich weder Zeit noch Lust habe, sie zu widerlegen oder nur im mindesten zu bewundern. Ist es doch, wenn man ihnen so zuhört, nicht anders, als hätten sie in jenen uralten und längst verfallenen Tempeln, die dem Bachus, der Isis, dem Brama, gewidmet waren, die Stelle der Hohenpriester bekleidet; als hätten sie den Plan zum babylonischen Thurmbaue entworfen, und darüber die Aufsicht geführt; als hätten sie bei der Semiramis, bei den Staatsministern des Belus, als Geheimschreiber, oder unter dem Sesostris als Heerführer gedient.

Unter allen europäischen Nationen kann keine über Indien so zuverlässige Auskunft ertheilen, wie die Engländer; abgerechnet, daß sie dies Land, aus welchem sie so unermeßliche Reichthümer ziehen, und worin sie den unumschränkten Herrn spielen, bisweilen mit zu

günstigen Augen, und aus einem allzu vortheilhaften Gesichtspuncte betrachten.

Die Asiatic Researches, deren öffentliche Bekanntmachung eine gelehrte Gesellschaft in Kalkutta besorgt, sind unstreitig das Beste, was noch zur Zeit über Indien geschrieben worden ist; denn die darin enthaltenen Nachrichten gründen sich durchgehends auf Originalurkunden, deren Authenticität von Niemanden bezweifelt wird. Indessen muß ich offenherzig gestehen, daß es mir vorkömmt, als wenn der Eifer der gedachten Gesellschaft, seit dem Absterben ihres Präsidenten, des Sir William Jones, ein wenig erkaltet sey. So viel ist wenigstens richtig, daß sie seit jenem Zeitpuncte sich bloß mit solchen Dingen beschäftigt, die von geringem Belange sind, und die Erwartung, welche man von ihr hegte, weit hinter sich lassen.

Ich will nun in diesem Briefe den Anfang machen, Ihnen die physische Beschaffenheit des Landes zu schildern.

Was den Europäer, sobald er zum ersten Male in die südlichen Gegenden von Indien kömmt, am stärksten überrascht, ist dies, daß er daselbst eine auffallende Verschiedenheit in Ansehung des Pflanzenreichs wahrnimmt. Kräuter, Gesträuche, Bäume, Alles hat hier ein ganz anderes Ansehen. Die Vegetation selbst scheint hier ganz andere Gesetze und Vorschriften befolgen zu müssen. In Europa muß sie das Jahr hindurch eine

Zeitlang ruhen; in Indien hingegen ist sie in immerwährender Thätigkeit, die weder von Schnee, noch Eis, noch rauhen Nordwinden gehemmt wird. Die Bäume sind immer belaubt, und ehe sie noch ihre bereits zur Reife gediehenen Früchte verlieren, kommen schon wieder neue zum Vorschein. So giebt es z. B. das ganze Jahr hindurch Bananas, *) auf Malabarisch Kúámpalam genannt, und einige andere ganz vortreffliche Obstarten, womit täglich die Tafel besetzt wird. Man hat mehrere Sorten Bananas, die bald größer bald kleiner, bald mehr bald weniger schmackhaft sind, und auf verschiedene Art benannt werden. Die lieblichste unter allen, hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen muskatellerartigen Geschmack, ist derber von Fleisch, und auch viel kleiner als die andern.

Sie erachten von selbst, daß ich mich unmöglich darauf einlassen kann, eine so große Anzahl von allerlei Pflanzen, Körnern, Blüten und Früchten zu beschreiben; denn die Schwierigkeiten eines so viel umfassenden Unternehmens würden meine Kräfte weit überwiegen. Auch ist es äußerst schwer, wo nicht unmöglich, Jemanden von einer Pflanze, einer Frucht, ihrer Farbe und ihrem Geschmacke, bloß durch Worte einen deutlichen Begriff beizubringen. Dies ergiebt sich zur Genüge aus der Menge jener unnützen Beschreibungen, die man in verschiedenen Büchern nachlesen kann. Wie oft bin ich nicht mit dem Buche in der Hand unter den darin

*) Frucht der Musa sapientum. D. H.

beschriebenen Bäumen umhergegangen, ohne nur einen einzigen nach den darin angegebenen Kennzeichen unterscheiden zu können.

Der Pinsel und Grabstichel thun in diesem Falle weit bessere Dienste, als die Feder. Das Buch, welches unter dem Titel: Hortus Malabaricus im Drucke erschienen ist, wird Sie in Stand setzen, sich von den indischen Pflanzen einen Begriff zu machen. Dasselbe gilt auch von dem Herbarium Amboinense des Rumph, welches Johann Burmann in einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben hat. Ersteres besteht, wenn ich nicht irre, aus zwölf, letzteres aber aus sechs Foliobänden. Die darin enthaltenen Abbildungen sind überaus schön in Kupfer gestochen, und das eine wie das andere macht den Holländern ungemein viel Ehre, obgleich beide, wegen der Reichhaltigkeit des Gegenstandes, nichts weniger als vollständig sind. Auch Valentyn, *) der ebenfalls ein geborner Holländer war, hat sich in diesem nämlichen Fache als einer der besten Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht. Ueberhaupt muß man den Holländern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie es, was diesen Punct anbetrifft, allen andern europäischen Nationen zuvor gethan haben. Es gelang ihnen auch, sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen sehr ansehnlichen Vorrath von allerlei amerikanischen Pflanzen zu verschaffen,

*) In seinem Werke: Oud - en Niew - Oost - Indien. D. H.

und durch ihren beharrlichen Fleiß überall Fruchtbarkeit und Ueberfluß in einem Lande zu verbreiten, welches die Engländer, wegen der Unfruchtbarkeit, wozu es von der Natur verdammt zu seyn schien, verlassen hatten.

Bei so bewandten Umständen, will ich Ihnen nur ganz kurz einige flüchtige Bemerkungen über verschiedene Producte des Pflanzenreichs mittheilen. Der Baum, welcher in der Sanskritsprache Batta, von den Europäern der Banianenbaum, vom Linnée Ficus Indica, *) und von den Malabaren Al-Maron, genannt wird, wird von den Indiern für heilig gehalten, und ist wirklich ein bewunderswerther Baum. Er giebt in Ansehung seiner Höhe und seines Stammes den stärksten Eichen nichts nach, und treibt eine Menge hoher ringsum verbreiteter Zweige, die, wie eben so viele Stricke oder Seile, von beträchtlicher Länge und Dicke, senkrecht zur Erde herabsprossen, hier Wurzel schlagen, von da neue Stämme treiben, den Zweigen, mit welchen sie in Verbindung stehen, frische Säfte zuführen, und ihr Wachsthum befördern. Diese letzteren werden daher immer stärker, breiten sich immer weiter aus, und bringen wieder neue Zweige hervor, welche sich eben so wie jene in die Erde verkriechen, und nach und nach wieder neuen Stämmen und Bäumen das Daseyn geben, die sich eben so wie die vorigen fortpflanzen. Auf diese Art könnte aus einem einzigen Baume ein ganzer Wald entstehen, der eine große Strecke Landes

*) Eigentlich Ficus benjamina. D. H.

bedecken würde, wenn man, anstatt seine Wurzeln abzuhauen und sie vertrocknen zu lassen, einige Sorgfalt auf ihre Wartung und Pflege verwendete. Welche Zierde würde nicht ein solcher Baum den Bosquets und Spaziergängen unserer europäischen Gärten gewähren, wenn der Versuch gelänge, ihn dahin zu verpflanzen! Da jedoch derselbe, wenn ich mich anders dieses Ausdrucks bedienen darf, so leicht fortwurzelt, so hat dies die Folge, daß die Stämme dicht in einander wachsen, übrigens aber gleichwohl so vielen Zwischenraum lassen, daß sich Schlangen und andere Thiere darin verbergen können. Diesem Uebel würde sich jedoch leicht abhelfen lassen, wenn man dafür besorgt wäre, die unnöthigen Auswüchse wegzuschneiden, das Ganze gehörig auszuputzen, und es auf eine eben so zierliche als zweckmäßige Art zu vertheilen.

Wenn in die Rinde dieses Baums ein Einschnitt gemacht wird, so erhält man aus demselben eine klebrige Milch, die einen brenzlichten Geschmack hat. Will man ihn fortpflanzen, so darf man nur einen Zweig, ungefähr von der Dicke eines Mannesarms abschneiden, und ihn in stark befeuchtete Erde stecken, wo er sodann in kurzer Zeit Wurzel schlägt, und zu wachsen beginnt. Die Indier pflegen den Al = Maròn in der Nähe ihrer Wohnungen, der Pagoden oder Tempel, und an andern dergleichen Orten zu pflanzen, wo viele Menschen zusammen kommen; denn seine weit verbreiteten Zweige gewähren eine undurchdringliche Schutzwehr gegen die drückende Sonnenhitze. Uebrigens ist das Holz dieses

großen und wunderschönen Baums nicht viel nütze, so daß man es weder zum Bauen, noch zu Schreinerarbeiten, gebrauchen kann. Er trägt eine kleine Frucht, die, wenn sie völlig zur Reife gediehen ist, roth aussieht, aber weiter zu nichts taugt, als daß sie den Raben und andern Vögeln zur Nahrung dienet.

Man hat in Indien einen Baum dieser Art, der sowohl wegen seines ungeheuern Umfangs und seines hohen Alters, als auch wegen der Feste, welche die Indier zu gewissen Zeiten unter ihm zu feiern pflegen, ganz außerordentlich berühmt ist. Er befindet sich in der Provinz Guzzurate, und wird Kobir-Bor genannt. Seine Hauptstämme haben heutiges Tages wenigstens zwei tausend Fuß im Umfange, und sind alle von eben der Stärke wie unsere Eichen und Buchen. Der Umfang der kleinern Stämme beträgt mehr als drei tausend Fuß. In älteren Zeiten war er noch größer, allein die Strömung des Flusses Nerbuda, welcher das kleine Eiland bildet, worauf er befindlich ist, hat einen Theil davon weggeschwemmt. Ich habe zwar diesen Baum nicht mit eigenen Augen gesehen; allein nach ein Paar ähnlichen zu urtheilen, die ich anderswo wahrgenommen habe, trage ich nicht das mindeste Bedenken, dasjenige was man mir davon erzählt hat, für wahr zu halten. Die Indier tragen sich allgemein mit der Sage, daß er über drei tausend Jahre alt sey.*)

*) Dies ist die Art, welche Pagodenbaum (Ficus religiosa) genannt wird. D. H.

Das Bambu *) ist eine Art Rohr, von der Dicke eines Arms, mitunter auch wohl des Schenkels eines Mannes, und hat noch überdies die besondere Eigenschaft, daß es nicht so zerbrechlich wie anderes Rohr, sondern im Gegentheile außerordentlich hart und fest ist. Seine Sprößlinge, die zwar starke Fasern haben, aber sehr leicht sind, erreichen die Höhe der größten Bäume. Sie stehen so dicht beisammen, und sind so sehr mit einander in Bündel vereint, daß zwischen ihnen kaum eines Palms breit, und oft noch weniger, Platz bleibt. Ihre zwar kleinen, aber außerordentlich zähen und mit Dornen bewachsenen Zweige, die aus den knotigen Ansätzen des Stammes hervorsprossen, verwickeln und schlingen sich so in einander, daß es ganz und gar nicht möglich ist, einen so dicht verwachsenen und aus so harten Rohrstämmen bestehenden Wald zu durchbrechen; es müßte denn seyn, daß man sie umhauete, oder je zwei und zwei derselben wegschnitte, welches unbeschreiblich viele Mühe und Arbeit erfordern würde. Die Indier haben daher Anlaß genommen, einige ihrer Forts mit solchen Bambushecken zu umgeben, welche dem Feinde ein weit größeres Hinderniß entgegenstellen, als Wall und Mauern, weil er mit seiner Artillerie wenig oder nichts dagegen ausrichten kann. Diese Forts sind hinter solchen Hecken gar nicht wahrzunehmen, so daß man oft dicht vor der Mauer steht, ehe man sie ansichtig wird.

*) Arundo Bambu. D. H.

Das Bambusrohr dienet zu mancherlei Gebrauch. Man verfertigt daraus Trinkgefäße, große Krüge, um Wasser darin zu holen, auch Matten und andere dergleichen Geräthschaften. Es wird Zucker daraus gesotten; aus den zärtern Sprößlingen bereitet man Essig, desgleichen auch eine Art von Konfekt. Die Knoten dieses Staudengewächses enthalten einen dicken und süß schmeckenden Saft, der mit der Zeit hart wird, und sich in eine Art Stärke verwandelt, die aus Stücken besteht, und unter der Benennung Tabaxir bekannt ist. Vor nicht gar langer Zeit hat man die Entdeckung gemacht, daß dieser Saft viele aufgelöste Bestandtheile von Kieselerde enthält. Sollte es nicht möglich seyn, den Bambu nach Europa zu verpflanzen?

Den Kokosbaum, oder den Tenga, nebst einigen andern Pflanzen, hat bereits Raynal in seiner Geschichte beider Indien beschrieben. Da nun dieses treffliche Werk, ungeachtet der darin enthaltenen Unrichtigkeiten, allem Vermuthen nach auf die Nachwelt kommen wird, und jene Beschreibung nicht ganz genau zutrifft, so wird es mir um so mehr vergönnt seyn, darüber eine und die andere Bemerkung zu machen. Er sagt nämlich, der Stamm des Tengabaums sey der ganzen Länge nach von einerlei Wuchs. Dies stimmt nicht ganz mit der Wahrheit überein, denn unweit der Erde ist er viel dicker. Auch ist sein Holz nichts weniger als schwammig, sondern vielmehr sehr hart, obgleich nicht dicht. Sein Wipfel soll, nach Raynal, aus einer Krone von zehn bis zwölf Blättern bestehen.

Die Anzahl dieser Blätter beläuft sich aber wenigstens auf zwanzig bis dreißig; ausgenommen bei einigen Kokosbäumen, welche durch die Länge der Zeit viel gelitten haben, und keine Früchte mehr tragen. Man kann nicht sagen, daß der Saft, welcher in der Kokosnuß enthalten ist, außerordentlich kalt sey, und widerlich süß schmecke. Er ist köstlich; und hat vielleicht nur für denjenigen einen widrig süßen Geschmack, der ihn zum erstenmal versucht. Denn, wie oft tritt nicht der Fall ein, daß eine Fleischspeise, eine Obstart, ein Getränk, das man zum ersten Male kostet, einen gewissen Ekel erregt, der allen diesen Dingen einen ganz andern Geschmack mittheilt, als man ihnen zur andern Zeit anmerkt. Die Wurzeln des Tenga sind nach Verhältniß des Stammes außerordentlich klein, ihre Menge ersetzt aber dasjenige, was ihnen in Ansehung der Größe abgehet. Ungegründet ist es, daß sie der Wind, wenn er auch eben nicht stark geht, umwerfen könne; es müßte denn seyn, daß der Boden sehr feucht und locker wäre, wie solches nach starken Regengüssen oft der Fall ist. Diese Wurzeln sind fast durchgehends nicht dicker als eine Federspule. Ein gewisser Engländer, der sich das Anpflanzen der Kokosbäume zum eigenen Geschäft machte, hat mich versichert, daß jede Saftröhre, vermittelst welcher der Baum seine Nahrung an sich zieht, eine bestimmte Anzahl Wurzeln treibe.

Der Kokosbaum gedeihet nirgends besser, als in einem sandigen und zugleich bewässerten Boden, unweit der See. Die Anhöhen hingegen und ein harter

Boden, sind ihm nicht zuträglich. In Travankor und Tanschaur hat er einen viel schönern und stolzern Wuchs, als in andern Gegenden.

Weiter habe ich Ihnen nun nichts mehr von diesem Baume zu sagen, dessen in allen über Indien geschriebenen Büchern gedacht wird. Vielleicht wird es Sie befremden, daß ich mich nicht darauf einlasse, denselben (wie solches bereits von mehrern andern Schriftstellern geschehen ist) ausführlich zu beschreiben, und Ihnen dennoch die, dem Anschein nach, so geringfügigen Bemerkungen mittheile, welche Sie so eben gelesen haben. Ein so merkwürdiger Baum, wie dieser, ist es aber allerdings werth, daß man ihn ganz genau kennen lernet; da er alle andern in Ansehung seiner Nützlichkeit weit übertrifft und als der König der Bäume zu betrachten ist.

Mehrere Gattungen Indischer Pflanzen, sind unsern Botanikern gar nicht bekannt; und dennoch bin ich sehr überzeugt, daß hier der Ort ist, wo sie ihre Kenntnisse ungemein erweitern und viel tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringen könnten, als anderswo. Sie zeigt sich unter dem dasigen Himmelsstriche ganz außerordentlich wirksam, und ist in immerwährender Thätigkeit. Der Boden ist fett, es fehlt nicht an starkem und anhaltendem Regen, die Strahlen der Sonne verbreiten eine außerordentliche Wärme, kurz, alle Naturkräfte, welche Leben und Thätigkeit befördern, scheinen einander gegenseitig auf eine bewundernswürdige

Weise zu unterstützen und beizustehen. Es ist nicht anders, als wenn man die allmählige Entwickelung, das Wachsen, Blühen und Fruchten gewisser Vegetabilien, mit sichtlichen Augen wahrnehmen könne. Wie mannichfaltig, wie prachtvoll, sind nicht ihre Zweige, Blätter, Bluthen und Früchte! Wie nahe stehen und wachsen sie nicht bei einander, ohne daß eine die andere, wenn ich so sagen darf, beneidet, oder ihr die Nahrung entzieht, welche die Natur ihnen allen im Ueberflusse darreicht! Welch ein immerwährendes, unübersehbares Grün! Welche Fülle und Schönheit der Zweige! Welche Menge großer und kleiner Bäume, deren frische hellglänzende Blätter, die des Lorbeerbaums weit übertreffen, oder ihnen wenigstens nicht nachstehen.

Ich habe, besonders in den sogenannten Gat oder Gategebirgen, und in den Anamale *) auf der Küste von Malabar **), manche Gegenden, manche

*) Auch Elephantenberge genannt. D. H.

**) In diesen Waldungen giebt es eine Menge Bienenschwärme, von welchen man ganz vortreffliches Honig und Wachs gewinnt. Auch hält sich hier keine kleine Anzahl Tiger auf, die, wenn sie der Hunger plagt, die Kinder dieser wilden Bergbewohner fortschleppen und auffressen. Ich hatte zwar nie Gelegenheit, mit diesen Menschen in ihren fast unzugänglichen Wohnungen zusammenzukommen, war aber dabei zugegen, als etwa hundert derselben, oder noch mehrere, bei dem Minister des Königs von Travankor in der Absicht sich einfanden, denselben um eine gewisse Vergünstigung zu ersuchen. Diese Menschen reden eine Sprache

Wälder und Gehölze durchstreift, wo mich, ich muß es offenherzig gestehen, der lebhafteste Unwille ergriff, daß ich nicht mehr Zeit und Fleiß darauf verwendet hatte, die Naturgeschichte zu studiren. Wie oft stand ich, in tiefe Betrachtungen versenkt, zwischen ungeheuern Felsenmassen, an Abgründen und Waldströmen, auf Höhen und in Thälern, und bewunderte jene zahllosen,

die von anderen, wenigstens von der malabarischen, merklich abweicht. Es giebt unter ihnen keine Kasten oder abgesonderten Stämme. Sie wohnen, in der Absicht sich vor den wilden Thieren, besonders bei Nachtzeit in Sicherheit zu setzen, in kleinen Hütten, welche sie auf die Aeste der Bäume bauen, und steigen auf Leitern hinan, die sie nachher wegnehmen. Sie sind völlig frei und unabhängig; denn nur selten wagt sich ein Europäer in diese entlegenen Berggegenden, der die Sitten ihrer dürftigen Bewohner verderben könnte. Es fehlt ihnen an Salz, und man kann ihnen kein angenehmeres Geschenk machen, als wenn man ihnen eine kleine Quantität desselben mittheilt. Wenn sie von ihren Gebirgen herabkommen, so geschieht es bloß in der Absicht, einige Elephantenzähne, Felle u. dergl. gegen andere Tauschwaaren abzusetzen. Sie bauen wenig oder gar keinen Reis, und leben daher größtentheils von Kräutern, Wurzeln, wildwachsendem Obst und Wildpret. Der Häuptling derer, die ich bei dem königlichen Minister sah, hielt eine Rede an denselben, die von vieler Dreistigkeit zeugte. Jährliche Abgaben mögen diese Leute wohl nicht zu entrichten haben. Sie bringen zwar dem Könige von Zeit zu Zeit eine kleine Anzahl Tigerfelle, eine gewisse Quantität Cardamomen und etwas Geld; dies mag wohl aber nicht sowohl ein förmlicher Tribut, als vielmehr ein Geschenk seyn; welches sich daraus schließen läßt, daß sie allemal eine Vergeltung erwarten. A. d. Verf.

majestätischen, mit einem nie verwelkenden Grün bekleideten Bäume, deren einige so alt wie die Welt zu seyn scheinen, auf deren weit verbreiteten Zweigen eine Menge Affen und andere vierfüßige Thiere herum hüpfen, und ganze Heerden schön befiederter Pfauen, Papagaien, und unzählige andere Vögel, ihre Nester bauen! Wie oft weilte mein forschender Blick auf jenen zärtern Stämmen, welche die Natur bloß deswegen so reichlich mit Laub bekleidet, damit es den wilden Elephanten, den Bewohnern und Beherrschern dieser Wälder, den Rehböckchen, Dammhirschen *) und Büffeln, welche hier alle in unbeschreiblicher Menge umherirren, zur Nahrung diene! Welches Vergnügen gewährte mir nicht das Anschauen so mannichfaltiger wildwachsenden Obstarten und Früchte!

Wie gern machte ich hier einige, wenigstens flüchtige Abschweifungen, in diesem über alle Beschreibung schönen indischen Pflanzenreiche! Leider muß ich aber offenherzig gestehen, daß mir die Botanik, so gern ich sie im Buche der Natur studiere, in den Büchern der Schriftsteller nie viel Vergnügen gewährte; denn meines Erachtens wird sie hier viel zu trocken und geschmacklos vorgetragen, welches hauptsächlich von der ungeheueren Menge griechischlateinischer Wörter herrührt, womit man sie auf eine eben so übertriebene als unnöthige Weise überladen hat. Fehlt es denn etwa in den neueren Sprachen an

*) Wahrscheinlich richtiger Antelopen von verschiedenen Arten. (M. s. Fra Paolino, S. 220.) D. H.

eben so kurzen und treffenden Benennungen, deren man sich statt jener bedienen könnte? Sollte man sich nicht angelegen seyn lassen, diese Wissenschaft, hauptsächlich zum Behufe der Bauern und Ackerleute, auf eine faßlichere Art einzukleiden? Woher mag es wohl kommen, daß unsere Botaniker nicht ernstlicher darauf bedacht sind, die Eigenschaften der Pflanzen zu erforschen; zu bestimmen, ob und in wie fern sie für Menschen und Thiere von Nutzen sind; wie man es anzufangen habe, für ihr Fortkommen zu sorgen und ihre Krankheiten zu heilen; und welche sich am besten aus Asien, Afrika und Amerika nach Europa, oder umgekehrt, aus diesem Welttheile in jene versetzen lassen? Kurz, es scheint mir, als wenn man den Nutzen und die Wichtigkeit dieser Wissenschaft noch zur Zeit wenig oder gar nicht berücksichtigt, sondern sich vielmehr darauf beschränkt habe, die Abtheilungen und Unterabtheilungen der Nomenclaturen mehr und mehr zu vervielfältigen.

So ein großer Mann auch Linné war, so klein ist die Anzahl derer, die seine Schriften lesen; und dennoch ist gewiß keiner darunter, der nicht gern Pfersiche und Kirschen speiset, ohne vielleicht daran zu denken, daß solche zuerst von den Römern nach Europa verpflanzt worden sind.

Der Oelbaum, die Hanfpflanze, und fast alle jene Blumen, Gemüse und Obstarten, welche heutiges Tages in unseren Gärten wachsen, sind einst aus fernen Weltgegenden hierher gebracht worden, wie zum Theil

ihre Benennung noch jetzt deutlich genug zu erkennen giebt.

Sollten sich denn nicht der Mangobaum, der Behen- oder Oelnußbaum (Guilandina moringa) der Jackabaum (Artocarpus), der Gujavabirnbaum, und so manche andere *), theils obsttragende, theils als Bauholz zu benutzende Bäume, und von so vielen anderen Pflanzengattungen wenigstens einige, wo nicht in die nördlichen, doch wenigstens in die südlichen Gegenden Italiens, nach Neapel und Sicilien, verpflanzen lassen, und daselbst fortkommen?

Die zahmen Thiere sind in Indien dieselben wie in Europa; nur mit dem Unterschiede, daß der Elephant, das Kameel und mehrere andere ebenfalls darunter gehören. Insekten und kriechende Thiere giebt es hier von allerlei Arten und Gattungen. Sie vermehren sich außerordentlich schnell, und in so ungeheuerer Menge, daß man sich ihrer, besonders zu gewissen Jahreszeiten durchaus nicht erwehren kann. Vor vielen anderen will ich hier nur der Carià erwähnen, die von den Europäern die weiße Ameise genannt wird, und beim Linné unter dem Namen Termes fatale vorkömmt. Dieses Insect, welches nicht größer als eine gewöhnliche Ameise ist, sieht am Körper weißlicht, am Kopfe gelblicht aus, und hat ein so hartes scharfes Ge-

*) Der Verfasser nennt noch einen Caggivero, einen Attèro u. s. w. D. H.

biß, daß es die härtesten Holzarten zermalmt, mit Ausnahme einiger wenigen, wie z. B. des Teka und Bitte*), die es nie anrührt. Es ist außerordentlich behend, vermehrt sich binnen wenig Tagen in unglaublicher Menge und zernagt in der Geschwindigkeit Tuch, Leder, Horn, kurz alles, was ihm vorkömmt. Nichts bleibt von diesem gefräßigen, Alles zernichtenden Insect verschont, als Bäume, Kräuter und Wurzeln, wenn sie noch jung und frisch sind. Man hat Beispiele, daß es oft binnen wenig Minuten einen Haufen Bücher, eine Theebüchse, und andere dergleichen Dinge kurz und klein fraß. Es ist im Stande die fürchterlichsten Verwüstungen anzurichten, wenn man nicht fleißig nach seinen Effecten sieht, und sie von einer Stelle zur anderen schaffen läßt. Gestattet man ihm, die Dächer der Häuser zu gewinnen, die man mit Kokosblättern zu decken pflegt, so sind dieselben in kurzer Zeit überall durchlöchert und so zerfressen, daß man hindurchsehen kann. In wiefern es sich hiervon nährt, oder ein Vergnügen hierin findet, läßt sich eben so wenig mit Gewißheit bestimmen, als warum es die Holzwürmer mit altem völlig ausgetrocknetem Holze eben so machen. Indeß hat man alle Ursache zu vermuthen, daß Dinge,

*) Das Teka- (Tectonia) und Bitte-Holz ist ganz vortrefflich zu allerlei Arbeiten zu gebrauchen. Ersteres hält sich im Wasser viel länger als unser Europäisches Eichenholz, und die Schiffe, welche von demselben verfertigt werden, können den Meereswogen zwanzig, dreißig und noch mehrere Jahre lang trotz bieten. A. d. O.
(P. Paulinus schreibt Bitti, S. 163 u. f.) D. H.

die unseren Sinneswerkzeugen ganz vertrocknet und unfähig scheinen, sich in eine animalische Substanz verwandeln zu lassen, eigentlich nicht von solcher Beschaffenheit sind, sondern vielmehr eine Art von Harz, Oel, oder etwas dem Aehnliches enthalten, das dergleichen Thierchen zur Nahrung dienet, und auf dessen Extrahirung sie sich besser als unsere Chemiker verstehen. Dieses Insect läuft aus dem Erdboden, worin es sich, besonders wenn er ein wenig feucht ist, auf eben die Art einnistet, wie die Ameisen und Wespen, an den Mauern und Balken hinan, und zwar in kleinen schlangenförmigen Röhren, ungefähr von der Dicke einer Federspule oder eines Fingers, zuweilen auch wohl unter einem Aufwurfe, oder einer Uebertünchung, die es aus Erde verfertigt, und unter welcher es nebst seinen zahllosen Kameraden und Jungen wegkriecht. Ihr Körper läßt sich zwar leicht zwischen den Fingern zerquetschen, nicht aber ihre Zähnchen und Kinnbacken, die, wie ich bereits gesagt habe, außerordentlich hart sind, und dem Diamant im geringsten nichts nachgeben. Wenn diese Carià ihre vollständige Größe erreichen, bekommen sie Flügel, und schwingen sich schaarenweise in die Luft empor. Gewisse Leute stellen alsdann einen Topf vor die Mündung ihres Nestes, worin sie dieselben fangen, rösten und essen. So hat man mir wenigstens erzählt. Essen doch die Araber Heuschrecken, welche sie, nachdem sie ihnen die Köpfe abgerissen haben, in lederne Säcke thun, einsalzen, und als eine köstliche Speise verzehren. Die Carià hält sich nicht gerne in der Nähe des Meeres auf, weil hier das Erdreich

salzig ist, sondern bleibt lieber im Inneren des Landes, wo sie Erdhaufen aufthürmt, deren Höhe eine auch wohl zwei Ellen beträgt, die inwendig hohl sind, und worin sich mehrere geräumige Oeffnungen, Gänge und Behälter befinden, worein sich die Schlangen verbergen, nachdem sie vorher die Bewohner derselben verzehrt haben.

Bei Gelegenheit der Schlangen fällt mir ein, daß deren eine Menge in Indien vorhanden sind. Doctor Russel hat unter den Auspizien der englischen Kompagnie ein kostbares, überaus splendid gedrucktes Werk herausgegeben, worin nicht weniger als drei und vierzig oder vier und vierzig verschiedene Gattungen Schlangen nach sehr richtigen Zeichnungen abgebildet sind, die es auf der Koromandelküste giebt, und worin er den Leser von mehreren mit denselben angestellten Versuchen von den Wirkungen ihres Bisses, den verschiedenen Arzneimitteln, um die dadurch verursachte Vergiftung zu heilen, und anderen hierher gehörigen Dingen benachrichtigt. Glücklicherweise giebt es unter diesen vier und vierzigerlei Schlangen nur acht, die wirklich mit Giftorganen versehen sind. Einige von Russel veranstaltete Experimente scheinen jedoch einer nochmaligen Wiederholung zu bedürfen, da bei den meisten sonst Niemand als er allein zugegen war.

Die Schlange, welche auf Malabarisch Nalla-Pampa, und von den Portugiesen Cobra de capello

(die Hutschlange) genannt wird *), weil sich allemal, wenn sie böse wird und auf ihren Feind losspringen will, die Haut an ihrem Kopfe in Gestalt einer Kapuze, oder Kappe, ausdehnt, ist in Indien sehr häufig und äußerst gefährlich. Ihr Biß verursacht auf der Stelle convulsivische Bewegungen in den Hals- und Kinnbackenmuskeln; es erfolgt die Mundsperre, ein heftiger Speichelfluß, Schwindel, unerträgliches Kopfweh, und gänzliche Bewußtlosigkeit. Funfzig bis sechzig Tropfen flüchtiges kaustisches Alkali und Eau de Luce, welche man dem Patienten sogleich und nöthigenfalls nach Verlauf einiger Minuten nochmals eingiebt, und zur nämlichen Zeit auch äußerlich auf die Wunde applicirt, sollen überaus gute Dienste thun. Wenigstens hat man mich versichert, daß verschiedene Personen nach dem Gebrauche dieses Arzneimittels in Zeit von einer halben Stunde, einer Stunde u. s. f. vollkommen genesen und des anderen Tages wieder an ihre Arbeit gegangen seyen. Ueberhaupt mag der Biß dieser Schlange wohl nicht von solcher Beschaffenheit seyn, daß durchaus allemal der Tod darauf erfolgen muß.

Es giebt hiernächst Schlangen in Indien, die überaus schöne Farben haben. Eine unter anderen, die in Travankor, weil sie immer nach den Augen springt, Cancutti-Pamba genannt wird, hat über den ganzen Körper ein ungemein schönes Grün, ausgenommen

*) Auch Brillenschlange genannt. Coluber Naja. D. H.

an demjenigen Theile, worauf sie fortkriecht; denn dieser sieht weißlicht aus. Sie schlingt sich gewöhnlich um die Bäume, und versteckt sich zwischen ihren Blättern und Zweigen so, daß man sie nicht leicht wahrnehmen kann. Man hat sich daher sehr vor ihr zu hüten, und zwar um so mehr, da sie, dem Vernehmen nach, sehr giftig seyn soll.

Ferner sah ich auf der Malabarküste eine Schlange, **Mannuni** genannt, die ungefähr Daumens dick und eine Elle lang ist. Sie sieht sandfarbig aus, hat keinen so spitzigen Schwanz wie andere Schlangen, sondern ist von dem einen Ende des Körpers bis zum anderen so ziemlich von gleicher Dicke. Eben so unförmlich ist auch ihr Kopf, und sie bewegt sich so langsam und träge, daß ich dieselbe, als ich sie zum ersten Male in den Händen eines indischen Marktschreiers erblickte, für eine aus Holz verfertigte, übrigens schlecht gerathene, Schlange hielt.

Die Schlange, welche die Franzosen Serpent à minute (die Minutenschlange) nennen, ist klein und sieht dunkelgrau aus. *) Ihr Gift soll so schnell und auf eine so entsetzliche Art wirken, daß der Theil, welchen sie durch ihren Biß verletzt, sogleich über und über blau wird, und die zunächst liegenden Blutgefäße, wie vom Feuer verbrennt, so sehr aufplatzen, daß das Blut herausspritzt, und der Verwundete so zu sagen auf

*) Coluber cinereus.

der Stelle des Todes ist. Ob dies wahr ist, oder nicht, muß ich dahin gestellt seyn lassen, da mir nie ein Beispiel dieser Art vorgekommen ist. Eben so wenig kann ich die Nachricht verbürgen, ob die, welche von einer gewissen Schlange, Namens Polavèn gebissen werden, ebenfalls Blut schwitzen, oder nicht.

Jene ungeheuer großen Schlangen, welche funfzehn, zwanzig, und noch mehrere Fuß lang sind, *) und vier bis fünf Palmen im Umfange haben, existiren wirklich in Indien, ob es gleich nicht an Leuten fehlt, welche die Wahrheit dieser Angabe bezweifelt haben. Sie werden auf Malabarisch Malapamba, oder Peripamba, und auf Tamulisch Venganàti, genannt. Man findet zuweilen in ihrem Innern Hunde, Schakalls, oder Adive's und sogar kleine Kälber, welche sie ganz hinunter geschluckt haben. Uebrigens können sie sich nur mit Mühe von einer Stelle zur andern bewegen. Auch hat es, so sehr auch einige daran zweifeln wollen, seine vollkommene Richtigkeit, daß sich einige Indianer darauf verstehen, durchs Pfeifen gewisse Töne von sich zu geben, an welchen die Schlangen Vergnügen finden, und wodurch sie dieselben, wenn sie sich hie und da versteckt haben, herbeilocken.

Der Mungo, **) ein ungemein schlaues Thierchen, welches viele Aehnlichkeit mit einer Wiesel hat,

*) Riesenschlangen. Boa constrictor. D. H.

**) Oder Mangust, eine Art Viverra. D. H.

und sich leicht zahm machen läßt, ist der natürliche Feind aller Arten von Schlangen, und fällt sie bei jeder Gelegenheit herzhaft an. Man sagt, daß ihm der Biß derselben nicht den mindesten Schaden zufüge, wenn sich ein gewisses ihm bekanntes Kraut in der Nähe befindet, an welchem es sich in der Geschwindigkeit abreibt, *) und worauf es sodann von neuem zum Kampfe zurückkehrt.

Es giebt hier eine ungeheure Menge Raben, welche überall dreust hinfliegen, und deren sich die Einwohner selbst in ihren Häusern fast nicht erwehren können. Nur mit Einbruch der Nacht wird man sie los, und alsdann versammeln sie sich Schaarenweise auf irgend einem großen Baume, oder an einem andern in der Nähe befindlichen Zufluchtsorte, wo sie in Gesellschaft beisammen bleiben.

Die Hunde, welche man gewöhnlich Parià nennet, sind ebenfalls in Indien außerordentlich zahlreich, und selbst die ärmsten Leute halten sich einige, die ihre Hütten bewachen. Sie sehen nicht sowohl Hunden als Wölfen ähnlich, und da sie wenig zu fressen bekommen, so sind sie eben so herzhaft als schlau.

Die Schakalls, oder Adive's, **) haben mit diesen Hunden viele Aehnlichkeit. Sie kommen des

*) Dies ist die Schlangenwurzel, Ophiorrhiza Mungos. D. H.

**) Canis aureus. D. H.

Nachts aus ihren Wäldern hervor, und laufen Heerdenweise in alle bewohnte Oerter und an das Seeufer, um ihren Fraß aufzusuchen. Einige Schriftsteller haben das Geheul dieser Thiere mit dem Wehklagen eines weinendes Kindes verglichen. Es ist ein langsames, anhaltendes, äußerst klägliches und so abwechselndes Geschrei, daß es einem durch Mark und Bein dringt. Man sollte glauben, diese Thiere hätten die Abrede getroffen, einander ihre Noth und ihr Elend zu klagen, und sich gegenseitig um Hülfe und Beistand anzuflehen. Wer solches zum erstenmal mit anhöret, wird gleichsam in seinem Innersten erschüttert und es ist nicht anders, als wenn ihm die Haare zu Berge ständen. Das Kazzengeschrei hat mit diesem Geheul einige, jedoch nur entfernte Aehnlichkeit. Der Schakall ist ein eben so listiges Thier wie der Fuchs, dem er auch in Ansehung seiner äußeren Gestalt gleicht. Diese Thiere sind in Indien außerordentlich zahlreich. Sie finden sich des Nachts Truppenweise am Ganges so wie an andern großen und von den Indiern für heilig geachteten Flüssen ein, um hier in Gesellschaft der Krokodille und anderer Raubthiere die menschlichen Leichname zu verzehren, welche in diesen Gewässern verunglückt sind. Als im Jahr 1769 in Bengalen eine fürchterliche Hungersnoth wütete, so wurden mehrere Menschen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, die so krank und schwach waren, daß sie sich nicht mehr forthelfen konnten, von den Schakalls, Tigern und Krokodillen, bei lebendigem Leibe verzehrt.

Man sieht in Indien schwarze, mit Haaren bewachsene Skorpione, die so groß sind, wie bei uns die Krebse, und deren Stich zwar heftige Schmerzen verursacht, aber keineswegs so äußerst giftig ist, wie einige ganz irriger Weise behaupten wollen. Auch giebt es hier außerordentlich große Fledermäuse; ingleichen eine Art Mäuse, Bandicut genannt, die so groß und so wild sind, daß sich keine Katze an ihnen zu vergreifen wagt.

Zum Schlusse will ich hier noch eine Bemerkung beifügen, welche noch nie einem Europäer entgangen ist, der sich eine Zeitlang in Indien aufhielt; daß nämlich das Fleisch des Schlachtviehes, entweder weil es diesem an hinlänglicher Wartung fehlt, oder weil hier die Futterkräuter nicht substantiös genug sind, bei weitem nicht so saftig und schmackhaft ist, wie bei uns in Europa, wiewohl dies an gewissen Orten eine Ausnahme leidet. Die Blüten der Indischen Pflanzen haben zwar sehr schöne und lebhafte Farben, aber sie geben entweder gar keinen Geruch von sich, oder riechen doch wenigstens nicht so lieblich, wie die unsrigen. Auf dieselbe Art verhält es sich auch mit den dasigen Vögeln, die zwar ein schöneres Gefieder haben als die europäischen, aber bei weitem nicht so schön singen. Ihr Gesang ist, wie die Sprache der Einwohner, monotonisch und rauh.

In Ansehung der Obstarten, gebürt Indien, wenn man dasselbe mit Europa vergleicht, der Vorzug. Die Bananasfeige ist eine köstliche Frucht. Auch

die Mango, die Jakka, die Guyave, Atte, Papaye, Ananas, und andere dergleichen Früchte finden ihre Liebhaber, welche sich dieselben wohlschmecken lassen. Goa ist wegen seiner schönen und schmackhaften Mango's, die noch überdies einen sehr lieblichen Geruch von sich geben, vorzüglich berühmt. Zu Dakka, Malda, und an einigen andern Orten in den nördlichen Gegenden dieser Halbinsel, giebt es vortreffliche Pfersiche, die den unsrigen nicht das mindeste nachgeben; auch soll es daselbst, wie man mich versichert hat, nicht an Birnen und Feigen fehlen. In den südlichen Gegenden, nämlich auf der Küste von Malabar und Koromandel, finden sich meines Wissens diese Obstarten nicht; sie müßten denn in einigen Gärten vorhanden seyn. In den nördlichen Gegenden wachsen viele Trauben, die aber eine harte Haut haben, und keinen guten Wein geben. So hörte ich wenigstens von Europäern, welche die Probe gemacht hatten. In den Wäldern bei Palgacceri (oder Paulgatscherry) nahm ich eine Menge wilder Weinstöcke wahr, die sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf eine vortheilhafte Art benutzen ließen. Gesetzt auch, man könnte keinen guten Wein daraus keltern, so würden sie doch wenigstens Essig geben, oder sich zum Branntweinbrennen anwenden lassen.

Unsere Küchengemüse, z. B. Kohl, Sallat, Rettiche und dergleichen, gedeihen in einigen Gegenden von Indien ganz vortrefflich, nur nicht an den Seeküsten; vielleicht aber liegt der Fehler nicht sowohl

an der Beschaffenheit des Bodens, als vielmehr am Anbau. In den Niederlassungen der Europäer sind sie zwar auch zu haben, jedoch nur in kleiner Quantität. An den reizenden und üppigen Ufern des Sind's (Indus) findet man die Indische Flora und Pomona mit der Europäischen vereinbart. Wie reichhaltig übrigens Indien an aromatischen Wurzeln, Kräutern, Blättern, Rinden und Früchten ist, kann Niemanden unbekannt seyn, und bedarf daher keiner weitern Erwähnung.

Allein nicht nur in ganz Indien, sondern sogar in Asien, ist keine Provinz anzutreffen, die, was sowohl die Menge, als auch die Schönheit der Früchte betrifft, mit dem Königreiche Kaschmir, oder Kassimir, verglichen zu werden verdient. Die Indischen Früchte sind zwar daselbst eben nicht in großer Quantität vorhanden, und gelangen nicht immer zur Reife; fast alle andere sowohl Asiatiaschen als Europäischen Früchte, gerathen hier aber ganz vortrefflich, und eine ungeheure Menge eben so schöner als wohlriechender Blumen, durchwürzen die immer reine Luft mit ihren Düften. *)

Es wachsen hier Trauben im Ueberfluß, die einen ganz vortrefflichen Geschmack haben, und wenn man

*) Die neuesten Nachrichten von einem Theile von Kaschmire giebt Hr. Hardwicke in seiner Reise nach Sirinagur. (Beiträge zur Kunde von Indien I. B. S. 251 u. f. im XXX. Bde. der Sprengel = Ehrmannschen Bibliothek.) D. H.

gehörig damit umzugehen wüßte, unfehlbar einen sehr guten Wein geben würden. Unter den Blumen zeichnen sich besonders die Rosen von Kaschmir aus, die, sowohl wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, als ihres Wohlgeruchs, im ganzen Morgenlande berühmt sind. Das Oel, welches aus denselben gezogen wird, hat für die üppigen Bewohner dieser Länder einen überaus hohen Werth. Die Zeit, wo diese Rosen in der Blüte stehen, wird in Kaschmir als ein allgemeiner Festtag gefeiert. Die Einwohner gehen alsdann truppweise in den Gärten und Feldern spazieren, und man nimmt überall Freude und Vergnügen wahr.

Ich selbst habe dieses gesegnete Land nie mit Augen gesehen, und werde es auch wohl schwerlich jemals zu sehen bekommen; mithin bleibt mir nichts weiter übrig, als dasjenige bloß nachzuerzählen, was ich oft und vielfältig von andern gehört habe. Dow entwirft davon folgendes Gemälde: „Das Königreich „Kaschmir ist als ein irdisches Paradies zu betrachten. Es ist überall von jenen hohen Gebirgen umgeben, die zwischen Indien und der Tatarei mitten inne liegen, so daß man von keiner Seite dahin gelangen kann, ohne vorher außerordentlich hohe und steile Felsen zu ersteigen. Es macht gewissermaßen ein Thal aus, dessen Fruchtbarkeit und „Schönheit jede Beschreibung übertrifft. Die Luft ist „hier immer sehr rein und mild, und das ganze Jahr „hindurch hat man sich nie weder über drückende Hitze

„noch übermäßige Kälte zu beklagen. Auf allen Sei„ten rieseln eine Menge kleiner Bäche die Anhöhen herab, „welche sich, nachdem sie diese reizenden Gefilde hin„länglich bewässert haben, über hohe Felsenklippen „in den majestätischen Indus hinabstürzen. Die „Einwohner bestehen durchgehends aus wohlgebilde„ten Leuten, und die Frauenzimmer besonders sind zum „Entzücken schön. *) Sie sind Leute von Kopf, und „haben es in allen jenen Künsten, ohne welche die „bürgerliche Gesellschaft schlechterdings nicht bestehen „würde, sehr weit gebracht. Kurz, sie scheinen, wie „ein Persischer Schriftsteller sagt, von göttlicher Ab„kunft entsprossen, und ganz dazu bestimmt zu seyn, in „ihrem unvergleichlichen Lande wie die Götter zu „leben."

*) Ein neuerer Reisender findet sie jedoch weniger schön, und ist der Meinung, daß ihnen die Indierinnen in verschiedenen nördlichen Provinzen, sowohl in Ansehung des Wuchses, als ihrer angenehmen Gesichtsbildung, weit vorzuziehen seyen, wiewohl übrigens die Frauenzimmer in Kaschmir fast eben so weiß sind, wie die Europäerinnen. Wahrscheinlich gilt auch in dieser Hinsicht das Sprüchwort: trahit sua quemque voluptas. (Ein jeder hat seinen eigenen Geschmack.)

Zweiter Brief.

Stämme oder Kasten der Indier. — Braminen. — Kschatria. — Vayshya. — Sudra. — Die vier Vedas, oder heiligen Bücher der Hindus. — Einige andere Schriften. — Sanskritsprache. — Die vier Zeitalter der Indier. — Ihre Götterlehre.

Unfehlbar würde ich Ihnen nur Langeweile verursachen, wenn ich mich darauf einlassen wollte, alle die verschiedenen Kasten, Stämme, Ordnungen und Klassen, namhaft zu machen, wodurch sich die Hinduer von einander zu unterscheiden pflegen. Ich zweifle sogar, daß mir solches gelingen würde, ohne mich in einem oder dem andern Punkte zu irren, da diese Sache äußerst verworren ist, und sich nicht ohne die größten Schwierigkeiten aus einander setzen läßt. Diese Kasten sollen bereits seit mehr als Jahrtausenden eingeführt seyn, und sie sind auf so mannichfaltige Art von einander abgesondert, daß selbst die Hinduer und Braminen die höhern oder niederern Sprossen dieser unübersehbaren Stufenleiter oft nicht genau angeben können. An einigen Orten ist zwar ihre alte und ursprüngliche Einrichtung beibehalten worden, so daß sie daselbst noch immer in ihrer vormaligen Kraft und Wirksamkeit bestehen. An andern hingegen findet man sie zum Theil erloschen und dergestalt aufgelöst, daß mehrere Stämme sich mit einander um den Rang und die Ehre des Vorzugs streiten.

Wie dem aber auch seyn möge, so lohnt es sich

doch nicht der Mühe, daß ich mich dieserhalb auf eine umständliche Untersuchung einlasse. Ich werde Ihnen daher nur die vornehmsten Kasten nennen, und hiernächst einiger besondern Gebräuche erwähnen, welche man bei andern findet, die jenen untergeordnet sind. Dem zu Folge muß ich Ihnen sagen, daß die Hindu in vier Hauptkasten vertheilt sind. Die erste, ist die der Priester, und diese besteht aus den Braminen, welche man vor Alters Brachmanen nannte. Die zweite ist die der Kschattria, Kschiattria, oder Schettri, die den militärischen und königlichen Stamm ausmachen. Die dritte heißt Vayſha, oder Vayſhya, und begreift alle die, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigen, oder Handel treiben. Die vierte besteht aus den Sudra, oder Handwerksleuten und Künstlern jeder Art. Diese allgemeine Eintheilung ist aber bei weitem nicht hinlänglich, um zu einem Leitfaden zu dienen, mit dessen Beihülfe man sich allenfalls aus dem Labyrinthe der übrigen Kasten herausfinden könnte.

Aus dem Kopfe, oder Gesichte, nach andern aber aus dem Munde des Brama, giengen die Braminen hervor; aus seinen Armen die Kschattria, oder Schettri; aus seinem Leibe, oder, wie andre wollen, aus seinen Lenden, die Vayſhya: und aus seinen Füßen die Sudra. Wer zweifelt nun wohl, wenn alles dies seine Richtigkeit hat, daß derjenige, welcher aus dem Kopfe des gedachten Gottes entsproß, nicht edler und vornehmer sey, als jener Elende, der

aus dessen Füßen hervorkroch? Eine ähnliche Meinung, und einen ähnlichen Stolz, trifft man auch bei den Einwohnern von Madagaskar an. Diese erzählen nämlich, wie der Abbé Rochon berichtet, Gott habe aus dem Körper des ersten erschaffenen Menschen, während der Zeit, daß derselbe geschlafen habe, sieben Frauenspersonen hervorgezogen, welche als die Mütter der verschiedenen Kasten zu betrachten seyen. Die Kaste Rhoandrian entstand demnach aus der Begattung des ersten Menschen mit dem Weibe, das aus seinem Gehirn hervorkam. Die der Anakandrian wurde von dem Weibe geboren, das aus dem Halse des ersten Menschen entsproß; und die der Ontzatzi von jenem, das aus der linken Schulter desselben hervorgieng. Die Kaste der Voadziri leitet ihren Ursprung von dem Weibe her, welches der Schöpfer aus dessen rechter Seite zog. Die Stammmütter der Lohavoit und der Ontzoa entsprangen, die eine aus seiner Hüfte, und die andre aus seinem Schenkel, so wie jene der Ondeve aus seiner Fußsohle. Dies ist offenbar die Lehre der Braminen, welche von irgend Jemand in Madagaskar verbreitet und mit der Mosaischen vermischt wurde.

Die zweite Klasse der Hinduer, nämlich die Kschattria, wird auch Ragia-putra, d. i. die Sippschaft des Königs, und im gemeinen Leben Ragiaput *) genannt. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen,

*) Daher die verdorbene Benennung Rasbuten.

D. H.

von welchen die eine von der Sonne, die andere aber vom Monde abstammen will. Sie ist die militärische, gebietende und regierende Kaste.

Die Kaste, welche auf die eben erwähnte zunächst folgt, oder wenigstens viel Aehnlichkeit mit ihr hat, jedoch nach Aussage der Braminen, sehr abgenommen haben, und sehr ausgeartet seyn soll, ist die der Nairen, oder Najeren, auf der Malabarküste. Hier gab es in älteren Zeiten weder Braminen noch Kschattria. Die Braminen kamen aus andern Gegenden hieher, und die Kschattria, deren Anzahl noch heutzutage nicht gar beträchtlich ist, sind insgesammt Ausländer. Die Nairen hingegen, welche seit undenklichen Zeiten, wiewohl sie eigentlich zur Kaste der Sudra gehören, die Landesregierung in Händen hatten, haben sich nach und nach, wenn gleich nicht dem Namen, doch wenigstens der Sache nach, den Rang der Kschattria angemaßt, und die Braminen mögen wohl, da sie in diesem ihrem neuen Vaterlande gut aufgenommen wurden, zu diesen widerrechtlichen Anmaßungen geschwiegen haben.

Die dritte Klasse, oder die Vayshya, welche aus den Ackersleuten, Hirten, Krämern, Geldwechslern und andern dergleichen Leuten besteht, und die vierte oder die Sudra, welche die verschiedenen Gattungen der Handwerksleute, die Schmiede, Goldarbeiter, Weber, Zimmerleute, Tischler u. s. w. in sich begreift, zerfällt in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen,

die weder in Ansehung des Ranges, noch der Ungleichheit des Standes, das mindeste mit einander gemein haben. Jeder muß sich ein für allemal lediglich auf die Handthierung oder das Gewerbe beschränken, das ihm, vermöge der Kaste zu welcher er gehört, angewiesen ist. Der Sohn tritt immer in die Fußtapfen seines Vaters, und nur im Nothfalle finden hie und da einige wenige und noch überdies sehr beschränkte Ausnahmen statt.

Die niedrigsten Kasten, deren ich nun auch noch erwähnen muß, haben gewisse lächerliche Distinctionen unter sich eingeführt, die sie für äußerst wichtig halten und schlechterdings nicht abkommen lassen. So würde z. B. der Kuli, oder Packträger, der eine Last auf dem Kopfe trägt, dieselbe um Alles in der Welt willen nicht aufheben und auf den Rücken nehmen. Auf eben die Art darf der Fruchthändler kein Oel, und der Salzhändler keinen Essig verkaufen. Diese Eintheilung der Kasten hat die natürliche Folge, daß man immer eine Menge Leute braucht, deren Dienstleistungen man mit schwerem Gelde bezahlen muß; denn keiner will das mindeste von demjenigen thun, was ihm nicht vermöge seiner Kaste zukömmt. Man kann daher mit Recht sagen: viele Hände und wenig Beistand.

Jede Blutsvermischung, jede Heurath, zwischen verschiedenen Kasten, ist (bis auf wenige Ausnahmen, deren ich zu einer andern Zeit erwähnen werde) vermittelst eines uralten Gesetzes, das bei allen sowohl geist-

lichen als weltlichen Behörden eingeführt ist, und nie ungestraft verletzt werden darf, aufs strengste verboten, so daß jeder der seine Kaste verliert, sie auf immer verloren hat. Das Urtheil, welches über einen Verbrecher dieser Art ausgesprochen wird, ist unwiderruflich, und trifft nicht nur ihn selbst, sondern zugleich seine sämmtlichen Nachkommen. Keine Sühne, kein Verdienst, kann bewirken, daß sie je wieder in ihre Kaste aufgenommen werden. Seine Kaste verloren zu haben, oder, wie die Bauern sagen, aus der Art geschlagen seyn, ist daher eine Strafe, vor welcher sich alle Indier ganz entsetzlich fürchten. Derejnige, über welchen sie verhängt wird, ist gleichsam aus seinem Vaterlande, von seinen Freunden, Verwandten und Aeltern, verbannt, welchen er sich sein ganzes Leben hindurch nie wieder nähern darf. Sie sind jedoch keinesweges der Gefahr ausgesetzt, etwa deswegen ihre Kaste zu verlieren, weil sie diese oder jene Artikel ihres Religionssystems glauben oder nicht glauben. Sie machen es nicht, wie wir Europäer, die wir in dem Wahne stehen, daß Jemand, der zu einer andern Religion übergeht, ein Ketzer, ein Jude oder Heide geworden sey. Wenigstens weiß ich mich nicht zu erinnern, daß je ein Indier bloß seiner Meinungen wegen seine Kaste verloren hätte. Es verlieren nur die ihre Kaste, welche die Beobachtung gewisser Gebräuche und Ceremonien unterlassen, insonderheit aber jene, die sich bei einer Person aufhalten, die zu einer geringern Kaste gehört, mit ihr auf einem vertrauten Fuße leben, in ihrer Gesellschaft essen, sich mit derselben verheurathen, wenigstens fleischlich vermi-

schen, oder verbotene Speisen genießen. Alle jene Hinduer, die, wenn auch öffentlich, die christliche Religion annehmen, zuvor aber ihre Kaste nicht verloren haben, und sich nicht mit einer andern Kaste vermischen, die man in Rücksicht ihrer für unrein hält, demnächst auch keine solchen Speisen genießen, die ihnen schon vorher verboten waren, dürfen allen Gastmalen, Festen und andern Feierlichkeiten ihrer Kaste beiwohnen; so viel ich aber bemerkt habe, bedient man sich ihrer nie zu Geschäften, die von einiger Wichtigkeit sind, und eben so wenig werden sie zu hohen Ehrenstellen befördert. Auch dürfen sie sich mit Mädchen, die zu derselben Kaste gehören, und bereits Christinnen geworden sind, verheurathen, und ein heidnischer Hindu wird sich nie weigern seine Tochter einem Hindu, welcher die christliche Religion angenommen hat, zur Frau zu geben.

Was nun aber ferner die Braminen betrifft, so wissen sie bereits, daß selbige Priester, Diener der Religion, und Bewahrer der heiligen Bücher sind. Diese Kaste zerfällt aber wieder in mehrere Sekten und Abtheilungen, die durch ihren Adel und ihre Würden vor andern sich auszeichnen. Es giebt darunter ganz gewöhnliche Priester, Domherren, Bischöffe, Erzbischöffe, u. s. w. Diese Sekten und Klassen dürfen nicht zusammen essen, noch sonst mit einander Umgang haben; und dies erstreckt sich so weit, daß sogar die Braminen entfernter Provinzen, wie z. B. die Nepaleser, die Talengaer, die Bengaler, die Maratten, so wie die aus Karnate, Kanara, Guzurat, Ma-

labar u. s. w. sich nicht zusammengesellen, woran aber wohl ihr gegenseitiger Stolz Schuld seyn mag.

Sie tragen eine dünne Schnur von gedrehter Baumwolle, die aus sieben und zwanzig kleinern Schnüren besteht, in der Sanskritsprache Jahginapavitra genannt wird, und von der linken Schulter quer über die Brust und den Rücken hängt. Ohne diese Schnur setzen sie nie den Fuß vor die Thüre, selbst auf ihrem Sterbelager müssen sie dieselbe noch um behalten, und wenn sie verloren geht, oder zerreißt, so dürfen sie nicht eher weder Speise noch Trank zu sich nehmen, bis sie sich wieder mit einer ähnlichen versehen haben. Ein Bramine muß selbige mit eigener Hand verfertigen, und weder seine Frau noch Töchter dürfen an dieser Arbeit den geringsten Antheil nehmen. Auch ist diesen letztern durchaus nicht gestattet, von dergleichen Schnüren Gebrauch zu machen.

Eine ähnliche Schnur, Punun ul genannt, tragen jedoch auch Leute die zu verschiedenen andern Kasten gehören, wie z. B. die Schmiede, Silberarbeiter, Kongoni u. s. w. von der Zeit an, wo sie sich verheurathen. Man kann sich daher leicht irren, wenn man Jemand, an dem dieses Unterscheidungszeichen wahrzunehmen ist, auf den ersten Blick für einen Braminen hält.

Wiewohl nun aber die Braminen eigentlich den Gottesdienst, den Schulunterricht und die geistlichen Angelegenheiten zu besorgen haben, so sind sie doch auch nicht

von den Staatsbedienungen ausgeschlossen, sondern können als Minister, Räthe, Sekretäre, Gesandte, und so weiter, angestellt werden, ja dergleichen Posten sind sogar meistens mit ihnen besetzt. Einige dieser Leute machen es jedoch auf eben die Art, wie es verschiedene unserer Bischöffe und Kardinäle, ja sogar einst ein Pabst, machten, und widmen sich dem Kriegsdienste, ob ihnen dieses gleich vermöge ihrer Religionsgrundsätze ausdrücklich verboten ist. Andere hingegen beschäftigen sich, wenn sie die Noth dazu zwingt, mit dem Handel und Ackerbau; doch müssen sie zugleich Bedacht darauf nehmen, daß sie sich dadurch nicht herabwürdigen; und dieses können sie auf keine andere Art vermeiden, als wenn sie sich nicht unter geringere Kasten mischen.

Die Braminen, welche sich in den nördlichen Gegenden von Indien aufhalten, schienen mir bei weitem nicht so stolz auf ihre Würde und überhaupt in Ansehung der geringern Kasten weniger ekelhaft zu seyn, als die in den südlichen Gegenden. Letztere wollen mit Leuten, die zu einer geringern Kaste gehören, wie mit den Europäern, durchaus nichts zu thun haben, und fürchten sich vor dem Umgange mit ihnen eben so sehr, wie vor der Annäherung und Berührung eines Pestkranken; es sey nun, daß die Religions- und National-Gebräuche, im nördlichen Theile von Indien, welcher von Alters her feindlichen Einfällen öfter ausgesetzt war, nicht so streng mehr beobachtet werden, oder daß die Gleisnerei und der Stolz, oder die Unwissenheit und der Fanatismus der

Braminen im südlichen Theile mehr überhand genommen hat.

Die vornehmsten heiligen Bücher der Hinduer, sind die vier Veda's. Das erste dieser Bücher heißt Reg oder Rish-Veda, das zweite Jagiur-Veda, das dritte Schianna oder Sama-Veda, und das vierte Atàrvana Veda. Die Braminen halten diese Bücher für den Inbegriff alles Wissens, und behaupten, Brama habe dieselben bei Erschaffung des Weltalls aus seinem Munde hervorgeholt, worauf sie alsdann von seinen Söhnen, den sogenannten Resçi, oder Halbgöttern und Propheten, auf unsere Erde gebracht worden seyen, damit sich die Menschen daraus unterrichten könnten. Das Lesen derselben ist keiner andern Kaste als nur den Braminen gestattet, die den Kschattria, jedoch unter Beobachtung gewisser Vorsichtsregeln, daraus vorlesen dürfen. Wenn aber einer sie so sehr entweihte, daß er einer andern Kaste daraus vorläse, so würde derselbe mit Schimpf und Schande aus der edelsten aller Kasten verstoßen und bis zum niedrigsten Pöbel herabgewürdigt werden. Auch würde jeder, der zu einer andern Kaste gehöret, sich auf die unverzeihlichste Weise versündigen wenn er seine Neugier in dieser Hinsicht auf eine unerlaubte Art zu befriedigen suchte.

Demungeachtet ist es den Engländern gelungen, sich von den Veda's vollständige Abschriften zu verschaffen, und sie sollen, wie ich höre, ganz neuerlich, außer den einzelnen Bruchstücken in den Asiatic Researches, eine

Uebersetzung derselben veranstaltet haben. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß in der Bibliothek des Königs von Frankreich eine arabische Uebersetzung dieser Bücher vorhanden seyn soll, woran aber sehr zu zweifeln ist.

Das erste Veda enthält, dem Vernehmen nach, die Astrologie, die Astronomie, die natürliche Philosophie, und eine ausführliche Erzählung von Erschaffung der Materie, und der Bildung des Weltalls. So versichert uns wenigstens Dow. Das zweite handelt von den Pflichten, welche die Religion und Moral vorschreibt, und enthält zugleich mehrere Hymnen zum Lobe des höchsten Wesens, und der ihm untergeordneten Geister. Das dritte umfaßt alles, was auf die gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien Bezug hat; Fasttage, Feste, Reinigungen, Bußen, Wallfahrten, Opfer, Gebete, Gelübde, und tausend andere dergleichen Dinge. Das Atàrvana-Veda enthalte, sagt man, weiter nichts, als einen Auszug aus den drei vorerwähnten Büchern, und sey in einer viel neuern Sprache abgefaßt, als jene, die in der Sanskritsprache geschrieben sind, welche so alt und so schwer zu verstehen ist, daß nur wenige Braminen zu Benares im Stande sind, dieselbe zu entziffern. Da nun das Atàrvana noch überdies in den ältesten indischen Büchern gar nicht erwähnt wird, so läßt sich vernünftiger Weise nichts anderes vermuthen, als daß solches später als die andern verfaßt und ihnen bloß seines vortrefflichen Inhalts und Alterthums wegen beigesellt wurde.

Brama ließ diese Veda's aus seinen vier Mäulern fallen. Ein Deitti, oder Dámon, Shankashur genannt, stahl dieselben und verbarg sie im Meere; Wischnu aber fischte sie, wie ich in der Folge erzählen werde, wieder auf, und holte sie von neuem aus der Tiefe hervor.

Hajagriva, oder Aigriva, der eben so mächtig wie Brama war, entwendete diese Bücher zum zweiten Male und schleppte sie in der ganzen Welt umher; Wischnu holte ihn aber ein, nahm ihm dieselben wieder ab, und strafte ihn, wie er es verdiente.

Nach Dow's Versicherung sind zwar die Braminen damit einverstanden, daß zu Anfange der Zeitperiode, welche sie Kali Jug nennen (und in welcher wir jetzt leben) d. i. vor ungefähr 4920 Jahren, ein großer Philosoph und Prophet, Namens Brass Muni (mein Pandit nennt ihn aber Viàsa, oder Viàsa-Muni Cretà, und von andern wieder Krshea-Duipàjana genannt) die einzelnen Stücke der Veda's in ganz Indien überall aufgesucht, geordnet, und in vier Bücher abgetheilt habe; übrigens aber wollen sie durchaus nicht zugeben, daß er deren Verfasser sey.

Außer diesen giebt es auch noch eine Menge anderer Bücher, die, nach Art des Upaveda, als eben so viele Kommentare über die Veda's zu betrachten sind; wie z. B. das Tantra, Mantra, Agama und Nigáma, welche von der Magie handeln; ferner die sechs

Vedanga's, als eben so viele Nebenzweige der Veda's, deren drei von der Grammatik, so wie die andern von der Mathematik, den gottesdienstlichen Gebräuchen u. s. w. handeln; denn das Derma, Dèrsana, Upadèrsana, Mimànsa und mehrere dergleichen, welche, nach Angabe der Braminen, eine vollständige Encyklopädie aller göttlichen und menschlichen Wissenschaften enthalten, die die Indier mit der allgemeinen Benennung Shiastra, oder Sastra, bezeichnen, welches im engsten und eigentlichen Wortverstande soviel bedeutet, als die heilige Wissenschaft.

Die Puràna, oder heiligen Gedichte, welche von einigen dem Redacteur der Veda's, Viàsa, von andern aber, welche mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, verschiedenen Verfassern zugeschrieben werden, bestehen aus achtzehn Stück, und heißen also: Padma-puràna, Brahmanda-puràna, Brahma-Vaivarta-puràna, Matcia-puràna, Curma-puràna, Varàha-puràna, Narsingha-puràna, Vâmàna-puràna, Shiva-linga-puràna, Garuda-puràna, Marcandèja-puràna, Báju-puràna, Aghni-puràna, Scanda oder Cartica-puràna, Ganèsha-puràna, Shiaiva-puràna, Arivànsa-puràna, Bhagavàt-puràna.

Auch haben die Indier ein episches Gedicht, Ramàjana betittelt, welches den ältesten indischen Dichter, Namens Valmichi, zum Verfasser haben soll. Einige

Gesänge desselben sind, so viel mir bekannt ist, ins Italiänische übersetzt.

Giajadèva ist der zierlichste unter allen lyrischen Dichtern der Indier. Seine Gesänge, welche Ghitagovinda überschrieben und von Sir William Jones übersetzt worden sind, enthalten ungemein schöne Bilder. *) Dieser gesteht aber selbst, daß er das Original hie und da abgeändert, und mehrere Stellen und Bilder, die, nach Art der Morgenländer, in einem allzukühnen und schwülstigen, oder, was eben soviel sagen will, übertriebenen Styl, gezeichnet waren, ausgemerzt habe.

Ein anderes unter den Indiern nicht minder berühmtes Gedicht ist das Mahabàrata, vom Viàsa, dem vorgeblichen Verfasser der Puràna. Es betrifft den Krieg, welchen Durgiòdana, König von Astanàpura, mit Beihülfe seiner neun und neunzig jüngern Brüder, gegen den Judistira, oder Darmaragia, dem präsumtiven Sohn Pandu's, führte.

Ferner besitzen die Indier eine große Anzahl dramatischer Werke, unter andern den Sakòntala oder Ring des Verhängnisses; ein Schauspiel, das ein ganzes Jahrhundert vor Christi Gebut verfaßt und vor wenig Jahren aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt worden ist. **)

*) Ist auch ins Teutsche übersetzt. D. H.

**) Auch ins Teutsche. D. H.



Vom Itopade, oder freundschaftlichen Unterrichte des Wischnu Sarma, hat Herr Wilkins ebenfalls eine englische Uebersetzung besorgt. Dieses Werk besteht aus einer Sammlung Apologen, die nach der Meinung der Morgenländer, die allervortrefflichsten und kostbarsten Schätze der Moral und Politik enthalten, weswegen sie denn auch, so zu sagen, mit einander wetteiferten, sich in ihren verschiedenen Landessprachen damit zu bereichern. Diese Fabeln kamen denn endlich auch nach Europa, und wurden hier nebst mancherlei Abänderungen und Zusätzen, unter den fälschlich vorgesetzten Namen des Aesop und Pilpai, in Umlauf gebracht. Im indischen Originale lassen sich zwar manche dieser Fabeln überaus gut lesen, und es ist nicht zu läugnen, daß darin sehr solide Grundsätze vorkommen, die gewiß für alle Nationen und in jeder Sprache ihren entschiedenen Werth haben; übrigens aber bemerkt man darin nur allzuoft einen gänzlichen Mangel an Geschmack in Betreff der Einkleidung und eine auffallende Unschicklichkeit im Charakter der Thiere, die der Verfasser sowohl redend als handelnd eingeführt hat. Herr Wilkins hat auch das Bhagavat-Ghita, eine Episode aus dem großen Gedicht Mahabàrata, übersetzt.

Das Sanskrit, diese uralte in Indien überall eingeführte und allgemein verbreitete Sprache, welche sich zugleich über einen großen Theil von Asien erstreckt zu haben scheint, und heutzutage unter die todten Sprachen gehört, wird jetzt nur noch von einer sehr kleinen Anzahl Braminen studirt, welche man Pandit (Gelehrte)

nennet, wiewohl man übrigens nicht leicht einen Braminen antreffen wird, der nicht im Stande seyn sollte, ein Paar in dieser Sprache vorkommende Worte zu stammeln. In allen neuern indischen Sprachen, z. B. in der malabarischen, tamulischen, canarinischen, telengaschen, marattischen, bengalesischen, hauptsächlich aber in der, welche sich mehr als jede andere verbreitet hat, nämlich in der morischen, oder vielmehr hindostanschen, finden sich einige, wenn gleich größtentheils unrichtige und verstümmelte Worte aus der Sanskritsprache, so wie in jeder neuern europäischen Sprache einige lateinische Worte vorkommen. Einige Engländer und Missionarien haben sich mit Erlernung des Sanskrit beschäftigt und aus demselben verschiedene Schriften übersetzt, von welchen ich bereits einige erwähnt habe. Ob diese Uebersetzungen gut oder schlecht gerathen sind, muß ich dahin gestellt seyn lassen; doch wird es mir wenigstens erlaubt seyn, den Werth einiger zu bezweifeln.

Herr Dow, einer von jenen Engländern, welche sich zuerst mit dem Studium indischer Gegenstände beschäftigten, scheint der Meinung zu seyn, als wenn die Braminen die Sanskritsprache ausdrücklich in der Absicht erfunden hätten, um die wahre Beschaffenheit ihrer Religion und Philosóphie vor dem gemeinen Volke zu verheimlichen. Die bewundernswürdige Bildung der Sanskritsprache, sagt er unter andern, kann unmöglich von jenen zufälligen Umständen herrühren, welche die Entstehung jeder andern Sprache veranlaßt haben. Sie läßt das Arabische, in Ansehung ihrer regelmäßigen Etymo-

logie und der grammatikalischen Ordnung, weit hinter sich. Kurz, man findet in ihr die unverkennbarsten Spuren, daß sie von einer Gesellschaft gelehrter Männer, welche die Regularität, die Harmonie, hauptsächlich aber eine bewunderungswürdige Simplizität und Energie des Ausdrucks, von grundaus studirt hatten, nach gewissen rationellen Regeln festgesetzt wurde. Die Sanskritsprache ist außerordentlich wortreich, und dennoch bedarf man weiter nichts als einer kompendiösen Grammatik, und eines eben so beschaffenen Wörterbuchs, um sich mit den Grundsätzen derselben bekannt zu machen.

In einem Traktate, der wenige Seiten füllt, findet man alle nur erdenkliche Wurzelwörter beisammen, und die Regeln, wornach man sich in Ansehung der Abstammungen und Beugungen zu richten hat, sind so faßlich und leicht, daß man die Etymologie jedes einzelnen Wortes auf den ersten Blick auffinden kann. Die größte Schwierigkeit, diese Sprache vollkommen erlernen zu können, besteht in der Pronunciation; denn diese ist so lebhaft und stark, daß man noch immer nicht im Stande ist, jedes Wort richtig und der Vorschrift gemäß auszusprechen, wenn man sich gleich von der frühesten Jugend an alle erdenkliche Mühe gegeben hat, es hierin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Wenn man aber einmal die Aussprache in seiner Gewalt hat, so fällt sie eben so harmonisch als volltönend ins Ohr.

So urtheilt Herr Dow. Ich für meine Person

verstehe zwar wenig oder nichts von der Sanskritsprache, da ich durch meine anderweitigen Geschäfte verhindert wurde, das bereits angefangene Studium derselben fortzusetzen; indeß bin ich allerdings damit einverstanden, daß sie eine der vortrefflichsten und ausgebildetsten Sprachen ist, die jemals die Menschen unter sich eingeführt hatten. Uebrigens irre ich wohl nicht, wenn ich die Vermuthung, daß das Sanskrit eine durch Kunst erfundene Sprache sey, für eine äußerst gewagte Hypothese halte, so wie ich der Meinung bin, daß wenig oder gar nichts daran gelegen seyn kann, ob man eine todte Sprache richtig ausspricht, oder nicht.

Die Braminen besitzen verschiedene sanskritanische Wörterbücher, unter welchen das berühmteste und gebräuchlichste nach seinem Verfasser, der vor ungefähr viertausend Jahren lebte, Amarashinha, oder Amarakòscha, genannt wird. Es werden darin unter anderen mancherlei Künste und Werkzeuge genannt, woraus man den Schluß machen könnte, daß die Indier schon in den frühesten Zeitaltern allerlei Gegenstände, z. B. die Feuergewehre, Aghni-Astra, die Kanonen, Shet-Aghni, und andere dergleichen Dinge, welche wir für neuere Entdeckungen halten, gekannt haben müßten, wenn man nicht wüßte, daß die Braminen auch diesem Buche, so wie mehreren anderen, von Zeit zu Zeit allerlei fremdartige Zusätze und Einschiebsel beigefügt, und das mehr oder minder Neue mit dem mehr oder minder Alten untermengt haben.

Dem sey wie ihm wolle, so viel scheint ausgemacht richtig, daß die Indier die allerälteste Nation sind, die je auf Erden lebte, und daß sie schon damals, wo nicht auf einer höheren, doch gewiß eben so hohen Stufe der Kultur standen wie jetzt, als Europa, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch überall voll Wälder und Sümpfe war, und außer einer Menge Bären und Wölfe nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl wilder Menschen bewohnt wurde, die in Ansehung ihrer Lebensart von jenen Raubthieren wenig verschieden waren.

Die Indier glauben, es hätten seit Erschaffung der Welt vier verschiedene Zeitalter existirt, die auf Sanskritanisch Satia, Treta, Duàpara und Kali genannt werden. Das Zeitalter Satia bestand aus drei Millionen und zweimal hundert tausend Jahren. Während desselben stand Alles unter der uneingeschränkten Herrschaft und dem Einflusse der Braminen, welches die Folge hatte, daß man überall Tugend und Reinigkeit der Sitten bemerkte. Die Menschen erreichten damals ein Alter von hunderttausend Jahren. Das Zeitalter Treta dauerte zwei Millionen und viermal hunderttausend Jahre. Jetzt hatten die Kschattria das Uebergewicht. Drei Viertheile der vormaligen Tugenden blieben zwar noch übrig, zugleich aber schlich sich auf Erden ein Viertheil Laster ein. Die Menschen fiengen an aus der Art zu schlagen, und ihre Lebenszeit wurde bis auf sechzigtausend Jahre verkürzt. Im dritten Zeitalter, oder Duàpara, hatten die Vayshya zu gebieten; die Laster hielten den Tugenden das Gleichge-

wicht; die Lebenszeit der Menschen erstreckte sich nur noch auf tausend Jahre; und dieses Zeitalter dauerte eine Million und sechsmal hunderttausend Jahre.

Im vierten, oder gegenwärtigen Zeitalter, welches Kali, oder Kali=Jug genannt wird, und in welchem alle Vortheile auf Seiten der Sudra sind, giebt es auf Erden drei Viertheile Laster und nur ein Viertheil Tugend; die menschliche Lebenszeit hat sich bis auf hundert und zwanzig Jahre vermindert, und selbst dieses Alter wird nur einer kleinen Anzahl guter Menschen zu Theil. Manche Dinge, die in jenen besseren Zeitperioden durchaus nicht gestattet waren, hat man in der jetzigen leider zulassen müssen, weil sich die Laster wie ein reißender Strom über den Erdball verbreiten, und immer mehr überhand nehmen. Wenn nun aber auch das letzte Viertheil Tugend aus der Welt verschwindet, dann wird Wischnu in seiner zehnten Avantàra, oder Verwandlung erscheinen, um dem Sittenverderben, dem Menschengeschlechte und der ganzen Welt ein Ende zu machen, wie ich Ihnen in der Folge das Mehrere erzählen werde. Die Kali=Jug wird viermal hunderttausend Jahre dauern, von welchen schon an die fünftausend verflossen sind.

Die Schriftsteller kommen jedoch in Betreff dieser Zeitrechnung nicht ganz genau mit einander überein; entweder, weil sie von den Braminen nicht genugsam unterrichtet waren, oder weil die Braminen dieser und jener Provinz sich nach einer anderen Berechnungsart

richten, oder weil sie überhaupt in ihren Meinungen von einander abweichen. Uebrigens habe ich Ihnen dieselbe genau so beschrieben, wie sie mein Pandit mir angab. Auf jeden Fall umfaßt diese Chronologie eine ungeheure Anzahl von Jahren; denn was einige der einen Zeitperiode abbrechen, theilen sie der anderen wieder zu. Mein Pandit lachte mich aus, als ich ihm erzählte, wir Europäer wären der Meinung, daß die Welt nur sechs bis sieben tausend Jahre alt sey, wies auf einen alten Mann, der einen langen schneeweißen Bart hatte, und fragte mich, ob ich denselben wohl für ein Kind hielte, das erst in der letztverflossenen Nacht auf die Welt gekommen sey.

So gegründet es ist, daß die Indier in mehrerem Betrachte gerechte Ansprüche auf unsere Achtung zu machen haben, und daß manche ihrer Lehrsätze, ihrer Meinungen, und ihrer sowohl religiösen als auch philosophischen und bürgerlichen Einrichtungen, von Seiten der Philosophen die sorgfältigste Untersuchung verdienen, so gewiß ist es doch auch, daß man ihre Verdienste in unseren Tagen viel zu sehr vergrößert, und sie zuweilen sogar auf eine in das Lächerliche fallende Art dargestellt hat. Welche Albernheiten hat man nicht mit unglaublicher Sorgfalt und Mühe aus ihrer Theologie, ihrer Götterlehre, ihrer Metaphysik, hervorgesucht, und dem Publicum in vollem Ernste als die allerkostbarsten Seltenheiten aufgetischt! Wie geschäftig waren nicht manche Schriftsteller, um die abgeschmacktesten Mährchen in die erhabensten und verborgensten Geheimnisse zu ver-

wandeln, und unter dem Schleier des Wunderbaren die unbedeutendsten Dinge zu verstecken! Erzeigte man doch sogar der indischen Musik die unverdiente Ehre, eine eigene Abhandlung über sie zu schreiben, wiewohl sie unter allen Musikarten die frostigste und geschmackloseste ist, und Apoll uns behüten wolle, daß wir nie in den Fall kommen, eine Oper von Metastasio mit anhören zu müssen, die in derselben componirt wäre. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß die Engländer aus manchen Büchern der Indier allerlei Nachrichten schöpfen können, wodurch sie in Stand gesetzt werden, dieselben desto leichter zu beherrschen, oder vielmehr das Joch, welches sie diesen unglücklichen Völkerschaften auferlegt haben, zu vergolden; übrigens scheint es mir aber, als wenn man, um in Europa die Wissenschaften zu befördern, weder nützlich noch nothwendig sey, sich mit allen Kindereien, Ammenmährchen und lächerlichen Erdichtungen der Indier, belangweilen zu müssen.

Voltaire sagt irgendwo: alte Astronomie, alte Physik, alte Arzneikunst (die des Hippokrates ausgenommen), alte Geographie, alte Metaphysik, sind sammt und sonders eigentlich nichts anderes als altes dummes Zeug; und ich dächte, Voltaire hätte nicht Unrecht. Als Pabst Sixtus der Fünfte auf der Piazza del popolo den alten Obelisk aufstellen ließ, welcher einst der Sonne gewidmet war, und über und über mit Hieroglyphen und anderen geheimnißvollen Figuren bedeckt ist, unter welchen die Philosophie der alten Aegypter verborgen seyn soll, zischelte er einem Kar-

dinale, mit welchem er gut Freund war, ganz leise ins Ohr, er habe den in der Nähe befindlichen Brunnen zur nämlichen Zeit bloß in der Absicht anlegen lassen, damit sich die Esel, welche ihre Zeit darauf verwendeten, jene Possen zu enträthseln, darin waschen könnten. Vor nicht gar langer Zeit las ich etwas, das Herr Maurice, ein gelehrter englischer Antiquar, über Indien herausgegeben hat. Er selbst hat dieses Land nie zu sehen bekommen, und wenn er sich wirklich dort aufgehalten hätte, so würde mir es unerklärbar seyn, wie es zugieng, daß der Anblick gewisser Gegenstände, die er mit einem unnöthigen Aufwande poetischer Floskeln beschreibt, und worüber er sich nicht genugsam wundern kann, seine erhitzte Phantasie nicht ein wenig abgekühlt hat. Auf jeder Seite seines Werks liest man die Beiwörter, auserlesen, bewundernswürdig, unvergleichlich, erstaunlich u. s. w., die er oft an die unbedeutendsten Dinge verschwendet.

Ein eben so sonderbarer Reisender ist Pater Paolino da San Bartolomeo, *) ein unbeschuheter Karmeliter-Mönch, der unter andern ein Werk in lateinischer Sprache herausgegeben hat, das den Titel Systema Brahmanicum führt. Dieser Mann hatte sich zwar, wie mich die Bewohner der Malabarküste versicherten, eine ziemliche Fertigkeit in der malabarischen

*) Seine ins Teutsche übersetzte, gewiß nicht unwichtige Reisebeschreibung ist im J. 1798 von Forster herausgegeben worden. D. H.

Sprache erworben, und mag wohl auch ein wenig Sanskritanisch verstehen, äußert sich aber über gewisse Dinge auf eine eben so unanständige als seltsame Art. Er sucht nämlich mit aller Gewalt zu behaupten, die Götter und Göttinnen der Indier wären dieselben, und schlechterdings keine andern, als die, welche man ehedem zu Rom und in Griechenland verehrte, und ereifert sich, wie Sie in dem angezogenen Buche selbst nachlesen können, ganz entsetzlich gegen Sir William Jones, Präsidenten der asiatischen Societät zu Kalkutta, weil dieser eine Meinung bloß als muthmaßlich annimmt, die jener für ausgemachte Wahrheit hält. Sir Jones, ein kenntnißreicher und überaus gelehrter Mann, besitzt zwar, wie alle große Leute, einen gewissen Enthusiasmus, der ihn nicht selten auf Irrwege führt, läßt sich aber dennoch in seiner Abhandlung über die Gottheiten der Griechen, Römer und Indier, weiter auf nichts ein, als daß er ihre Aehnlichkeit darthut, seine Meinung auf eine sehr bescheidene Art vorträgt, über nichts entscheidet, und zuweilen in einem Tone spricht, als wenn er mit der ganzen Sache seinen Spaß triebe. Pater Paolino, der hierüber die Geduld verliert, zieht daher heftig gegen ihn los, beschuldigt ihn einer übertriebenen Schüchternheit, und macht ihm dieserhalb die bittersten Vorwürfe. Als ein eifriger Bewunderer der von den Braminen gestifteten Religion, Gesetze und Einrichtungen, die er heilig und ehrwürdig nennet, schildert er uns dieselben als Leute, welche alle Schätze und Freuden der Erde für nichts achten; rühmt sie als die großmüthigsten und erhabensten Philosophen,

und anstatt als Missionär auf ihre Bekehrung zu denken, benimmt er sich vielmehr so, als ob er ihr Convertit sey.

Ich habe gewiß nicht die Absicht, Indien das mindeste von seiner ihm mit Recht gebührenden Ehre zu benehmen; ich will auch gar nicht in Abrede stellen, daß die Bücher der Indier in Ansehung des höchsten Wesens, der Gerechtigkeit, der Tugend, und anderer dergleichen Gegenstände, eine Menge eben so erhabener als treffender Ideen und Bilder enthalten; wenn man aber, wie Paolino, Maurice und einige andere Schriftsteller, vorgiebt, daß die Theologie der Indier durchgehends emblematisch, geheimnißvoll und philosophisch sey; wenn man ferner behauptet, daß unter dieser Hülle tiefdurchdachte Wahrheiten und wundervolle Lehren verborgen liegen, so ist dies weiter nichts als leeres Geschwätz müßiger, und in nichtige Träumereien vertiefter Gelehrten.

Vor Beendigung dessen, was ich Ihnen noch in Betreff der Braminen und übrigen Kasten zu sagen habe, werde ich Ihnen jedoch in meinem nächsten Briefe erst noch eines und das andere über die Theologie der Indier, ihren Gottesdienst, ihre Religionsgebräuche, und andere dergleichen Dinge, mittheilen. Ich muß Ihnen aber im Voraus sagen, daß es mir nicht auf die entfernteste Art einfällt, eine Materie erschöpfen zu wollen, welche so reichhaltig ist, daß sie vielleicht eben so viele Bände füllen würde, als die Kommentarien, welche

unsere europäischen Theologen über die eben so zahlreichen als mannichfaltigen Zweige ihrer göttlichen Wissenschaften geschrieben haben. Dies hieße sich auf ein Meer wagen, wo, wie es mir vorgekommen ist, selbst die klügsten Braminen oftmals weder aus noch ein wissen; denn es ist beinahe nicht möglich zu unterscheiden, welche von ihren Meinungen orthodox, und welche ketzerisch sind, was das gemeine Volk glaubt, und was nur die Gelehrten für wahr halten. Wie oft mußte ich nicht fragen, forschen, bitten und betteln, ehe ich von verschiedenen Braminen auf eine und dieselbe Frage die nämliche Antwort erhielt. Der eine läßt dies und das weg, der andere setzt desto mehr hinzu; in den nördlichen Gegenden wird eine Sache auf diese, in den südlichen auf jene Art erzählt. Bei so bewandten Umständen werde ich mich hüten, etwas geradezu zu behaupten; denn es würde mir eben so unangenehm seyn, mich selbst zu täuschen, als andere hinter das Licht zu führen. Es kann seyn, daß Ihnen vielleicht die Stammlisten und Namensverzeichnisse von Göttern und Helden, die in Italien gar nicht bekannt sind, mitunter Langeweile verursachen; da Sie aber, zu Folge der von Ihnen erhaltenen Nachricht, nicht Willens sind, Indien und seine Gottheiten selbst zu besuchen, so werden jene Notizen vielleicht dazu beitragen, Ihnen bei Ihren dieserhalb anzustellenden Forschungen einige Mühe zu ersparen.

Dritter Brief.

Theologie der Indier. — Ihre Dreieinigkeit, Trimurti — Parashakti — Sarassvaty — Deuta, Deitti, Reshi — Erschaffung des Weltalls — die zehn Avatāren oder Menschwerdungen des Wischnu — Indra — Ganesa, — Jama — Kartika — Kana — Suria — Ciendra — Buddha — Bemerkungen über diese Gottheiten.

Daß die Indier nur ein einziges allerhöchstes Wesen anerkennen, und folglich nichts weniger als Götzendiener sind, wie man uns einst in allem Ernste weiß machen wollte, dies hat seine vollkommene Richtigkeit. Sie verehren die Bilder ihrer Gottheiten genau so und nicht anders, wie die Katholiken die der heiligen Jungfrau, der Engel und Heiligen; wiewohl übrigens der dumme und unwissende Pöbel in Indien, eben so wie anderwärts, nicht weiß was er denkt, was er thut, was er glaubt.

Die verschiedenen Götter und Göttinnen der Indier. sind eigentlich nichts anderes, als Diener und Günstlinge des Allerhöchsten, oder Erscheinungen, Emanationen und Theile seines Wesens, die unter mancherlei Gestalten und Formen die Bösen vernichten und strafen, oder sie wieder auf den Weg der Tugend zurückführen, die Guten aber aufmuntern, belohnen und schützen. Diese Strahlen und Ausflüsse des allerhöchsten unendlich weisen, unendlich guten, und unendlich mächtigen

Wesens, entfernen sich aber oftmals von ihrem Urquell, nehmen eine ganz andere Natur an, und verunreinigen sich durch die Beimischung von allerlei menschlichen Lastern und Schwachheiten. Die Anhänger des Parvà Mimànsa läugnen die Existenz dieser aus der Gottheit emanirenden Wesen, und behaupten, jene Götter wären eben nichts anderes als Menschen gewesen, welchen der Allerhöchste das Vermögen verliehen habe, ihm immer ähnlicher zu werden. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist richtig, daß sich die Indier von dem höchsten Wesen sehr erhabene, und mit seinen unendlichen Vollkommenheiten übereinstimmende Begriffe machen, von jenen untergeordneten Gottheiten hingegen, welchen doch der einzig wahre und unbegreifliche Gott, die Aufsicht über alle andere erschaffenen Wesen vertrauet haben soll, mitunter das elendeste, lächerlichste und abgeschmackteste Zeug erzählen.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich hier anmerken, daß die Gottheiten der Indier in den neueren indischen Sprachen mehrere, ein wenig von einander abweichende, Namen führen, und daß noch überdies in der Sanskritsprache eine unübersehbare Reihe anderweitiger Benennungen vorkömmt, die jedem insbesondere beigelegt werden. Dieser Umstand hat schon oftmals in den Schriften der Reisenden viele Verwirrung verursacht, und verursacht dergleichen auch noch. So werden Sie finden, daß man Krisnen, oder Chisnen, anstatt Krischna oder Krisna, Beda oder Bed, anstatt Veda, Indren anstatt Indra sagt, und wie die

Verschiedenheiten alle heißen mögen. Hiernächst ist es äußerst unschicklich, daß man indische Wörter mit europäischen Buchstaben schreibt. Verschiedene Töne müssen durch ganz verschiedene Buchstaben ausgedrückt werden, und da die Töne, welche in den indischen Sprachen vorkommen, viel mannichfaltiger sind als in den europäischen, so versteht sich von selbst, daß man eine weit größere Menge Schriftzeichen nöthig hat, um dieselben gehörig auszudrücken.

Ich werde mir daher angelegen seyn lassen, wo nicht immer, doch in den meisten Fällen, so viel ich nur kann und vermag, die in der Sanskritsprache vorkommenden Benennungen beizubehalten, und sie so zu schreiben, wie man sie nach der italiänischen Mundart aussprechen muß, ohne mich übrigens mit den Accenten zu befassen, und zu untersuchen, ob diese Namen mit dem Acut oder Gravis bezeichnet werden müssen, welches sich ohnehin nicht genau bestimmen läßt. Pater Paolino, der ebenfalls alle sanskrittanische oder malabarische Wörter mit europäischen Buchstaben schrieb, und dennoch die richtige Aussprache derselben durchaus zu bestimmen suchte, verfiel durch diese allzu affectirte Verfahrungsart in den Fehler, daß er ganz unverständlich ward, weil vermöge derselben so viele Konsonanten zusammenkommen, daß man dieselben unmöglich aussprechen kann.

Brama, Wischnu und Schiwa, machen zusammen, wie Sie bereits wissen, die Dreieinigkeit der Indier aus, welche sie Trimurti zu nennen pflegen.

Diese Dreieinigkeit ist aber von einer ganz anderen Art, als jene, welche die Christen verehren. Parabrâma ist das höchste, ewige, unendliche, allmächtige, und unbegreifliche Wesen, das jene drei Götter im eigentlichsten Verstande erschaffen hat. Die Braminen waren so vernünftig, daß sie, in Hinsicht desselben, so viel mir wenigstens bekannt ist, nicht eine einzige Fabel ersannen, und es eben so wenig unter irgend einer Gestalt abbildeten. Es verlieh dem Brama die Macht, Alles zu erschaffen; dem Wischnu die, das Erschaffene zu erhalten; und dem Schiwa die, dasselbe zu zerstören, oder vielmehr dessen Formen zu verwandeln. Alle drei kommen auch noch unter anderen Benennungen vor, und führen allerlei Beiwörter, womit ich Sie weiter unten bekannt machen werde. Außer diesen drei Hauptgöttern, verehren die Indier auch noch eine Menge anderer Götter und Göttinnen, so auch Halbgötter und Halbgöttinnen, von verschiedenem Range und Wirkungsvermögen, die bei andern entweder die Stelle der Gesellschafter, Minister und Rathgeber vertreten, oder ihnen als Diener und dergleichen, auf mancherlei Art untergeordnet sind. Außer diesen giebt es auch noch Genien, welche sich in den Gestirnen, in der Luft, im Wasser, in den Waldungen, Flüssen u. s. w. aufhalten, ungefähr auf eben die Art, wie bei den Griechen die Najaden, Faunen, Aegipanen, Satyrn, Dryaden, Hamadryaden, und andere solche Wesen. Endlich fehlt es in der indischen Mythologie auch nicht an himmlischen Musikern, Nymphen, Dämonen, Furien u. s. w.

Alle diese überirdischen Wesen begreift man unter der allgemeinen Benennung der Deva, oder Dèuta, und der Deitti, sonst auch Aschùra genannt; und sie bestehen aus mehreren Classen und Abtheilungen. Die Deuta sind fast unaufhörlich mit den Deitti in Krieg verwickelt; übrigens scheint mir aber die Vergleichung der ersteren mit unseren Engeln, und der letzteren mit den bösen Geistern, nicht ganz passend zu seyn. Jene halten es hauptsächlich mit dem Nishun, diese hingegen mit dem Schiwa; wiewohl nun aber die Deitti größtentheils bösartig sind, so giebt es doch auch einige gutartige unter ihnen, namentlich die Prahàlada, die Bìbishana, oder Bibìschiana *) und andere mehr. Die Deuta vollbringen keine anderen als böse Handlungen, sowohl unter sich selbst, als gegen die Deitti. Sie lügen und betrügen, sind außerordentlich geil, und was dergleichen mehr ist. Jene wie diese sind der Gefahr ausgesetzt, in den Schlachten, welche sie einander liefern, verwundet und getödtet zu werden, ihre Guru, d. i. ihre Lehrer, geistlichen Rathgeber und Aerzte, machen sie aber wieder lebendig. Brihàspati, oder Brahàspati, der Genius oder Gott des Planeten Jupiter, ist der Gùru der Deuta; Assuàni und Cumara sind ihre Aerzte; und Indra, der Gott der Wolken und des Regens, ist ihr König.

*) Die Sylben sha, she, shi, sho, shu, müssen fast auf dieselbe Art ausgesprochen werden, wie im Italiänischen; nämlich schia, sche, schi, schio, schiu; ich habe sie daher bald auf die erstere, bald auf die letztere Art geschrieben.

Succora Asargia ist der Guru der Deitti, und Bali ist ihr Häuptling oder Fürst. Die Anzahl der Deutta beläuft sich auf dreißig Krore *), und die der Deitti auf acht und achtzig Krore. Die vornehmsten Classen der ersteren sind folgende: die Marùta, Asthavashù, Rùddra, Suria, oder Aditia, Ribù, Bissuà, Saddhia, Rashèttia, Shiddha, Ciàrana, Gandhàrra, Biddiàdhara u. s. w. Die Indier sind der Meinung, die Hoflager ihrer vornehmsten Gottheiten seyen auf dieselbe Art eingerichtet, wie die ihrer Fürsten. Es giebt an denselben Pagen, Läufer, Sänger, Tänzerinnen, Aerzte, Dichter, Hofnarren u. s. w.

Die vornehmsten Häuptlinge der Deitti heißen Dulmurda, Shàmbara, Arìsta, Ajagrìva, Bibavashù, Ajamùka, Shankushira, Suarbànu, Kapìta, Aruna, Pulòma, Breshapàrba, Ekábàktra, Anutàpana, Dumrachesha, Birupaksha, und Bippracìti.

Die Ràkshasa und die Dànava, sind zwar ebenfalls zwei Gattungen Deitti, bestehen aber durchgehends aus bösartigen Wesen, Riesen, Dämonen, die sowohl Menschen als Thiere fressen. Sie nehmen allerlei scheußliche Gestalten an, und machen sich zuweilen unsichtbar. Zu Abwendung der Uebel, welche sie den Menschen zufügen, oder wenigstens zufügen können,

*) Ein Kror ist so viel wie zehn Millionen.

bringen ihnen die Indier allerlei Opfer, und erbauen ihnen zu Ehren kleine Kapellen.

Die Deutta können eben so wie die Deitti, je nachdem es ihnen beliebt, allerlei Gestalten annehmen, und zeigen sich bald als Menschen, bald als Thiere, bald als Zwerge, bald als himmelhohe Riesen, die mit ihren Häuptern die Sterne berühren, und über unermeßliche Abgründe wegschreiten können. Es ist bekannt, daß die Orientalen eine viel kühnere und glühendere Phantasie besitzen, als wir; wenn folglich ein Maler oder Bildhauer, vermöge seiner Kunst die Gottheiten der Griechen und Römer nach Maaßgabe ihrer mannichfaltigen Verwandlungen auch noch so gut darstellen könnte, so würde er deswegen doch nicht im Stande seyn, die Bilder der Orientalen zu erreichen, die das Gigantecke weit übertreffen. Wenn ein Hindu z. B. erzählt, daß ein gewisser Resci, Agástia genannt, das Weltmeer ausgetrunken habe, um einen bösartigen Deitti, welcher sich in demselben versteckt hatte, aus dessen Tiefe hervorzuholen, und ihn zur wohlverdienten Strafe zu ziehen*); wenn Mahomet den Engel Asrafel, auf

*) Dieses Mährchen wird auch noch auf andere Art erzählt. Agástia war nämlich so klein, daß seine ganze Länge nicht über einen Daumen betrug. Als er daher einstmals am Ufer des Meeres spazieren gieng, spottete dieses über den heiligen Mann, daß er eine so armselige Figur mache. Dieser ergrimmte darüber, und schwur in seinem Zorn, es dafür zu bestrafen. Dem zufolge goß er das Meer, wie einen Tropfen Wasser, in seine hole Hand und schlürfte es hinun-

dessen unzählbaren Schultern der Thron des Ewigen ruht, als ein Wesen schildert, das eine Million Köpfe, an jedem Kopfe eine Million Gesichter, in jedem Gesichte eine Million Mäuler, und in jedem Maule eine Million Zungen hat: wie sollte da nicht dem Künstler der Pinsel oder Grabstichel aus der Hand fallen!

Brama hatte neun Söhne, die vor allen anderen berühmt waren. Sie hießen: Marici, Attri, Anghiràsha, oder Anghiràsa, Pulàsta, Pulàha, Kartù, Bhregu, Basistha und Dasha, oder Dasa. Man nannte sie Pragiàpati, d. i. Herren der Schöpfung, und sie gehören zur Classe der Mesci, oder Muni, welches so viel bedeutet, als heilige Braminen, Patriarchen, Propheten, oder etwas dem Aehnliches; denn es fehlt sowohl in der christlichen Religion, als auch in der Mythologie der Griechen und Römer, an Worten, um die Ideen, welche in dem Religionssysteme der Indier vorkommen, gehörig auszudrükken zu können. Nareda Muni, der zehnte Sohn des Brama, kam aus dessen Kopfe, oder, welches eben so viel sagen will, aus dessen Willen, hervor und wurde nachher zum zweitenmale auf eben die Art wie Bachus vom Zeus, aus seiner Hüfte geboren.

ter. Als aber nachher die Deuta eine Fürbitte bei ihm einlegten, fand er sich zum Mitleid bewogen. Er p—ßte dem zufolge das Meer wieder weg, und ließ es laufen. Von dieser Zeit an soll das Seewasser einen salzigen und bitteren Geschmack angenommen haben, statt daß es vorher rein und süß schmeckte.

Marici zeugte den Kashàpa, oder Kaschiàpa, der dreizehn Weiber hatte; nämlich die Adìti, Diti, Danù, Kasta, Aristà, Surashà, Ila, Muni, Krodarashà, Tamra, Surabì, Sharamà, und Timì. Vom Kashàpa und der Adìti, wurden die Deuta geboren, und mit der Diti, seiner zweiten Frau, zeugte derselbe die Deitti; so daß diese Wesen, ob sie gleich einander unaufhörlich bekriegen, wirkliche Stiefbrüder sind, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen. Kashàpa erzielte nachher mit einigen anderen Weibern, die ihm ebenfalls angehörten, eine sehr sonderbare Nachkommenschaft. Kasta war die Mutter der Ziegen, Krodavasha gebar die giftigen Schlangen, Tamra die Raubvögel, Surabì, oder Shurabì, die Thiere, welche gespaltene Klauen haben, Sharamà alles, was in den Wäldern lebt, und Timi alles, was sich in den Gewässern aufhält.

Außer jenen neun Resci, welche unter allen den obersten Rang behaupten, giebt es noch eine Menge anderer; nämlich den Shànata = Cumàra, den Shanata = shanàndana und Shànàtama. Diese waren es, welche dem Wischnu fluchten, wie ich Ihnen in der Folge ausführlicher erzählen werde. Ferner den Anghìra, Dèvala, Ashìta, Apantaratamà, Viàsa, Marcandèja, Goutàma, Vasistha, Rama, oder Parasu = rama, Kapila = Muni, Suka = Muni, Durbàsha, oder Durbàsa, Jaghniavàlka, Giatukarènnia, Arùni Lomàsha, Ciavàna, Datta, Asurì, Patangiali, Veda=

shira, Baddia-Muni, Panciashirà, Arenianàba, Vissuamàltra, oder Krushaglia, Srutadèva, Retadduagia, und mehrere andere, deren Namen ich hier, um Ihnen keine Langeweile zu verursachen, nicht anführen mag.

Varuna ist der Gott des Meeres, wie überhaupt aller Gewässer, und reutet gewöhnlich, wenn man ihn abgebildet sieht, auf einem Krokodil. Ciandra ist der Gott des Mondes, welcher bei den Indiern (Deus Lunus) männlichen Geschlechts ist. Pàvana, oder Baju, ist der Gott des Windes, und reutet auf einer Antelope, oder einem Hirsche. Aghni, sonst auch Pàvaka (der Reiniger) genannt, ist der Gott des Feuers, und sitzt auf einem Widder. Suahà, welche zuweilen auch Suchi, oder Sudà genannt wird, ist seine Frau. Prithivi ist die Göttin der Erde. Kartika, oder Sham-kartika, oder auch Karticheja, ist der Kriegsgott, ein Sohn des Schiwa. Kuberà ist der Gott des Reichthums, und reutet gewöhnlich einen Schimmel; sein Sohn Nalacubara ist der Gott des Luxus, und Kama ist der Liebesgott. Die Apsara, oder Apsera, sind himmlischschöne Mädchen, und die Gandharva ungemein schöne Knaben. Jene wie diese sind göttlicher Natur, und ihre Verrichtung besteht darin, daß sie dem Brama, dem Indra und anderen Göttern durch Singen und Tanzen die Zeit verkürzen. Die Chinnara sind ebenfalls Sänger, oder spielen allerlei musikalische Instrumente, und die Chempurusha sind Pagen oder Leibknaben, die, gleich den

Engeln, mit Flügeln versehen und außerordentlich schön sind.

In der Folge werde ich Gelegenheit nehmen, Ihnen von den würdigsten dieser Götter ausführlichere Nachricht zu ertheilen.

Dow sagt, die Braminen läugneten, daß Brama je existirt habe, und versicherten, daß derselbe weiter nichts, als ein allegorisches Wesen sey; denn nach der Behauptung dieses Schriftstellers bedeutet das Wort Brama in der Sanskritsprache weder mehr noch weniger als Weisheit. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber sagen, daß alle Braminen, bei welchen ich mich diesfalls erkundigte, mir auf meine Fragen eine ganz andere Antwort ertheilten. Ein gewisser Schriftsteller hat zwar die Vermuthung geäußert, daß unter dem Brama und der Sarassuati niemand anderes als Abraham nebst seiner Frau Sara zu verstehen sey; Sarassuati ist aber nicht nur die Gattin, sondern zugleich auch die Tochter des Brama; auch ist die Geschichte dieser beiden Ehepaare, nebst den damit verbundenen Nebenumständen, so ganz verschieden, daß schlechterdings kein Vergleich zwischen ihnen statt finden kann.

Sarassuati ist die Göttin der Beredtsamkeit, der Musik, und der Wissenschaften; zugleich auch, wie einige Braminen behaupten, die Erfinderin der Buchstaben Devanàgri *) und der Sanskritansprache.

*) So werden die Buchstaben genannt, womit man das Sanskritanische schreibt.

Ihre Gefährten, die sie überall begleiten, sind die Raga, oder Genien, welche die Aufsicht über die Musik führen, und jeder von diesen hat fünf Raghei, das ist: Nymphen der Harmonie, bei sich.

Ich weiß nicht, ob es Grund hat, wenn dieser nämliche Herr Dow erzählt, die Braminen könnten über den Ursprung der jüdischen Religion eine ganz besondere Auskunft ertheilen, und dieselbe mit Urkunden belegen, deren Alterthum sich schlechterdings nicht bezweifeln lasse. Die Braminen geben nämlich vor, ein gewisser Rajah, Namens Tura, welcher in den ersten Zeiten der Cali Jug lebte, habe einen Sohn gehabt, der von dem Glauben der Indier abgefallen, und dieserhalb von seinem Vater nach dem Occident verbannt worden sey. Dieser Apostat soll nun in einem Lande, welches Mohgod genannt wird, seine Residenz aufgeschlagen und hier die jüdische Religion fortgepflanzt haben. Diese Erzählung, sagt Dow, hat offenbar Bezug auf den Tharah und seinen Sohn Abraham.

Die drei Götter, Brama, Wischnu und Schiwa, sind nicht nur Söhne, sondern zugleich auch Ehegatten der Parashakti, oder Maha-maja, Adimaja, Prâkreti, und wie sie sonst noch genannt wird. Diese Göttin kömmt unter drei verschiedenen Gestalten vor. Als Weib des Brama ist sie die Shavittri; als Weib des Wischnu ist sie die Lakschmi (Leccimi); und als Weib des Schiwa ist sie die

Shakti, mit unter auch Gouri, oder Parvati genannt, wie wir in der Folge vernehmen werden.

Als die Parashakti*) ihren Söhnen, dem Brama und Wischnu den Antrag machte, sich mit ihnen zu verheurathen, wollten sich diese, da sie ihre Mutter war, hierzu durchaus nicht verstehen. Hierüber wurde sie dergestalt aufgebracht, daß sie den einen wie den andern zu Asche verbrannte, und sich nunmehro an den Schiwa wandte, welcher sich, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weigerte, ihrem Wunsche zu entsprechen. Da er aber fürchtete, daß ihm das Nämliche wiederfahren möchte, was seinen Brüdern begegnet war, so ergriff er die Flucht, und da ihn sein Linga (Phallus) welcher so lang war, daß er ihn auf der Erde nachschleppte, im Laufen hinderte, so schnitt er sich denselben ab. Die Parashakti eilte hierauf mit schnellen Schritten herbei und hob ihn auf; Schiwa hingegen blieb stehen, und bat sie inständig, sie möge doch, da sie nun erlangt habe, was sie gewollt hätte, seine Brüder, den Brama und Wischnu, wieder lebendig machen. Demzufolge rief sie dieselben ins Leben zurück, theilte sich sodann, wie ich bereits angeführt habe, in drei verschiedene Gestalten, und heurathete jene drei Brüder. Wenn nun dies Alles bloß eine Allegorie seyn soll, so habe ich weiter nichts dagegen einzuwenden;

*) Die Parashakti ist, nach der mystischen Lehrart der Braminen, das Simbol der Alles erzeugenden Kraft Gottes.

übrigens wird man mir aber doch zugeben, daß diese Allegorie eben so unsittlich als lächerlich und abgeschmackt ist.

Brama hat vier Gesichter und vier Hände. Daß er aus seinen vier Mäulern die Veda's von sich gab, wissen wir bereits aus dem Vorhergehenden. Ehedem hatte er sogar fünf Köpfe; Schiwa hieb ihm aber einen davon ab, weil er ihn belogen hatte, oder, nach andern, weil er nichts als stolze und übermüthige Reden von sich hören ließ und unaufhörlich in einem brüllenden Tone allerlei tolles Zeug herauspolterte.

Mich dünkt, liebster Freund, ich sehe Sie in diesem Augenblicke vor mir, wie Sie über diese ungereimten Fabeln lächeln, und im Begriffe stehen, sich bei mir zu erkundigen, was eigentlich dies Alles zu bedeuten habe; mit diesen und andern dergleichen Fragen müssen Sie mich aber verschonen, wenn ich in meiner Erzählung fortfahren soll.

Die Indier erbauen dem Brama keine solche Tempel, und bringen ihm auch keine solche Opfer, wie dem Wischnu und Schiwa, weil er über seine Frau, die Schavittri, den Fluch ausgesprochen hat. Er setzte die Braminen zu seinen Universalerben ein, und ernannte sie zu Bewahrern und Auslegern des Gesetzes.

Im ersten Bande der Asiatic Researches (S. 244) findet man die Art und Weise beschrieben, wie Parabrama die Welt erschuf. Wenn ich nicht irre, so

sind die Worte, worin diese Nachricht enthalten ist, zum Theil aus dem Gesetzbuche des Menu, einem der alleraltesten indischen Bücher, entlehnt. „Die Welt, „heißt es daselbst, war über und über mit Finsterniß „umhüllt; man konnte nichts darin unterscheiden, „nichts wahrnehmen; und Alles lag in einem tiefen „Schlafe, als sich der unsichtbare, durch sich selbst be„stehende Gott (Parabrama) vermittelst der fünf „Elemente und anderer majestätischen Formen, verficht„barte und jenes Dunkel gänzlich verscheuchte. Da er „nun die Absicht hatte, einer unendlichen Menge ver„schiedener Geschöpfe, vermittelst einer aus seiner eige„nen Herrlichkeit hervorgehenden Emanation, das Da„seyn zu geben, so schuf er zuvörderst die Gewässer, und „verlieh ihnen das Vermögen sich zu bewegen. Aus „dieser Bewegung entstand ein goldenes Ei, das einen „viel hellern Glanz von sich strahlte, als hundert Son„nen, und worin Brama, der Urvater aller vernünf„tigen Wesen, der einzig und allein durch sich selbst exi„stirt, erzeugt wurde, u. s. w." Sie sehen von selbst ein, daß dies weiter nichts als ein unverständliches Gewäsch ist, woraus Niemand klug werden kann. So geht es aber dem armen kurzsichtigen Sterblichen, wenn er sich damit befaßt, die Erschaffung der Welt, und andere dergleichen Dinge erklären zu wollen. Dann spricht er wie ein Träumender und alle seine Worte sind in den Wind geredet.

Da eben von Träumen die Rede ist, so will ich Ihnen doch auch die Träumerei des Sanchuniothon

erzählen, welche mit dem, was ich so eben anführte, einige Aehnlichkeit hat. „Der Anfang des Universums, sagt er, „war eine finstere windige Luft, und ein Chaos, worin „Alles durch einander lag. Als sich nun dieser Wind in „seine eigenen Prinzipien verliebte, entstand eine Mi- „schung, und diese Mischung erzeugte die Begierde, „oder den Cupido, von welchem alle Saamen dieser „Art, so wie überhaupt das ganze Universum herrührt." Und gleich darauf sagt er: „es gab aber verschiedene „Thiere, die keine Vernunft hatten, und von welchen „dennoch vernünftige Thiere ausgiengen, welche Zo- „phesemin, d. i. Inspectoren und Aufseher des Him- „mels, genannt werden, und es war nicht anders, „als wenn dieselben gleichsam aus einem Ei ent- „stünden." *)

*) Aristophanes hat dieses unerklärbare oder vielmehr sinnlose Geschwätz, in seinen Vögeln auf folgende Art kopirt, oder vielmehr nachgebildet „Im Anfange, sagt er, war „das Chaos, die Nacht, der schwarze Erebus, und der „gränzenlose Tartarus. Noch war weder Himmel noch „Erde, noch Luft. Jetzt gebar aber die schwarzbefiederte „Nacht in den unermeßlichen Tiefen des Erebus ein lufti- „ges Ei, aus welchem der längst ersehnte Amor hervor- „gieng, der goldene Flügel an seinen Schultern hat, und „schnell wie der Wind ist. Dieser begattete sich in dem „gränzenlosen Tartarus mit dem schwarzen beflügelten „Chaos, brachte das Menschengeschlecht hervor, und rief „es zum erstenmal ins Daseyn". — Es mag wohl nicht an Leuten fehlen, die in diesen geheimnißvollen Worten allerlei schöne und herrliche Sachen entdecken; ich für meine Person kann aber nichts darin finden.

In den Versen, welche man dem Orpheus zuschreibt, kömmt ebenfalls ein Ei vor.

Verschiedene Braminen erzählen Etwas, das mit Obigem einige Aehnlichkeit hat. Als nämlich Parabrama die Parashakti begehrte, oder vielmehr als er sie anblickte, entstand in dem Leibe derselben ein unförmlicher Klumpen, welcher Mahatattua, d. i. das große Ganze, genannt wird, sich schlechterdings nicht beschreiben läßt, und einem Ei gleicht. Die Parashakti gebar; jener Klumpen zerplatzte, that sich auf, und es giengen aus demselben drei weibliche Gestalten, Namens Razogùna, Schattnagùna und Tamogùna, hervor. Die erstere wurde dem Brama, die zweite dem Wischnu und die dritte dem Schiwa zu Theil. Hierunter soll nun, wie Dow meinet, das dreifache Wirkungsvermögen zu verstehen seyn, kraft dessen die Gottheit Alles erschafft, erhält und zerstöret. Sir Jones hingegen vermuthet, es seyen die drei Eigenschaften des Gemüths, nämlich die Vortrefflichkeit, die Leidenschaft, und die Dunkelheit.

Einige beschreiben die Welterschaffung auch noch auf andere Art. Sie sagen nämlich, aus dem Nabel des Wischnu, der auf den Gewässern schwamm, sey eine Lotusblume, oder Nymphäa, die auf Sanskrittanisch Kàmala, oder Padma genannt wird, entsprossen; aus dieser sey Brama hervorgegangen, und aus dessen Augenbraunen Schiwa, welchem Brama,

da derselbe bei seiner Geburt Thränen vergoß, den Namen Ruddra beilegte, d. i. der Weinende.

In diesen und andern dergleichen Fabeln, die in der heidnischen Mythologie, von welcher Art sie übrigens seyn möge, sehr häufig anzutreffen sind, haben gewisse Leute, außer dem klaren und buchstäblichen Sinne, auch noch einen mystischen und allegorischen zu finden geglaubt. Die drei Götter, Brama, Wischnu und Schiwa, sagt Bailly, sind eigentlich nichts anderes, als eben so viele Aeußerungen des göttlichen Wirkungsvermögens, oder Eigenschaften des höchsten Wesens, welche man aus Unwissenheit einzeln dargestellt und personificirt hat. Ich für mein Theil zweifle sehr, daß dies wahr ist; so wie ich überhaupt von jeher auf die so gepriesene Weisheit der alten Indier, Aegypter, Chaldäer u. s. w. nicht viel gehalten habe. Wenn es wirklich, wie einige vorgeben, gegründet ist, daß die Erfinder jener Gottheiten im Stande waren, sich mit dergleichen abstrakten Begriffen zu beschäftigen; so sollte ich dann nicht auf eben die Art behaupten dürfen, daß Vulkan, Venus, Neptun, und andere, sowohl griechische als römische Gottheiten, eben auch weiter nichts als Attribute des höchsten Wesens seyen, und daß derjenige, welcher dieselben erfand, nur allein dies und sonst nichts dadurch habe ausdrücken wollen? Die Unwissenheit, sagt dieser sinnreiche Schriftsteller, (der, wie Sie wissen, ein längst von der Erde verschwundenes und in Vergessenheit gerathenes Volk erdachte, von welchen die Indier und einige andere Völker bloß die An-

fangsgründe der Wissenschaften, in welchen sie es nachher zur Vollkommenheit brachten, erlernt haben sollen) die Unwissenheit ist auf das Licht gefolgt.

Ich antworte, die Existenz jenes, dem Vorgeben nach, so aufgeklärten Volks ist eigentlich weiter nichts, als eine Hypothese; gegründet ist es hingegen, daß, wenn zuweilen die Unwissenheit auf das Licht folgte, letzteres eben auch an die Stelle der Unwissenheit trat. Die Religion kam mit den Menschen zugleich auf die Welt, und ehe noch diese sich aus ihrem rohen Naturzustande emporschwangen, ehe sie noch daran denken konnten, sich mit den Künsten und Wissenschaften, mit abstrakten und verfeinerten Ideen zu beschäftigen, hatten sie sich bereits ihre Götter gebildet. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß jene halbrohen Naturmenschen, sich mit dergleichen metaphysischen Spitzfindigkeiten hätten abgeben können? Ich halte es daher für ausgemacht, daß Brama, Wischnu und Schiwa, wie überhaupt alle andere Gottheiten, zugleich auch die meisten Fabeln, welche auf dieselben Bezug haben, schon früher, obgleich noch ganz roh und unausgebildet, unter dem gemeinen Volke existirten. Als aber nachher die Priester und Volkslehrer ihr Haupt emporhoben, über dergleichen Dinge vernünftelten, mit einander stritten, zwar die Bemerkung machten, daß jene Gottheiten auf eine viel zu plumpe Art dargestellt seyen, gleichwohl aber nicht wußten, wie sie es anzufangen hätten, ein anderes weniger ungereimtes Religionssystem einzuführen, oder einen Versuch dieser Art für viel zu gewagt hielten, da

bestrebten sie sich, den ersten rohen Entwurf, so gut als es ihnen möglich war, zu verbessern, und ihn mit etwas Vernünftigerm und weniger Schwankendem auszuflicken. Auf diese Art ist es fast allen Religionen ergangen. Ihre erste Anlage war plump und unförmlich; die Theologen und Doctoren schmückten sie aber mit allerlei Zierrathen aus, und suchten die Thorheit mit der Weisheit in Uebereinstimmung zu bringen. Daher, wenn ich nicht irre, die meisten Symbolen, Allegorieen und Mysterien!

Der Verfasser des Systema Brahmanicum *) sucht mit aller Gewalt zu behaupten, Brama sey eigentlich nichts anderes als die Erde, Wischnu das Wasser, und Schiwa das Feuer, oder die Sonne. Ich muß es Ihnen überlassen, die Gründe, wodurch er seine Meinung auf eine unumstößliche Art befestigt zu haben glaubt, in dem eben genannten Buche, das aber mehr mit Schimpfwörtern als Beweisen angefüllt ist, selbst nachzulesen. Mir wenigstens scheinen sie keine Widerlegung zu verdienen, und ich will daher lieber von etwas anderm reden.

Sie werden Sich erinnern, daß ich schon in einem meiner frühern Briefe der zehn Verwandlungen des Wischnu erwähnte, die von den Braminen Avatàra genannt werden, und den Inhalt mehrerer ziem-

*) Nämlich Pater Paulinus da San Bartolomeo.
D. H.

lich weitläuftigen Purana ausmachen. Es sind folgende: Matcia d. i. Fisch; Katciàpa, Schildkröte; Baràha, Wildschwein; Narsingha, halb Mensch, halb Löwe; Vámana; Jarasurama; Shri=rama; Krishna; Buddha; und Kalichi, oder Kalènchi.

Als Wischnu während seiner ersten Verwandlung die Gestalt eines Fisches annahm, geschah solches in der Absicht, die Vedabücher wieder herbei zuschaffen, welche Shanckshur, ein bösartiger Genius, dem Brama, während der Zeit, als dieser in festem Schlafe lag, entwendet und in die Tiefe des Meeres geworfen hatte. Diese und die zweite Avatàra, welche Kurma genannt wird, sind aller Wahrscheinlichkeit nach geheimnißvolle Anspielungen der Indier auf die allgemeine Sündfluth, wovon man bei allen Völkern der Erde auf eine oder die andere Art Spuren entdeckt. Bei dieser Gelegenheit will ich hier eine Stelle anführen, welche Sir William Jones, wie ich gänzlich dafür halte, aus einem authentischen Buche der Indier entlehnt haben mag. *)

„In Dravirá regierte vor Zeiten ein gottseliger „König, welcher Satiàurata **) hieß, zugleich auch

*) Man findet dieselben auch in Klaproth's Asiatischem Magazine. D. H.

**) Mein Pandit spricht dieses Wort wie Shaktiabrèta aus.

„ein **Menu** und **Vaivásuata**, d. i. ein Sohn der „Sonne, war. Dieser König hatte sich hauptsächlich „dem Dienste des Geistes gewidmet, der auf den Ge= „wässern schwebte, und war so fromm, daß er keine „andere Nahrung genoß, als Wasser. Als er nun eines „Tages im Flusse **Kritamála** eine **Libation** ver= „richtete, und ein wenig Wasser in der holen Hand „hatte, ward er in demselben ein Fischchen gewahr. „Kaum hatte er es wieder in den Fluß gethan, als das „Fischchen, welches **Saphari** hieß, seinen Wohlthä= „ter folgendermaßen anredete: wie ist es dir möglich, „o König, daß Du mich, da Du doch sonst so mitlei= „dig gegen Nothleidende bist, in diesem Flusse lassen „kannst, wo es von Ungeheuern wimmelt, vor welchen „ich mich ganz entsetzlich fürchte, und gegen die ich mich, „als ein schwaches hülfloses Geschöpf nicht zu wehren „vermag? Der König, welcher zwar nicht wußte, wer „unter der Gestalt dieses Fischchens verborgen war, aber „von Natur ein gutes und mitleidiges Herz hatte, nahm „es aus dem Flusse, und that es in ein kleines mit „Wasser angefülltes Gefäß. In einer einzigen Nacht „ward aber das Fischchen so groß, daß es in diesem Ge= „fäße keinen Raum mehr hatte. Es redete daher den „König abermals an, und sprach: Sey doch so gut und „verschaffe mir einen geräumigern und angenehmern „Aufenthalt; denn länger in diesem engen Behälter ein „so erbärmliches Leben zu führen, ist mir nicht mög= „lich! Der fromme Monarch nahm den Fisch aus dem „Gefäße, und that ihn in eine Cisterne; in Zeit von „funfzig Minuten ward er aber drei Cubitus lang, und

„redete ihn wieder wie vorher an. Dieser that
„hierauf den Fisch in einen Teich, wo er zusehends
„immer größer wurde, und sich wieder wie zuvor über
„seinen allzu engen Aufenthalt beklagte. Er ward in ei=
„nen See gethan, und auch diesen füllte er mit seinem
„ungeheuern Körper aus. Man warf ihn ins Meer
„und auch hier beklagte er sich neuerdings gegen den
„König in folgenden Ausdrücken: Ach, hier verschlin=
„gen mich die Seeteufel, die Haifische, und andere
„dergleichen Ungeheuer *); du darfst mich durchaus nicht
„in diesem Ocean lassen! Der König, welcher schon so
„oft getäuscht worden war, fragte nun endlich den
„Fisch: Wer bist du denn eigentlich, du, der du mich
„unter dieser angenommenen Gestalt äffest? Noch nie sah
„ich einen so ungeheuern Wasserbewohner, wie du bist;
„noch nie hörte ich von einem dergleichen reden, der,
„wie du, in einer einzigen Nacht dergestalt wuchs,
„daß seine Körpermasse einen See füllte, der wenig=
„stens hundert Meilen im Umfange hat. Zuverlässig
„bist du, der meinen Augen sich zeigt, kein anderer als
„der Bhagavat, der große Heri, der auf den Gewäs=
„sern thront, und die Gestalt ihrer Bewohner bloß
„deswegen angenommen hat, um seinen Knechten Barm=
„herzigkeit zu erzeigen. Preiß und Anbetung sey dir,
„Erstgeborner des männlichen Geschlechts, als dem

*) Warum sollte er sich vor anderen Seethieren gefürchtet haben, wenn er so ungeheuer groß war? Aber dergleichen Widersprüche sind in den Schriften und Erzählungen der Indier nicht selten.

„Herrn der Alles erschafft, erhält und vernichtet! Du, „o Herrscher über Alles, bist der erhabenste Gegenstand „derer, die dich anbeten, und dir mit reinem Herzen „sich nahen. So oft du in diese Welt herabkömmst, „und eine täuschende Gestalt annimmst, liegt dabei je„derzeit die Absicht zum Grunde, eine Menge mannich„faltiger Wesen ins Daseyn zu rufen. Gleichwohl „möchte ich aber doch wissen, wodurch du dich veran„laßt fandest, mir in deiner dermaligen Gestalt zu er„scheinen. Laß mich, o du mit den Lotos ähnlichen „Augen, laß mich nicht vergebens zu den Füßen einer „Gottheit flehen, deren Wohlwollen sich über Alles er„streckt!

„Der Herr des Weltalls liebte den Mann, der ihn „auf diese Art anflehte, und da er ihn aus dem Meere „der Vernichtung, welches sich über die Welt, um ih„rer Sünden willen ergießen sollte, zu retten wünschte, „so eröffnete er ihm in folgenden Worten, wie er sich zu „verhalten habe. Merke dir, sprach er, Bezwinger dei„ner Feinde, was ich dir sagen werde! Binnen hier „und den nächsten sieben Tagen werden die drei Wel„ten im Meere des Todes versinken; aber mitten auf „den Gewässern, worin andere zu Grunde gehen, wirst „du ein geräumiges Fahrzeug erblicken, das ich dir „zur Rettung sende. Nimm sodann alle Arten von Arz„neikräutern und Sämereien zu dir, und begieb dich „nebst sieben Heiligen und allen Arten von Thieren, „von welchen du je Paar und Paar auswählen mußt, „in jene geräumige Arche, und du wirst der allgemeinen



„Südfluth entgehen, ob du gleich auf einem unermeß-
„lichen Ocean treibest, der von keinem andern Lichtstrahle
„erhellt wird, als von dem Glanze, den deine heiligen
„Gefährten verbreiten. Wird dein Schiff von einem
„ungestümen Winde bestürmt, so befestige dasselbe ver-
„mittelst einer großen Seeschlange an meinem Horn;
„denn ich will bei dir seyn, du Häuptling des Men-
„schengeschlechts, will das Schiff, worin du dich nebst
„deinen Gefährten befindest, durch die Fluthen steuern,
„und so lange auf dem Ocean bleiben, bis eine von
„Brama's Nächten vorüber ist. Alsdann sollst du
„meine Herrlichkeit kennen lernen, die man mit Recht
„das höchste göttliche Wesen nennt. Auf alle deine Fra-
„gen sollst du durch meine Gnade Anwort erhalten,
„und dein Geist soll durchaus erleuchtet werden. Als
„Heri seinen Willen dem Monarchen kund gethan
„hatte, verschwand er; und Satiaurata erwartete
„nun in aller Demuth die Annäherung des Zeitpunkts,
„den der Regierer menschlicher Schicksale bestimmt hatte.
„Erst streute er eine gewisse Anzahl Stängel des Krau-
„tes Darbha nach Osten, dann richtete er sein Antlitz
„nach Norden, und setzte sich gedankenvoll zu den Füßen
„der Bildsäule des Gottes, welcher ihm in Gestalt ei-
„nes Fisches erschienen war. Jetzt fieng es ganz entsetz-
„lich an zu regnen, das Meer schwoll immer stärker an,
„trat endlich aus seinen Ufern, und überschwemmte zu-
„letzt den ganzen Erdball. Noch immer saß er in tiefe
„Betrachtungen versenkt, und staunte über die Verfü-
„gungen des Bhagavat, als er plötzlich das Schifflein
„sich nähern sah. Eiligst nahm er nun seine Arzneikräu-

„ter zu sich, that in allen Stücken, wie ihm Heri be„fohlen hatte, und schiffte mit den vornehmsten Bra„minen sich ein. Diese heiligen Männer sagten jetzt „folgende Worte zu ihm: Gedenk, o König, des Che„shäoa, der gewiß nicht unterlassen wird, uns aus „dieser Gefahr zu retten, und für unsere Erhaltung zu sor„gen! Als nun der Monarch sein Gebet verrichtet, und „diesen Gott angefleht hatte, erschien ihm derselbe von „neuem in Gestalt eines Fisches, der wie Gold glänzte, „wenigstens eine Million Meilen lang war, und ein „ungeheuer großes Horn hatte. An diesem Horn band „der König, wie ihm Heri befohlen hatte, das Schiff „fest, und zwar vermittelst eines Taues, das er aus einer „Seeschlange verfertigte. Voll Freude über seine Er„haltung, sang er nun ein Loblied zu Ehren des Got„tes, welcher den Madhu vernichtete. Als er damit „fertig war, vernahm er die Stimme des Bhagavat, „des Erstgebornen unter allen männlichen Wesen, der „für seine Erhaltung auf der ungeheuern Wasserfläche „sorgte, jetzt überlaut mit seinem eigenen göttlichen „Wesen sprach, und ein heiliges Purâna betete, das „die Vorschriften der Philosophie Sanchia enthielt. „Dieses war aber ein tiefverborgenes Geheimniß, wel„ches Satiaurata in seinem Herzen bewahrte, der „zwar mit den Heiligen im Schiffe saß, aber unter „allen der einzige war, welcher die Alles erhaltende „Macht den Ursprung der menschlichen Seele und die ewige „Fortdauer derselben proclamiren hörte. Endlich erhob „sich Wischnu in Gesellschaft des Brama aus der „alles vernichtenden Südfluth, die er selbst herbeige-

„führt hatte, tödtete den Dämon Hajagriva, und „schaffte nun wieder die heiligen Bücher herbei, Sa„tiaurata ward in der Kenntniß aller göttlichen und „menschlichen Dinge unterrichtet, Wischnu ernannte „ihn aus besonderer Gnade zum siebenten Menu der „gegenwärtigen Kalpa, und er erhielt den Beinamen „Vaivàsuata."

Das zweite Mal verwandelte sich Wischnu in eine Schildkröte. Ich will Ihnen, was mir mein Pandit unter Gewährleistung der Purana, in dieser Hinsicht erzählt hat, so kurz als möglich vortragen.

In Gefolge einer fürchterlichen Verwünschung, welche Durbàsha (ein Resci) über den Indra, von welchem er beleidigt worden war, ausgesprochen hatte, wurde Leccimi, die Gattin Wischnu's, die Göttin des Glücks, des Ueberflusses, und der Glückseligkeit, nebst allem Guten, Schönen und Kostbaren, was damals in der Welt existirte, in der Tiefe des Meeres begraben, wo Alles in Unordnung und im mannichfaltigen Gemische durcheinander lag. Indra und die anderen Gottheiten nahmen ihre Zuflucht sammt und sonders zum Brama, und da dieser dem Uebel nicht abhelfen konnte, so verfügte er sich nebst ihnen auf den Lokalòk Parvat, einen unermeßlich hohen Berg, auf dessen Gipfel Vaicùnta, die Residenz des Wischnu steht, zu welchem sie um Hülfe und Beistand flehten. Hier vernahmen die Götter vom Himmel herab eine Stimme, die ihnen den Rath ertheilte, eine Zeitlang

mit den Deitti Friede zu machen, und sie zu ersuchen, daß ihnen dieselben zu Ausführung ihres großen Unternehmens behülflich seyn möchten. Es kam daher zwischen beiden zu einem Waffenstillstande, und die Folge davon war, daß sie einen Berg, Mandar genannt, (der, nach Aussage meines Pandit, im Reiche Coimbettore liegt) ins Meer trugen, und sich desselben statt eines Stößels (frullo) bedienten, um das Gute vom Bösen auf eben die Art von einander abzusondern, wie man beim Buttermachen verfährt. Zu dem Ende wanden sie mitten um den Berg die Schlange Vásughi, welche fünfhundert Köpfe hat. Die Deitti packten dieselbe beim Vordertheile, die Deuta aber beim Schwanze, und so fiengen sie nun an, gemeinschaftlich zu arbeiten. Der Berg war aber so schwer, daß er vermöge seiner eigenen Wucht zu versinken drohete. Sie fiengen daher an zu weinen, und flehten zum Wischnu, welcher sich auch sogleich in eine ungeheuere Schildkröte verwandelte, und den Berg auf seinen Rücken nahm. Während des Hin- und Herzerrens spie die Schlange Vásughi, einen ganzen Strom Gift aus, und bedeckte das Meer mit einem abscheulichen übelriechenden Schaume, von dessen Ausdünstung die Deuta und Deitti erkrankten, so daß sie ihre Arbeit nicht fortsetzen konnten, und den Schiwa baten, ihnen auf die eine oder die andere Art zu helfen. Dieser wurde von ihrem Flehen gerührt, und schluckte jene scheußliche Giftmasse nur so hinunter. Wäre dies nicht geschehen, so würde die Welt durchaus vergiftet und in einen höchst elenden Zustand versetzt worden seyn. Jener Trank aber verur-

sachte dem Schiwa ein so entsetzliches Brennen im Halse, daß er sich, um sich abzukühlen, den ganzen Fluß Ganga, oder Ganges, über den Kopf goß. Da solches nicht hinreichend war, diese grausame Hitze zu dämpfen, so bat er den Wischnu um Hülfe, welcher ihn auch dergestalt curirte, daß er gänzlich wieder hergestellt wurde, bis auf ein blaues Mal am Halse, welches er behielt, und weshalb er auch Nilacanta, d. i. der Gott mit dem blauen Halse, genannt wird.

Die oberwähnte höchst sonderbare Verfahrungsart hatte die Folge, daß allerlei Dinge aus dem Meere wieder aufgefischt wurden. Nämlich: Laccemi, welche Wischnu sogleich als sein Eigenthum wieder zu sich nahm; Mudavi, die älteste Schwester der Laccemi, und Göttin des Unglücks, der Armuth und Unordnung, sonst auch Baddra genannt. Diese wurde dem Sandiila, einem Resci, zur Frau gegeben, als sich aber derselbe bitterlich über das ihm zugefallene Loos beklagte, nahm sie ihm Wischnu wieder ab, und setzte sie unter den Baum, der ihm geheiligt ist, und Aßuàsta genannt wird. Unter anderen wieder aufgefundenen Sachen, erhielt Suria, der Sonnengott, das Pferd Uceishrava, welches seinen Wagen zieht, Indra bekam einen weißen Elephanten Airavàta genannt; dem Urubasci ward eine schöne Tänzerin zu Theil, und dem Galpabrikeia ein wunderbarer Baum, den er in seinen Himmel verpflanzte, und der ihm Alles gewährt, was er nur wünscht oder begehrt. Der Deuta und Resci gab man die Gàmdènu, oder Kuh des

Ueberflusses, mit dem Frauenzimmergesichte, zur gemeinschaftlichen Benutzung; und die Deitti bekamen die Baruni Maddia, d. i. die Göttin des Weins und der Trunkenheit. Mit dem Verzeichnisse der Dinge, welche man sonst noch auffischte, mag ich Sie weiter nicht behelligen. Ganz zuletzt kam auch noch Danuvantari, der Gott der Arzneikunst aus der Tiefe des Meeres hervor, und hielt eine Schale in der Hand, die mit dem Wasser des Lebens, einer Art Nektar und Ambrosia (auf Sanskritanisch Amrèta, oder Sudà genannt) angefüllt war, und durch dessen Genuß jeder, der davon trinkt, die Unsterblichkeit erlangt. Das Verlangen nach diesem Göttertranke, hatte die Deitti hauptsächlich bewogen, den Deuta bei der obenerwähnten Arbeit an die Hand zu gehen. Sie nahmen ihnen daher die gedachte Tasse vor dem Munde weg, und rissen sie einander auf eine tumultuarische Art aus den Händen, so daß man jeden Augenblick zu besorgen hatte, sie würden das, was darin war, verschütten. Auf einmal erschien aber Wischnu in Gestalt eines himmlischschönen Mädchens, oder vielmehr einer Göttin, Mohòni genannt. Die Deitti, welche bei Erblickung derselben vor Entzücken und Erstaunen ganz außer sich waren, hörten sogleich auf, sich mit einander herumzuzanken; sie aber erbot sich mit honigsüßen Worten und bezaubernden Blicken, die Fehde, in welche sie sowohl unter sich selbst als mit den Dewta verwickelt waren, zu schlichten. Dieser dem Anscheine nach ganz unparteiische Vorschlag ward angenommen, und man überreichte ihr die Tasse, welche den Streit veranlaßt hatte. Die Göt-

tin sonderte nunmehro die Deitti und Deuta in zwei verschiedene Haufen ab, ließ die einen auf diese, die anderen auf jene Seite sich lagern, und stellte sich trüglich, als wenn sie den heiligen Trank unter sie ausspenden wolle, indem sie bei den Deuta den Anfang machte.

Mittlerweile hatte ein Deitti, welcher gieriger und zudringlicher als die anderen war, vielleicht auch sich mit der Hoffnung schmeichelte, von jenem Tranke einen stärkeren Schluck als die anderen zu thun, die Gestalt eines Deuta angenommen, und sich mitten unter sie gesetzt; als er aber eben im Begriffe war, die für ihn bestimmte Portion zu sich zu nehmen, gaben Suria und Ciandria, die den Betrug des vorgeblichen Deitti entdeckt hatten, der Mohòni, oder vielmehr dem Wischnu, welcher sich unter dieser Gestalt verborgen hatte, einen Wink, worauf ihm derselbe mit seinem Ciaccra (einem zwar runden, aber scharfschneidenden Instrumente) auf einen einzigen Streich den Kopf vom Rumpfe trennte. Da jedoch der gedachte Deitti die Nektarschale bereits mit seinen Lippen berührt hatte, so waren die von einander abgesonderten Theile nicht dem Tode unterworfen, sondern der Kopf ward zu einem Kometen, Chetu genannt, dessen Erscheinung jederzeit Hungersnoth, Pestilenz und Unglücksfälle jeder Art verkündet; der Rumpf aber ward in den Planeten Rahu verwandelt, welcher die Sonnen- und Mondsfinsternisse verursachen soll. Wischnu übergab sodann den Ueberrest des mehrerwähnten Tranks dem Assuàni und Cumàra, als den beiden Aerzten der Deuta, zur

Aufbewahrung, nahm seine gewöhnliche Gestalt wieder an, und schwang sich zu seinem Wohnsitze in Baicunta empor.

Kaum war dies geschehen, als die äußerst entrüsteten Deitti Krieg anfiengen. Bali schlug sich mit dem Indra; Ciandria und Suria mit dem Chetu und Rahu; Jama mit dem Kalnaba; Brihaspati, oder Brahaspati, mit dem Succora Asargia; Zajanta, der Sohn des Indra, mit dem Banashura, Sohne des Bali; Kartika mit dem Breshaparha; Ganesha mit dem Birozang; Birabaddra, der Sohn des Schiwa, mit dem Shumali, und so weiter.

Der Kampf war schrecklich, und schwankte lange, und trotz den Heldenthaten des Indra, der dem Bali und dessen Sohne, dem Rumici, welches sich auf mancherlei Art verwandelte, den Kopf abgehauen hatte, würden die Deuta eine vollständige Niederlage erlitten haben, wenn Wischnu nicht von neuem zu ihrem Beistande herzugeeilt wäre, und Brama nicht den Nareda Muni, seinen zehnten Sohn in der Absicht gesandt hätte, dem eben so langwierigen als blutigen Gefechte ein Ende zu machen.

Wenn ich den Pinsel eines Homer oder Ariosto in meiner Gewalt hätte, so würde ich es vielleicht wagen, ihnen die mannichfaltigen Streiche und Hiebe zu beschreiben, welche die Kämpfer einander mit abwechselndem Glücke beizubringen suchten, und die Schilde-

rung derselben sollte Ihnen gewiß keine Langeweile verursachen; da aber dieselben von so außerordentlicher Beschaffenheit waren, daß sie Alles, was man in diesen beiden Dichtern beschrieben findet, weit hinter sich lassen, so will ich hier lieber die ohnehin schon zu lang gerathene Geschichte dieser zweiten Avàntar beschließen.

In dieser fabelhaften Erzählung hat man ebenfalls, wie überhaupt in allen anderen von gleichem Gehalte, allerlei allegorische Anspielungen zu entdecken geglaubt. Ich muß gestehen, daß dieses das einzige Mittel ist, wodurch sich ihr Inhalt, der widrigenfalls äußerst unvernünftig und abgeschmackt seyn würde, wenigstens einigermaaßen rechtfertigen läßt.

Das dritte Mal erschien Wischnu in Gestalt eines wilden Schweins, und zwar, wie einige vorgeben, in der Absicht, die Füße des Schiwa, welche tief in der Erde stacken, wieder ausfindig zu machen. Mein Pandit erzählte diesen Vorfall auf folgende Art: Die zwei Deuta, Giaja und Biggiaja waren von vier Resci, oder heiligen Braminen, wegen einer Beleidigung, die sie denselben zugefügt hatten, verwünscht und dazu verurtheilt worden, als Deitti drei verschiedene Verwandlungen zu bestehen. Das erste Mal kamen sie als ein Paar Zwillingsbrüder auf die Welt, welche man Arenniakcia und Arennia-Kashapu *) nannte; dann heißen sie Ràvana und Kumba-

*) Das Wort Arenniakcia bedeutet nach Wilford ein Wesen, das goldene Augen hat, mein Pandit

kàrana; und endlich Shishupàl und Dantabàtra; alsdann wurden sie begnadigt, verwandelten sich wieder in Deuta, und versahen wie zuvor beim Wischnu in Vaicunta ihre Dienstämter.

Arenniàkcia entführte die Prithivi, die Göttin, deren Herrschaft sich über Alles erstreckt, was sich in den inneren Tiefen und Abgründen der Erde befindet. Als Wischnu durch die Deuta von diesem Vorfalle benachrichtigt wurde, kam er von seinem Wohnsitze herab, nahm die Gestalt eines wilden Schweins an, oder, wie ich ihn abgemalt sah, wenigstens den Kopf dieses Thieres, und eilte der Göttin zu Hülfe. Er findet sie in den Armen des Arenniàkcia, welcher in tiefem Schlafe lag, nimmt sie auf seine Hauzähne und trägt sie fort. Arenniàkcia erwacht, und läuft dem Wischnu unter fürchterlichen Drohungen nach; dieser verwandelt aber die Göttin plötzlich in Erde, und macht es dadurch dem Dämon unmöglich, sie weiter zu verfolgen. Hierauf entspinnt sich zwischen dem Wischnu und Arenniàkcia ein Krieg, welcher tausend Jahre lang dauert, und damit sich endigt, daß Letzterer überwunden und getödtet wird. Diti, seine Mutter, beweint seinen Tod, und sein Bruder Arennia-

aber sagte, es bedeute ein Wesen mit Hirschaugen. Nach der Meinung des ersteren bedeutet Arennia-Kashapu so viel als von goldenen Kleidern verblendet; nach Aussage meines Panditen hingegen, bezeichnet es ein Wesen mit einem Tigerhalse, d. i. mit einem dicken und starken Halse.

Kashapu legt den Schwur ab, denselben zu rächen. Wischnu verwandelt sich in Luft, und schleicht sich auf diese Art in den Körper seines Todfeindes ein. Nach einer langen Reihe von Jahren, geräth das Fleisch des Arennia-Kashapu in Fäulniß, und fällt von den Knochen ab; zugleich lodert Feuer aus seinem überall zerplatzten Kopfe hervor. Die Deuta entsetzen sich vor der unerträglichen Hitze (da, nach der indischen Götterlehre, Arennia-Kashapu so groß war, daß er mit seinem Haupte beinahe den Himmel berührte) und stellen dem Brama in voller Angst die Gefahr vor, von welcher sie bedroht werden. Dieser tilgt das Feuer, erbarmt sich des gedachten Deitti, der von jeher einer seiner eifrigsten Verehrer war, und gewährt ihm, auf seine Bitte, das in seiner Art einzige Vorrecht, daß er nie, weder von Göttern, Menschen noch Thieren, weder bei Tage noch bei Nacht, weder in noch außer dem Hause, weder im Himmel noch auf Erden, getödtet werden solle.

Während der Zeit, daß sich Arennia-Kashapu in diesem entsetzlichen hülflosen Zustande befand, hatte sich Indra der Kajadu, seiner Gattin, bemächtigt, und zwar in der Absicht, den Prahàlada, mit welchem sie damals schwanger gieng, gleich nach seiner Geburt ums Leben zu bringen, damit nicht die Gesinnungen seines Vaters, der von jeher ein Todfeind des Indra gewesen war, auf ihn forterben möchten. Nareda-Muni gab ihm aber dieserhalb einen derben Verweis, und offenbarte ihm, daß dieses Kind dem

Wischnu geheiligt sey; daß er sich dasselbe zu seinem besondern Diener ausersehen habe, daß er sowohl ihm, als überhaupt allen Deuta gar nicht abgeneigt sey, sondern sie vielmehr in Schutz nehmen werde; kurz, er sucht ihn auf alle nur erdenkliche Art zu überreden, die Kajadu in Freiheit zu setzen. Indra bittet den Nareda-Muni um Verzeihung, und übergiebt ihm dieselbe. Dieser nimmt sie mit in seine Wohnung, sorgt bis zu ihrer Niederkunft für ihren Unterhalt, und unterrichtet sie in der Lehre des Heils. Kajadu giebt zwar auf den Vortrag des heiligen Mannes nicht sonderlich Acht, das Kind aber, welches sie unter ihrem Herzen trägt, ist desto aufmerksamer, und prägt sich jedes Wort tief ins Gedächtniß ein. Nareda-Muni bringt sie wieder zu ihrem Manne, welcher bereits genesen und wieder in sein Reich zurückgekehrt war. Prahalada wird geboren, und Succora Afargia, der große Lehrer der Deitti wird zu dessen Vormund ernannt. Anstatt aber seinen Irrlehren Gehör zu geben, wiederholt er vielmehr dasjenige, was er vom Nareda-Muni zum Lobe des Wischnu und der übrigen Götter vernommen hat, und unterzieht sich zugleich dem Geschäfte, nicht nur die Kinder der Deitti, welche mit ihm in die Schule giengen, sondern auch seinen neuen Lehrmeister und sogar seinen Vater, zu unterrichten. Letzterer wird hierüber im höchsten Grade aufgebracht, und da seine wiederholten Drohungen nichts fruchten, so giebt er endlich Befehl, ihn zu tödten. Demzufolge giebt man ihn den Schlangen preiß, bringt ihm Gift bei, stürzt ihn von einem hohen Felsen herab,

wirft ihn ins Feuer, ins Meer, und dennoch kömmt er immer unbeschädigt davon, da Wischnu für seine Erhaltung sorgt. Endlich werden es die Diener seines Vaters müde, ihm nach dem Leben zu trachten; sie bringen ihn daher frisch und gesund zu demselben zurück, worauf er von neuem anfängt, ihm die Macht und Herrlichkeit Wischnu's zu rühmen. Arennia-Kashapu greift nach seinem Schwerte, und will ihn tödten; Prahàlada eröffnet ihm aber, daß sein Bestreben ihm nicht gelingen werde; daß Wischnu alle seine Verehrer unsichtbarer Weise begleite, und sie in Schutz nähme; daß er allenthalben und in allen Dingen, sogar in diesem Schwerte, das sein Vater in der Hand habe, in den Lichtstrahlen, die es von sich werfe, sogar in dieser Säule, welche das Dach seiner Wohnung stütze, zugegen sey. Bei diesen Worten geräth Arennia-Kashapu in die äußerste Wuth, und schlägt, nicht anders, als wolle er eine Probe machen, ob das, was sein Sohn so eben gesagt hatte, wirklich gegründet sey, mit dem Hefte seines Schwertes an die eben erwähnte Säule. Sie öffnet sich unter einem ganz entsetzlichen Getöse; den Deitti sowohl, als den Deuta wird angst und bange; Himmel und Erde werden in ihren Grundfesten erschüttert; bis endlich Wischnu, halb als Mensch, halb als Löwe gestaltet, aus der Säule hervortritt, und den ruchlosen Vater in tausend Stücke zerreißt.

Diese und andere dergleichen Mährchen, welche mit allen möglichen Nebenumständen erzählt werden, mögen

zwar wohl darauf abzwecken, eine oder die andere große Wahrheit zu lehren, enthalten aber im übrigen eine Menge ungereimter und kindischer Possen, wie Sie selbst finden würden, wenn sie über kurz oder lang nach Indien kommen, und dieselben mit anhören sollten. So sagen die Braminen z. B. Brama habe den Arennia-Kashapu, um sein demselben gegebenes Wort nicht zu brechen, bei Sonnenuntergange getödtet, folglich zu einer Zeit, wo es weder Tag noch Nacht war; ferner sey dies auf seiner Thürschwelle geschehen, mithin weder in noch außer dem Hause; auch habe ihn Wischnu mit in die Luft genommen, und folglich weder im Himmel noch auf Erden, sondern zwischen beiden, in Stücke zerrissen.

Arennia-Kashapu kam nachher wieder in Gestalt des Ravanà auf die Welt, so wie Arenniacscia in jener des Kumbacàrana, jüngsten Bruders des Ravanà. Von dem einen, wie von dem andern, habe ich Ihnen in der Folge noch mehr zu erzählen. Diese Verwandlung Wischnu's in die Halbgestalt eines Menschen und eines Löwen, oder als Narsingha, d. i. Menschlöwe, ist die vierte Avatàra, oder Erscheinung Wischnu's auf Erden.

Das fünfte Mal verkörperte sich Wischnu in der Gestalt des Vàmanà, eines winzig kleinen Braminen, eines Zwergs.

Als nämlich Bali, nebst seinen Deitti bei Gelegenheit des Streites um den Trank der Unsterblichkeit,

vom Wischnu und den Deuta hintergangen, vom Indra besiegt und getödtet, nachher aber auf die gewöhnliche Manier wieder ins Leben zurückgekehrt war, sann er Tag und Nacht darüber nach, wie er wieder zu Macht und Ansehen gelangen könne. Da er nun die Lehren der Vedabücher, zugleich auch die Rathschläge der Resci und Braminen befolgte, die er immer in großer Anzahl an seinen Hof einlud, und aufs Prächtigste bewirthete, zugleich auch allerlei Opfer und Feste veranstaltete, so machte er sich durch den allesvermögenden Einfluß der Braminen so furchtbar, daß es ihm gelang, den Indra nebst seinen Deuta aus ihrem Reiche zu verjagen. Wischnu, der von den wiederholten Bitten und Andachtsopfern ihrer Mutter, der Aditi, gerührt wurde, versprach ihr dieselben wieder auf den Thron zu setzen, und vermenschte sich im Leibe der gedachten Aditi als Vàmana.

Mittlerweile fuhr Bali fort, sich seines Reichs auf eben die Art zu versichern, wie er es erlangt hatte, nämlich dadurch, daß er äußerst freigebig gegen die Braminen war, und öftere Opfer veranstaltete. Eines dieser letztern, Assuamèdha genannt, welches darauf abzweckte, den Indra und seine Deuta auf immerwährende Zeiten aus ihrem Reiche zu verbannen, bestand darin, daß man hundert Pferde schlachtete. Neun und neunzig derselben waren bereits geopfert, als Vàmana in der Pracht eines Braminen an Bali's Hoflager erschien. Dieser, der von seinen sämmtlichen Braminen umgeben war, empfieng ihn überaus gnädig,

erwies ihm alle erdenkliche Ehre, wusch ihm nach landsüblichem Gebrauche die Füße, wies ihm sodann unter den andern Braminen seinen Platz an, verwunderte sich eben so sehr über seine kleine Statur, als über seine außerordentlichen Geistesgaben, und machte ihm überaus große Anerbietungen. Wâmana lehnte Alles ab, und bat sich weiter nichts aus, als drei Fuß Erde. Es fehlte nicht viel, so hätte sich Bali über diese eben so unbedeutende als lächerliche Bitte entrüstet; da aber der Zwerg dieselbe nochmals wiederholte, so gewährte er sie ihm. Sein Guru, Succora Asargia, der nur allzugut merkte, was hinter der Sache stecke, gab ihm hierauf den Rath, er solle wohl bedenken, wozu er sich anheischig mache; der Zwerg sey nichts weniger als ein Bramin, sondern Wischnu in eigener Person; derselbe Wischnu, welcher mit zwei Schritten über Himmel und Erde und die Abgründe hinwegschreite. Er rathe daher dem Bali nochmals, sein unüberlegtes Versprechen so geschwind als möglich zurückzunehmen. Bali lachte darüber, und bestand darauf, was auch immer daraus entstehen möge, sein Versprechen durchaus zu erfüllen. Hierauf ließ er sich in einem Gefäße Wasser bringen, um solches dem Braminen in die Hand zu gießen, und dadurch, nach landüblichem Gebrauche, seine Zusage zu bestätigen. Als Succora Asargia sah, daß seine Vorstellungen bei dem eben so stolzen als gewissenhaften Könige vergeblich waren, so verwandelte er sich in eine Fliege und kroch in den Hals des Gefäßes, um es dergestalt zu verstopfen, daß kein Wasser herauslaufen könne; Bali aber fuhr mit einem Holzspan hinein,

um das, was sich vorgesetzt hatte, bei Seite zu schaffen, und stieß bei dieser Gelegenheit dem verwandelten Succora Asargia ein Auge aus dem Kopfe, so daß er das Wasser nicht länger aufhalten konnte, und folglich das obige Versprechen seine Bestätigung erhielt. Kaum war dies geschehen, als sich der winzig kleine Bàmana in einen ungeheuer großen Riesen verwandelte, der auf den ersten Schritt im Patàl am äußersten Ende der Abgründe stand, auf den zweiten über den in den Himmeln befindlichen Wohnsitz des Brama hinwegschritt, und nun, da er vor dem dritten Platze stand, dem Bali die Frage vorlegte, ob und in wiefern er im Stande sey, sein Versprechen zu erfüllen. Dieser, der nun gewitzigt war, bot seinen Kopf dar, damit Bàmana, oder vielmehr Wischnu, den Fuß darauf setze. Dies ließ sich Wischnu gefallen, die Deitti aber wollten es durchaus nicht zugeben, sondern nahmen des Bali sich an, worauf denn auch die Deuta herzueilten und sich für den Wischnu erklärten. Der König aber, welcher sich seit der erlittenen Demüthigung eines Bessern besonnen hatte, gebot seinen Deitti, von ihrem thörichten Vorhaben abzustehen. Wischnu war damit zufrieden, daß er sich ihm unterworfen hatte, setzte den Indra wieder auf den Thron, gab dem Bali das Reich Patàl, und versprach ihm, daß er dereinst, wenn gewisse Dinge zur Reife gediehen wären, auch jenes des Indra bekommen solle.

Seit dieser Avatàra, vermöge welcher sich Wischnu in den Bamana verwandelt hatte, ward er Triri-

krama genannt, d. i. der Gott, welcher mit drei Schritten den ganzen Erdball mißt.

Zum immerwährenden Andenken dieser Begebenheit, wird auf der Küste von Malabar im August, und anderwärts im November ein großes Fest gefeiert. Es heißt Onom und dauert zehn Tage. Am letzten dieser Tage theilen sich die malabarischen Nayren (Najer), die, so arm sie übrigens seyn mögen, bei dieser Gelegenheit in neuer Kleidung erscheinen müssen, in zwei Kriegsheere, die in einer gewissen Entfernung gegen einander aufmarschiren, und sich gegenseitig mit Pfeil und Bogen beschießen. Dieses Gefecht ist nichts weniger, als ein bloßes Lustmanöver; denn von beiden Theilen bleiben gewöhnlich einige auf dem Platze, und mehrere werden verwundet. Die Indier glauben, daß die, welche bei solchen Vorfällen ums Leben kommen, geradesweges gen Himmel fahren. Für einen Nayren ist es gleichsam entehrend, wenn er nicht einem oder dem andern dieser Gefechte beigewohnt hat. Der König von Travankor läßt allemal unter die Verwundeten eine gewisse Geldsumme vertheilen.

Raynal erzählt und beruft sich diesfalls auf das Zeugniß des Strabo, die Ackersleute wären ehedem bei den Indiern in solcher Achtung gewesen, daß sie mitten unter den Schrecknissen des Kriegs, und in der Nähe zweier mit einander im Kampfe begriffenen Heere ganz ruhig hinter dem Pfluge hergegangen wären. Heutiges Tages sind die Kriege in Indien mit eben so

viel Unglück und Elend verbunden, wie anderwärts, und in ältern Zeiten mögen sie wohl auch nicht mit mehr Schonung geführt worden seyn. Ich glaube daher gänzlich, daß der, welcher dem Strabo jene Neuigkeit hinterbrachte, zufälligerweise eines der ebenerwähnten Gefechte mit ansah, und dasselbe, da er nicht wußte worauf es eigentlich ankam, für eine wirkliche Schlacht hielt. Wahrscheinlich mag er aber wohl seine Erzählung übertrieben haben, da schon die bloße Befriedigung der Neugierde mehr als hinreichend ist, die Landleute bei dergleichen Vorfällen von ihrer Arbeit zu verscheuchen. Richtig ist es indeß, daß einst die Kornhändler, oder sogenannten Bangiari, welche das Getraide auf Ochsen in die entlegensten Gegenden schaffen, ihren Weg mitten durch zwei feindliche Kriegsheere ungestört fortsetzen durften; heutzutage sind aber auch diese zum öftern der Gefahr ausgesetzt, rein ausgeplündert zu werden.

Das sechste Mal kam Wischnu in Gestalt des Parasu-Rama auf die Erde herab.

Eines Tages betrachtete er sein Schwerdt, und sprach zu demselben: Das ist doch gewiß wahr, daß du in meinen Händen eine ganz außerordentliche Macht hast. Mit nichten! erwiederte das Schwerdt; wer deinen Feinden die Köpfe vom Rumpfe trennt, das bin ich, und ich nur allein. Oder weißt du mir vielleicht sonst Jemand zu nennen, dem du es zu danken hast, daß dein Name so berühmt ist, und so allgemein gefürchtet wird? Wischnu, welcher sich über diese ruhmredigen Worte

äußerst entrüstete, verurtheilte das Schwerdt in Menschengestalt auf die Welt zu kommen. Demzufolge ward es wirklich, um einer von Wischnu's Todfeinden zu werden, als Sohn des Königs Kretarirja geboren, brachte aber keine Arme mit auf die Welt. Als sich nun seine Mutter hierüber bitterlich gegen den Resci Dattreja beklagte, suchte sie dieser zu trösten, legte seine Hand auf das Kind, und sprach: Dein Sohn wird dereinst hundert Arme bekommen, und Niemand als Wischnu wird ihn überwinden können! Wirklich wuchsen ihrem Sohne hundert Arme*) aus dem Leibe, er erhielt deswegen den Namen Sahastrargèna **) und keiner von allen Deuta konnte ihn ansehen, ohne daß ihm angst und bange wurde. Unter die Menge seiner erstaunenswürdigen Thaten gehöret auch die, daß er eines Tages in den Fluß Nerbuda gieng, und ihn mit seinen vielen Händen mitten im Laufe aufhielt, so daß der Fluß aus seinen Ufern trat, und ein Lingaopfer verdarb, das für den Rávana, einen Riesen, welcher zehn Köpfe und zwanzig Arme hatte, bestimmt war. Dieser ward böse darüber, und gebot ihm, dem Flusse

*) Wenn die Indier ihre Götter und Göttinnen auf eine solche Art abbilden, daß sie mehrere Köpfe und Arme haben, so geschieht dies, sagt man, in der Absicht, dadurch ihre Weisheit und Macht anzudeuten. Dieses Symbol scheint mir aber gar nicht gut ausgedacht; denn der Anblick dieser monströsen, dem Briareus ähnlichen Gestalten, macht einen sehr widrigen Eindruck.

**) Dieses Wort will so viel sagen, als: Tausend Arme habend.

freien Lauf zu lassen; er aber lachte über seine Drohungen, kriegte ihn zu packen, und schleppte ihn als Sklaven mit in sein Land; setzte ihn aber nachher, auf Vorbitte seines Vaters Kretavirja, wieder auf freien Fuß.

Ein ander Mal, als er sich nebst seinen Gefährten mit der Jagd belustigte, stieß er in einem Gebüsch auf den Jamadàghni, einen Resci, der die Renuka, seine Frau, bei sich hatte. Beide waren mit ihm verwandt. Jamadàghni ließ sich daher den Vorschlag seines Weibes, einen so nahen Anverwandten als Gast zu bewirthen, gefallen, wiewohl ihm übrigens dessen tückische Gemüthsart nicht unbekannt war. Demzufolge befahl er der Camdènu für die Mahlzeit zu sorgen. Diese Camdènu ist, wie Sie bereits aus dem Vorhergehenden wissen, eine Kuh, mit einem Frauenzimmergesichte, und besitzt die Gabe, daß sie nicht nur jede Art Speise, sondern überhaupt alles was man nur wünschen und begehren mag, auf der Stelle herbeischaft. Kaum hatte sich diese Wunderkuh geschüttelt, so stand schon die Mahlzeit in Bereitschaft. Dies gefiel dem Sahastrargèna so außerordentlich wohl, daß er von seinem Gastfreunde die Camdènu zum Geschenk begehrte, und als er ihm dies geradezu abschlug, so nahm er ihm dieselbe mit Gewalt. Mittlerweile kam Parasu-Rama, der Sohn des Jama-Dàghni und der Renuka, in dessen Person sich Wischnu vermenscht hatte, aus dem Walde zurück, wo er Holz, Blumen, und andere dergleichen Dinge in der Absicht gesucht hatte, das Opfer

Oman, oder Aghnidtra, zu veranstalten. Als dieser nun sah, daß sein Vater über den Verlust der Camdènu äußerst betrübt war, und hiernächst die Ursache seines Kummers vernahm, griff er sogleich zu den Waffen, holte den Sahastrargèna unterwegs ein, und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Da aber weder diese noch seine Drohungen Eindruck machten, so hieb er sich, obgleich nur ein einzelner Mann, mit dem Sahastrargèna und dessen sämmtlichen Gefährten tüchtig herum. Nachdem er nun diesen getödtet und jene in die Flucht geschlagen hatte, bemächtigte er sich der Camdènu, und brachte sie seinem Vater wieder. Dieser wunderte sich sehr, als er ihn über und über mit Blut bespritzt sah, und verlangte zu wissen, wovon dieses herrühre. Hierauf benachrichtigte ihn Parasu-Rama von dem glücklichen Ausgange des Gefechts; anstatt aber sich darüber zu freuen, fieng sein Vater überlaut an zu jammern, und sagte, er habe dadurch, daß er das Blut der Braminen, und das Blut eines Königs vergossen hätte, sich eines ganz entsetzlichen Verbrechens schuldig gemacht, das er auf keine andere Art abbüßen könne, als wenn er nach allen heiligen Orten wallfahrte, und in Gestalt eines Pilgers die ganze Welt durchwandere. Er gehorcht seinem Vater, irrt Jahre lang in der Welt umher, büßt sein Vergehen ab, und kömmt endlich, nachdem er eine Menge Abentheuer bestanden hat, die ich, der Kürze wegen, mit Stillschweigen übergehe, frisch und gesund in seiner Aeltern Hause an. Indeß trat eines Tages, und zwar zu einer Zeit, wo er eben abwesend war, der Fall ein, daß Jamadaghni, von zehntausend Söhnen des Saha-

strârgana, die sich aus dem oben erwähnten Gefechte mit der Flucht gerettet und den Schwur abgelegt hatten, den Tod ihres Vaters zu rächen, ums Leben gebracht wurde. Parasu=Rama eilte auf das ängstliche Geschrei seiner Mutter so schnell als möglich herbei, gerieth bei Erblickung seines ermordeten Vaters in Wuth, richtete unter den Söhnen des Sahastrârgana zum zweiten Mal ein gräßliches Gemetzel an, und ruhte nicht eher, bis er sie sammt und sonders von der Erde vertilgt hatte. Hierauf trug er den Leichnam seines Vaters an einen grossen See, der aus dem Blute der Erschlagenen entstanden war, und als er ihn einige Mal darin abgewaschen hatte, ward derselbe wieder lebendig.

Jamadaghni wurde nachher nebst den andern Resci in den Himmel des Indra versetzt, und Parasu=Rama reinigte sich von seinen neuerdings begangenen Sünden durch abermalige Bußübungen, die ich für diesmal mit Stillschweigen übergehe.

Die siebente Verkörperung des Wischnu bestand darin, daß er sich in den Schri=Rama verwandelte.

Nâreda=Muni, Sohn des Brama, hatte sich unsterblich in eines der schönsten Mädchen verliebt, und bot ihr seine Hand an. Es war aber auf seine eigene Schönheit so stolz, daß es dieselbe ausschlug, und ihm geradezu sagte, sie würde sich nie mit einem Menschen oder Gotte verheurathen, der nicht wenigstens eben so schön sey, wie sie selbst. Nareda=Muni sprach von dieser seiner

Liebschaft mit dem Wischnu, und dieser verlieh ihm, um seinen Spaß mit ihm zu treiben, zwar eine überaus schöne Gestalt, zugleich aber ein Affengesicht. Nareda, welcher nicht anders glaubte, als daß er am ganzen Körper gleich schön sey, eilte sogleich zu seiner Geliebten, in der festen Ueberzeugung seine Absicht zu erreichen, wenn er vor derselben in seiner reizenden Gestalt erscheine. Die andern Götter, welche sich einen Spaß machen wollten, schlichen ihm nach, kamen eben dazu, als er seiner Schönen die Cour machte, und glaubten, sie müßten sich todt lachen. Nareda, der eben so bestürzt als beschämt war, lief eilends davon, betrachtete sein Antlitz in einem Spiegel, und erboste sich dermaßen über den Streich, welchen man ihm gespielt hatte, daß er eine Verwünschung ausſprach, nach welcher Wischnu hienieden als Mensch, die andern Götter aber als Affen, auf die Welt kommen sollten. Dieser Fluch wirkte, und war wie alle jene Flüche, welche die Braminen aussprechen, von unausbleiblichen Folgen. Wenn Ihnen dieses Mährchen keine Langeweile macht, so will ich es Ihnen etwas ausführlicher erzählen, als die vorhergehenden.

Dasaràta, oder Dakſharàta, König von Ajòddia, unweit Kàſi, der keine Kinder hatte, brachte den Göttern, in der Absicht welche zu erhalten, mancherlei Opfer dar. Als er endlich an einem gewissen Tage, Sranga genannt, von einem gewissen Resci, der in einem Walde lebte, das Oman, oder Feueropfer veranstalten ließ, erschien ihm Wischnu mitten in den Flammen in Gestalt eines schönen Jünglings, von eben

der Farbe wie dieses Element, der eine goldene mit allerlei Speisen angefüllte Schüssel in der Hand hatte. Diese überreichte er ihm, mit dem Befehle, seinen Weibern davon zu essen zu geben; und als er dies gesagt hatte, verschwand er. Dasaràta gehorsamte, und bekam nun folgende Kinder: nämlich den Schri-Rama, den er mit seiner ersten Frau, Namens Coushiglia zeugte; den Baràtha, welchen ihm die Cacai, dann den Lacciàmana und Shattrùgana, die ihm die Shumintira gebar.

Schri-Rama ist Wischnu selbst, der diese Gestalt angenommen hat, oder wenigstens ein beträchtlicher Theil von ihm. In den Lacciàmana verwandelte sich seine Schlange, Shessanaga genannt. Der Baràtha ist nichts anderes, als ein kleinerer Theil des Wischnu, der in dieser Gestalt Mensch wurde; und Shattrùgana ist ein noch kleinerer Theil desselben.

Schri-Rama und Lacciàmana wurden von ihrem Vater dem Visuamittra übergeben, welcher sie, allem Ansehen nach bloß deswegen in der Welt herumführte, um allerlei Abentheuer aufzusuchen. Nachdem sie eine Menge derselben bestanden, ganz unglaubliche Heldenthaten vollbracht, mit ungeheuern Riesen und Riesinnen gekämpft, und ganze Schaaren bewaffneter Deitti und Ràkshasa besiegt hatten, kamen sie endlich nach Gianakapura, wo damals der König Shiradduagià regierte. Dieser hatte eine ungemein schöne Tochter, Namens Scita die, wie er

hoch und theuer geschworen hatte, nur derjenige zur Gemahlin bekommen sollte, der im Stande wäre, einen vom Schiwa dem Könige verehrten Bogen zu spannen. Mehrere Könige hatten dies bereits vergebens versucht. Rama spannte denselben, erhielt die Scita zur Frau, und brachte sie zur großen Freude seines Vaters Dasaràta und seiner sämmtlichen Unterthanen mit in sein Reich. Demungeachtet ließ sich Dasaràta auf Anstiften der Cacai, seiner zweiten Gemahlin, verleiten, dem Baràtha die Regierung seines Reichs abzutreten. Schri-Rama sah sich daher nebst seiner Gemahlin, der Scita, und seinem Bruder, dem Lacciamàna, von neuem genöthigt, die Welt zu durchwandern. Nach mancherlei anderweitigen Abentheuern, die ich mit Stillschweigen übergehe, kam der Ruf von der außerordentlichen Schönheit der Scita dem Ràvana *), Könige von Seilan zu Ohren, dem Sohne des Vishuasrava (eines Refci) und der Chèscini, der Tochter eines Deitti. Da er nun der Begierde nicht widerstehen konnte, sie zu besitzen, so verkleidete er sich als einen Bettler, entfernte sich aus seiner Insel, und war so glücklich, sie nicht nur, und zwar zu einer Zeit, wo Rama in tiefem Schlafe lag, zu sprechen, sondern sie sogar zu entführen, und auf einem Karren nach Seilan zu bringen, wo er sie sorgfältig in einem Garten

*) Ravana war der jüngere Bruder des Gottes der Reichthümer, Kubera genannt, jedoch nicht von mütterlicher Seite.

verbarg, sie aus Eifersucht dergestalt bewachte, daß sie Niemand zu sehen bekam, und sich, wiewohl vergebens, alle ersinnliche Mühe gab, sie zu verführen. Mittlerweile suchte Rama den ihm unbekannten Räuber überall auf, bis er endlich von dem Wege, welchen Ràvana genommen hatte, Nachricht erhielt, und zwar von einem Vogel, der in der Absicht mit ihm gekämpft hatte, ihn aufzuhalten, bei dieser Gelegenheit aber schwer verwundet worden, und dem Tode nahe war. Rama verzieh dem Vogel seine Vergehungen und nahm ihn zu sich in seinen Himmel, Baicunta genannt. Als er hierauf an die Stelle kam, welche man gewöhnlich die Adamsbrücke zu nennen pflegt (die aber eigentlich die Brücke des Rama genannt werden sollte), versammelte er ein ganzes Heer Affen. Eigentlich waren dies aber in Affen verwandelte Götter; nur den Brama ausgenommen, der in Gestalt eines Bären umhergieng. Suria, der Sonnengott, ist der König dieser Affen, unter dem Namen Vali; Indra ist der jüngere Bruder des Vali; und Schiwa ist der Anumàn, ein außerordentlich großer, muthiger und schlauer Affe. Letzterer wurde, in Gemäßheit eines von dem versammelten Kriegsrathe gefaßten Beschlusses, mit dem Auftrage abgeschickt, das dem Feinde zugehörige Land zu verkündschaften. Er begab sich daher auf einen hohen Berg in der Nähe des Kap Komorin, that einen ganz entsetzlichen Sprung und kam erst in Seilan wieder zur Erde herab. Hier überwand er, nach einem wundervollen Kampfe, zwei ungeheure Riesinnen, Namens Landhèscivari, oder Lèncani, und Ug-

gracianbi, oder Ciaja, welche diese Insel bewohnten. Alsdann begab er sich nach Lanca, der Residenzstadt und Festung des Râvana, spionirte hier alles aus, und entdeckte endlich die Scita in dessen Garten. Jetzt stellte er derselben von Seiten des Rama einen Ring zu, und empfieng dagegen von ihr einen andern, mit dem Auftrage, ihn dem Rama zu behändigen, und denselben sowohl von ihrem Schicksale als der Kriegsmacht des Râvana zu benachrichtigen. Voll Begierde, sich durch seine Thaten hervorzuthun, fieng er nun an den Garten zu verwüsten, die Bäume zu zersplittern, das Obst herunter zu reißen, und die Blumen zu verderben. Als er sich lange genug, gegen die, welche in der Absicht ausgeschickt waren, sich seiner zu bemächtigen, gewehrt hatte, ward er endlich vom Indragitta *), dem Sohne des Râvana, überwunden und gefangen genommen, der ihn gefesselt zu seinem Vater führte. Von diesem ward er auf der Stelle zum Tode verurtheilt. Indeß gelang es dem Anumàn, ihm (ich weiß selbst nicht auf welche Art) weiß zu machen, daß ihm dieses Vorhaben nur dann gelingen werde, wenn er seinen ungeheuer langen Schwanz mit brennbaren Materialien bestreichen und ihn anzünden lasse. Ravana, dem es vielleicht darum zu thun war, sich einen Spaß zu machen, hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Anumàn auf die von ihm selbst angegebene

*) Er hieß eigentlich Meganèda, als er aber mit dem Indra gekämpft und ihn besiegt hatte, erhielt er den zweiten Namen Indragitta.

Weise getödtet würde; kaum hatte man aber seinen unermeßlich langen Schwanz, der über und über beschmiert war, in Brand gesteckt, als er ganz entsetzlich zu toben anfieng, sich losriß, davon lief, mit dem brennenden Schwanze hin und her schlug, Alles in Feuer und Flammen setzte, und das ganze Land weit und breit verheerde. Als dies geschehen war, that er einen zweiten Sprung, und ruhte nicht eher, bis er an den Ort kam, wo sich Ravana nebst seiner Affenarmee gelagert hatte.

Lange berathschlagte man über die Art und Weise, wie dieses Kriegsheer nach Seilan hinüber zu bringen sey. Endlich ward im Rathe der Affen beschlossen, die Meerenge auszufüllen, vermittelst welcher diese Insel vom festen Lande getrennt ist. Als Varuna nun sah, daß er in Gefahr stand seine Rechte und Besitzungen zu verlieren, erbot er sich, jedoch vergebens, seine Tochter Cannia Cumàri *) dem Rama zur Frau zu geben, um ihn für den Verlust der Scita zu entschädigen, und ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Die Affen schleppten Holz, Erdschollen, Steine, sogar ganze Hügel und Berge herbei, warfen sie ins Meer, und fuhren so lange damit fort, bis sie eine Brücke zu Stande brachten, auf welcher ihre ganze Kriegsmacht nach der Insel hinüber marschirte. Es fielen hierauf

*) Diese Tochter des Varuna soll in der Nähe des Kaps Komorin gewohnt haben, welches nach ihr benannt worden ist.

zwischen ihnen und den Truppen des Ravana, die aus den Deitti und Racshasa bestanden, einige mörderische Schlachten vor, worin Cumbacàrana, Indragitta und Raticaja, ums Leben kamen. Ersterer war Ravana's leiblicher Bruder, und die zwei andern waren seine Söhne.

Endlich ward auch Ravana geschlagen und ebenfalls getödtet. Scita bestand die Feuerprobe, zum Beweis, daß sie ihrem Gemahl jederzeit treu geblieben sey, und war herzlich froh, daß sie wieder in seine Arme zurückkehren konnte.

Bibishana, der seinem Bruder, dem Ravana, den Rath gegeben hatte, die Scita wieder auszuliefern, und dadurch dem Elende des Krieges ein Ende zu machen, war von ihm mißhandelt worden. Dies hatte ihn bewogen, sich von ihm zu trennen und die Flucht zu ergreifen. Zur Belohnung dafür, erhielt er den Thron seines Bruders, welchen er auch noch jetzt, besage der von den Braminen erdichteten Legende, im Besitze haben soll.

Diese Erzählung, die ich Ihnen hier bloß im Auszuge mitgetheilt habe, ist sehr lang, und mit allerlei theils lächerlichen und abgeschmackten, mitunter aber auch kurzweiligen und artigen Episoden, verwebt.

Ravana kam nachher wieder in Gestalt des Shishupàla auf die Welt, und Cumbacàrana

in jener des Dantabàttra, Königs von Ckanderi. Beide waren Feinde des Krishna, und wurden von ihm getödtet. Als sie durch diese Metempsychosen ihre Sünden abgebüßt hatten, wurden sie von neuem in den Vaicunta versetzt, aus welchem sie nachher unter der Benennung Giaja und Biggiàja zurückkehrten. Sie werden sich dieser beiden Personen noch aus der dritten Avatàra des Wischnu erinnern.

Schri-Rama ward in der Folge von seinen beiden Söhnen, Namens Lava und Cusha, ermordet, nachher aber vom Indra, vermittelst des Wassers der Unsterblichkeit, wieder von den Todten erweckt.

Noch darf ich Ihnen nicht verheelen, was der Verfasser des Systema Brahmanicum von dem Schri-Rama und dieser ganzen Geschichte fabelt. Der Schri-Rama, meinet er, sey der junge Bachus; den Ravana, König von Seilan, hält er für den Pluto, und der Meeresarm zwischen dieser Insel und Indien soll der Styx seyn. Wer ist denn nun aber eigentlich die Scita, oder (nach seiner Schreibart) die Sida, welche mit dem Rama, oder Schri-Rama, verheurathet war? Weder mehr noch weniger, als die vom Pfluge umgewühlte Ackererde.

In seiner neunten Verwandlung erschien Wischnu als Krishna. Dieses Wort bedeutet so viel als Schwarz, oder Dunkelblau. Der Vater des Krishna war Vashudèva, oder Vasudèva, und seine Mut-

ter hieß Devachi. Beide gehörten zur Kaste der Kschattria. Sein Oheim von mütterlicher Seite, Namens Kampsha, oder Camsa, hatte bereits sechs seiner ältern Brüder umbringen lassen, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß ihn einer seiner Neffen vom Throne stoßen und des Lebens berauben würde. Seine Aeltern schafften ihn daher in der nämlichen Nacht, wo er geboren wurde, in aller Stille bei Seite, und übergaben ihn der Wartung und Pflege eines wohlhabenden Hirten in Gocula, Namens Naudagòpa, und seiner Frau Jasòda, die ihr eigenes neugebornes Töchterchen gegen ihn vertauschten.

Krishna zeichnete sich in kurzer Zeit durch seine ganz außerordentlichen Thaten als ein Wunderkind aus, war aber zugleich ein böser ungezogener Bube. Am zehnten Tage nach seiner Geburt ermordete er die Putana, eine Racshasi, oder Teufelin, welche eine Schwester des Kamsa, und folglich von mütterlicher Seite seine Tante war. Sie hatte die Warzen ihrer Brüste vergiftet, und reichte ihm dieselben in der Absicht, ihn auf diese Art ums Leben zu bringen. Drei Monate nachher tödtete er den Shactàshura, oder Sacatàsura, einen Deitti. Nach Verlauf eines Jahres tödtete er abermals einen Deitti, Trenàbreta genannt. Zwei Jahre nachher befreite er den Nalacubera, nebst seinem Sohne Manigriva, die, zu Folge einer vom Nàreda Muni über sie ausgesprochenen Verwünschung, (wie Astolph in der Myrthe) in zwei Bäumen staken, die Giamala und Argi-

una genannt wurden, und aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen waren. Er vertrieb sodann die Schlange Calinàga, oder Caliga, aus dem Jamuna und verbannte sie nach Ramanicaduipa oder Duàrica, am Gestade des Meeres, wo sie entstanden war, und sich noch dermalen aufhalten soll. Als er sieben Jahre alt war, hob er mit seinem kleinen Finger den Berg Govàrdana in die Höhe und hielt ihn in freier Luft empor. In der Folge ward er Hirt, und stahl gewissen Hirtinnen, Gopastri oder Gopi genannt, die Butter. Er beschlief diese Mädchen, deren Anzahl sich auf sechzehn tausend acht hundert belief, in einer einzigen Nacht, und zeugte mit jeder zehn Söhne. *) Er war ein überaus geschickter Flötenspieler. Auch stand er den fünf Brüdern Pandava, von welchen der älteste Judistira, oder Darmàragia **) hieß, in dem

*) Zu den Neckereien und Bubenstreichen, welche sich Krishna zuweilen erlaubte, gehört unter andern auch dies, daß er eines Tages den oben erwähnten Gopastri (oder Govastrighel) als sich dieselben in einem Teiche badeten, ihre Kleider stahl, damit auf einen Baum stieg, und sich halbtodt lachte, als die Mädchen in der größten Verlegenheit überall umherliefen, und sie vergebens suchten.

**) Dieser Gott wurde zwar von der Frau des Pandu geboren, war aber eigentlich ein Sohn des Jama. Hiermit hatte es folgende Bewandniß. Ein Resci hatte sich eines Tages in einen Hirsch, seine Frau aber in eine Hirschkuh verwandelt. In dieser Gestalt begatteten sie sich mit einander im Walde. Pandu, der eben auf der Jagd war, erlegte den Hirsch, worauf ihn die Frau des Hirsches verfluchte, und ihm wünschte, daß er ebenfalls den Tod davon

Kriege bei, welchen sie mit dem Durgiobana und dessen neun und neunzig Brüdern führten. Endlich ward er, zu Folge einer Verwünschung, welche der Resci Durbasha, in dem ein Theil des Schiwa vermenscht war, von einem Pfeile, den ein gewisser Fischer, Namens Cózara oder Cogiara *) gegen ihn abeschossen hatte, am Fuße verwundet, und diese Wunde verursachte seinen Tod.

Wenn nun die Erklärung des Mannes, welcher das Systema Brahmanicum herausgab, Glauben verdienet, so ist Krishna der Apollo, der Herkules, oder die Sonne, zur Zeit ihrer Verfinsterung; denn diese tödtet mit ihren Pfeilen, d. i. mit ihren Strahlen, die Schlange Sessen, oder Vásughi **); sie zerschmelzt,

tragen möge, wenn er mit seiner Frau den ehelichen Beischlaf vollziehe. Pandu, der hierüber heftig erschrack, benachrichtigte seine beiden Weiber von dieser Verwünschung, und entband sie von ihren Pflichten. Cunti, die er zuerst geheurathet hatte, rief den Jama herbei, und zeugte mit ihm den Judistira, oder Darmarágia; hernach schlief sie bei dem Gotte der Winde, Pávana, und gebar ihm den Bimascèna; dann bei dem Indra, mit welchem sie den Argiuna zeugte. Maddri, die zweite Frau des Pandu heurathete den Assuani und den Cumara. Aus der ersteren Ehe entsproß Rácula, und aus der zweiten Shahadèva.

*) In diesen Cozara hatte sich Bali, der Affenkönig verwandelt.

**) Nach der Versicherung meines Pandit, hat Krishna die Schlange Vásughi nicht einmal bekämpft, viel weni-

oder stiehlt, wie es dieser Schriftsteller erklärt, die Butter, (wiewohl ich der unmaßgeblichen Meinung bin, daß Zerschmelzen und Stehlen nicht ganz einerlei ist); sie liebelt des Nachts mit den Hirtenmädchen, d. i. mit den Sternen, und schwängert sie, wiewohl es übrigens, im Vorbeigehen gesagt, ganz wider die Ehrbarkeit ist, daß sich diese Mädchen während ihrer Schwangerschaft ohne alle Scheu und Schaam sehen lassen, da sich hingegen die Sonne, die doch viel heller als sie glänzt, ich weiß selbst nie wie, vor unseren Augen verbirgt, und man übrigens nicht einmal in Erfahrung bringen kann, wovon denn eigentlich diese Mädchen entbunden worden sind. Die Ursache, warum die Sonne Kirshna, d. i. schwarz oder dunkelbraun genannt wird, liegt, nach der Versicherung dieses nämlichen Schriftstellers, klar und deutlich am Tage, und ist schlechterdings keine andere als diese, daß sie, wenn ein anderer Himmelskörper zwischen sie und die Erde tritt, keine Strahlen von sich geben kann, und folglich des Lichtes beraubt ist. Dies Alles hält unser Verfasser für unumstößliche Gründe, für nicht zu bezweifelnde Beweise, gegen die schlechterdings keine Einwendung statt finden kann.

Zur Zeit dieser achten Avtara des Wischnu,

ger getödtet. Eben so wenig hat er die Schlange Sessen umgebracht, wenn anders der Verfasser des Systema Brahmanicum, wie es allerdings das Ansehen hat, hierunter die ungeheure Schlange Shessa-Naga, oder Sessa-Naga versteht, die tausend Köpfe hat, und auf welcher Wischnu zu ruhen pflegt.

ward die große Schlange Shessa-Naga als Mensch geboren, und zwar in Gestalt des Shancàrshana, welcher sonst auch Bala-rama, oder Rahuhanèja genannt wird, und ein Bruder des Krishna ist. Seine Säugamme war Rohini *), die Frau des Ciandra, zu welcher er in der Absicht gethan wurde, ihn der Wuth seines Oheims Camsa zu entziehen. Dieser ward endlich vom Kirshna und Balabaddra-rama zu eben der Zeit ums Leben gebracht, als er im Begriffe war, ihren Vater, den Vasudeva, und ihre Mutter, die Devachi, hinrichten zu lassen.

In den Puràna, die unter der Benennung Arivansa und Bogavata bekannt sind, werden alle diese wunderbaren Begebenheiten, wie überhaupt die ganze Geschichte des Krishna, wovon ich Ihnen hier, zu Ersparung der Langweile, bloß einen kurzen Auszug mitgetheilt habe, ausführlich erzählt.

Diese Verwandlung des Wischnu ist unter allen die wichtigste, oder doch wenigstens die, von welcher die Indier das meiste Aufheben machen. Mädchen und Weiber, Jünglinge und Greise wetteifern mit einander in der Verehrung des Krishna und finden an seiner auf die bizarrste Art ausgeschmückten Gesichte, so albern sie übrigens seyn mag, ungemein viel Vergnügen.

*) Pater Paolino sagt, die Rohini habe den Rama, oder Schri-Rama, zur Welt gebracht.

Der Jesuit, Pater Bouchet, welcher die Hypothese zu verfechten sucht, als hätten die Indier ihr Religionssystem von den Ebräern erhalten, glaubt in der Person des Krishna klar und deutlich den Moses entdeckt zu haben; die Engländer zu Kalkutta, halten ihn für den Apollo; Pater Paulinus ist ebenfalls der Meinung, daß er der Apollo, und weiß der Himmel was sonst noch sey; andere halten ihn sogar für Christus; kurz, jeder findet in der Geschichte des Krishna, was er darin finden will, und so kann vielleicht über kurz oder lang der Fall eintreten, daß man in Ariosto's wüthendem Roland, oder im Don Quixotte des Cervantes, ebenfalls tausenderlei Dinge entdeckt, die wir uns noch zur Zeit nicht einmal träumen lassen. Giebt es etwa nicht Leute, welche die Geschichte ihres Zeitalters in der Iliade und Odyssee dargestellt finden?

In seiner neunten Avatar verwandelte sich Wischnu in den Buddha. Es schien mir, als wenn die malabarischen Braminen diese Verwandlung nicht gern eingestünden, oder wenigstens nicht gern davon sprechen hörten. Weiter unten werde ich Gelegenheit nehmen, vom Buddha ausführlich mit Ihnen zu reden; ich wende mich daher ohne Weiteres zur zehnten Verwandlung des Wischnu. Diese wird sich zu Ende der Kali Jug, und zwar, wenn ich nicht irre, nach Verlauf von ungefähr dreimal hundert und dreißig tausend Jahren ereignen. Auf Erden werden sodann alle erdenkliche Arten von Lastern und Verbrechen im

Schwange geben, und Wischnu wird in dem Hause eines Braminen, Namens Wischnu = Jasa in Menschengestalt auf die Welt kommen. Man wird ihn Calichi, oder Calenchi nennen, und seinem Reutpferde wird der Name Bigeishiva beigelegt werden. Calimachi wird mit dem Säbel in der Hand, in der ganzen Welt umherreuten, und die darauf befindlichen Sünder und Missethäter sammt und sonders vertilgen. Dann wird er die Himmel erschüttern, die Sphären durch einander werfen, die Welt wieder in ihr Chaos stürzen, die Gestirne in ihrem Laufe hemmen, und die Sonne von ihren Strahlen entkleiden. Hierauf wird das Zeitalter Satia wieder zurückkehren, eine ganz neue Ordnung der Dinge beginnen, und so wird es in alle Ewigkeit fortgehen.

Der Verfasser des Systema Brahmanicum sagt, diese Verwandlung des Wischnu werde darin bestehen, daß er in der Gestalt eines Pferdes, Namens Calichi, erscheine. Ich weiß eben so wenig, von wem er dies gehört haben mag, als in wiefern es möglich ist, daß ein Pferd mit dem Säbel darein hauen kann. Der Wahrheit zu Steuer muß ich aber gestehen, daß ich einst den Wischnu auf einem indischen Gemälde, welches diese zehnte Avatara vorstellte, mit einem Pferdekopfe abgebildet sah.

Eines Tages machte ich einem Braminen in aller Bescheidenheit den Einwurf, wenn es wirklich Grund habe, daß dieser Gott, dem doch das ganze Weltall

seine Erhaltung zu danken habe, dasselbe mit seinem rächenden Arm zu vernichten drohe, so müsse er ja sonach seine ganze Natur verändern. Der Bramine erwiederte, eine Welt in der Absicht zerstören, damit eine andere an deren Stelle trete, heiße keineswegs vernichten, sondern vielmehr erhalten.

Dies wären denn also die zehen großen Avatara, oder Verwandlungen des Wischnu. Es giebt aber auch noch vierzehn kleinere, vermöge welcher man annimmt, daß sich gewisse Angsa, oder Theile des Wischnu verkörpert haben. Außer diesen zählt man noch über tausend andere, die in verschiedenen Büchern verzeichnet sind, aber nicht von allen Indiern, sondern nur von diesem und jenem als wahr angenommen werden. Es ist daher zu vermuthen, daß die Schelmereien der Braminen, welche dergleichen Fabeln zu Erreichung einer oder der anderen Absicht erdichteten, nicht überall gleich gut von statten giengen.

Wegen dieser zehn Verwandlungen hat Wischnu den Beinamen Dasharupabrèt erhalten, d. i. der Gott, welcher neun verschiedene Gestalten annimmt.

Er ist, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, mit der Letschimi verheurathet, der Göttin des Glücks und des Ueberflusses, die eben darum Shri, oder Shris genannt wird. Ein gewisser Etymolog hat sie mit der Ceres verglichen, weiß aber keinen anderen Grund anzuführen, als daß er aus dem Worte Shris mit aller Gewalt Ceres herauszubuchstabiren sucht.

Diese Göttin hat eben auch ihre eigenen Verwandlungen, wie Wischnu. Wenn er z. B. als Shri-Rama in Menschengestalt auf die Erde herabkömmt, so leistet sie ihrem Gemahl Gesellschaft, und wird als Scita geboren. Vermenscht er sich als Krishna, so erscheint sie als Göttin Rucshamini, u. s. w. Uebrigens hat sie auch noch verschiedene andere Namen, als: Padmalajà, Shri-arippria, Indira, Locamàta, Cirabditanajà, u. s. f.

Nun muß ich Ihnen doch auch Einiges vom Schiwa erzählen. Wenn man ihn abgebildet sieht, reutet er auf dem Ochsen Nandishivara, und hat drei Augen, wovon das eine mitten an der Stirne steht. Er ist mit einem Dreizack bewaffnet, der mit Schlangen umwunden ist, und sowohl um den Hals, als an seinem Diadem hangen einige Schnüre mit Todenköpfen. In den Händen hat er ein Schwerdt, eine Keule, und eine Streitaxt. Zuweilen stürzt ihm der Ganges über den Kopf; mitunter hat er aber weiter gar nichts bei sich, als den Lingam. Auf letztere Art sieht man ihn fast überall auf der ganzen Malabarküste dargestellt.

Der Verfasser des Systèma Brahmanicum sagt, es liege klar am Tage, daß Schiwa die Sonne vorstelle. Gleich darauf setzt er hinzu: Er ist der Herkules; er ist der Donnergott Zevs; er ist das allerschaffende Feuer. Hiermit noch nicht zufrieden, sagt er an einem andern Orte: Schiwa ist der Bachus, der Sebasius, Sebasio, Sebadio, Siba oder Sciva.

Wenn dies vernünftig urtheilen heißt, so müssen wir beide, nämlich dieser Schriftsteller und ich, zwei in Ansehung der Vernunft ganz von einander verschiedene Wesen seyn. Uebrigens ist er unter denen, die sich zeither mit der indischen Mythologie beschäftigt haben, nicht der einzige, der, sobald er nur die entfernteste Aehnlichkeit zwischen einer indischen und griechischen Gottheit, oder Fabel, wahrzunehmen glaubt, sich für Freude über diese große und wichtige Entdeckung kaum zu fassen weiß, und sogleich in der ersten Hitze ausruft: Das ist sie! Natürlicherweise hat dies die Folge, daß sodann einer und derselben Sache wohl hunderterlei Bedeutungen beigelegt werden. Gesetzt, einige indische Götter oder Göttinnen, hätten wirklich in diesem oder jenem Stücke mit griechischen, ägyptischen, oder römischen, einige Aehnlichkeit, so sind sie doch, meines Erachtens, in mehrern andern wesentlich von denselben verschieden. Wenn man nun immer nur auf jenen Punct hinsieht, und geflissentlich keinen andern wahrnehmen will, so heißt dies wohl nichts anderes, als mit sehenden Augen blind seyn, und andere ebenfalls blind machen wollen.

„Die Kaprize der Griechen, sagt Rousseau, ihre „Götter bei allen barbarischen Völkern durchaus auffin„den zu wollen, rührte lediglich von dem eben so son„derbaren Einfalle her, daß sie sich als die gebornen Be„herrscher dieser nämlichen Völker betrachteten. In un„sern Tagen ist wohl aber nichts lächerlicher, als wenn „sich gelehrte Männer bestreben, die Identität der Göt„ter zu beweisen, die von Völkern verehrt wurden,

„welche übrigens gar nichts mit einander gemein hatten;
„nicht anders, als wenn Moloch, Saturn und
„Kronos ein und derselbe Gott seyn könnten; als
„wenn der Baal der Phönizier, der Zevs der Grie-
„chen und der Jupiter der Römer, einerlei wären;
„als wenn überhaupt schimärische Wesen, die noch über-
„dies ganz verschiedene Namen führen, etwas mit ein-
„ander gemein haben könnten.“

Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß die Göt-
ter der Indier, mit jenen, welche man in Griechenland,
Aegypten, bei den Römern, und anderen Nationen ver-
ehrte, einige Aehnlichkeit haben; wenn man sie aber
gegen einander hält, so wird man gar bald gewahr, daß
sie zwar in Betreff einiger wenigen Attribute einander
gleichen, in unzähligen anderen hingegen dergestalt von
einander abweichen, daß keine Vergleichung mehr statt
findet. So gaben z. B. die Griechen ihrem Zevs den
Beinamen Triophtalmos, weil er drei Augen hatte,
wovon das eine mitten auf der Stirn stand. Schiwa
hat ebenfalls drei Augen, und heißt deswegen in der
Sanskritsprache Trilòzzana. Auch führt er den
Beinamen Bicomachèscia, d. i. Herr des Firma-
ments. Dem zufolge könnte man ihn allerdings für den
Zevs halten. Das Nämliche gilt auch in Betreff eini-
ger andern seiner Attribute. Wenn man nun aber die
Vergleichung noch weiter fortsetzt, so wird man in jeder
andern Hinsicht gewahr werden, daß es den Griechen
und Römern nicht auf die entfernteste Art einfallen

konnte, ihren Zevs nach dem Modell des Schiwa zu kopiren.

Ich glaube daher ganz gewiß, daß die Mode, dergleichen Vermuthungen, in Betreff indischer Gegenstände, auf so spitzfündige und armselige Beweise zu gründen, welche sonst Niemanden als nur dem verblendeten und neuerungssüchtigen Antiquar einleuchten wollen, auf eben die Art wieder dahin schwinden werde, wie alle andere Moden.

Schiwa soll, nach den Legenden der Braminen, unter tausend und acht verschiedenen Gestalten erschienen seyn. Ich würde fürchten Ihre Geduld zu ermüden, wenn ich es mir einfallen ließe, diese verschiedenen Verwandlungen nur namhaft zu machen. *) Erlauben Sie

*) Da ich bereits die drei vornehmsten Götter der Indier durchgemustert habe, so halte ich es, um den wißbegierigen Leser nicht unbefriedigt zu lassen, für zweckmäßig, wenigstens einige der Namen und Beinamen hier anzuführen, die ihnen auf Sanskrittanisch beigelegt werden, zugleich auch einige von denen, die dem Parabrama zukommen. Sie sind sammt und sonders aus dem Wörterbuche Amarasinha entlehnt. Die Erklärung derselben lasse ich deswegen weg, weil ich meiner Sache nicht immer gewiß bin, hiernächst auch zu tief in die Mythologie eingehen müßte, um nichts unerörtert zu lassen.

Namen und Beinamen des Parabrama.

Nirangiana: Majatita: Nirvicalpa: Gunatita: Giotirmajan: Abbiacta: Abiapurusha: Suajangioti: Nirvicara: Shattamattran: Nirvisheshan u. s. w.

mir daher, daß ich Ihnen eines und das andere von seiner Frau, der Pàrvati, oder Bhavàni erzähle.

Namen und Beinamen des Brama.

Atmobu: Suragesta: Paramesti: Pitamaha: Erenniagarba: Lochesha: Suajanbu: Ciaturana: Data: Abgiagioni: Daraina: Virinci: Camalashana: Shresta: Pragiapati: Veda: Vidata: Vishiuashrac, Vidi.

Namen und Beinamen des Wischnu.

Narajena: Vaicunta: Vistara - Sciarva: Damudara: Keshicheshа: Madhava: Prabu: Deittiari: Punbaricacshia: Govinda: Garudaddhuagia: Pitambara: Atciuta: Sharanghi: Vissuacshena: Gianardana: Upendra: Indravaragia: Ciaccrapani: Ciaturbugia: Padma-naba: Madhuribu: Baashudeva, oder Vaashudeva: Trivicarma: Devachinandana: Sciouri: Shripati: Purushotama: Vanamali: Validduanshi: Camsarati: Adecshagia: Vishuambara: Caittahagit: Vidu: Shribazzalonzana: Gadaggraza: Mungiacheshа: Dasharaha: Dasharupabret.

Namen und Beinamen des Schiwa.

Sciamburisha: Pashupati: Shuli: Maheshivara: Ishivara: Sharba: Ishana: Shancara: Ciandra-shecara: Buteshа: Candaparasciu: Ghiriscio: Mreda, oder Mereda: Mrettungiaja: Chirtibasha: Pinachi: Pramatadipa: Ugra: Capardi: Shricanta: Soiticanta: Capalabreta: Vamadero: Mahadero: Virupakcia: Trilozzana: Creshanuretz: Sharvagnia: Durgiati: Nilaleita: Arashmara: Harraha: Bargaha: Strambaca: Stripurantacaha, Gamgobara: Andacaripuhn: Cartudanshi: Brashaddhuaggiaha: Viomachesha: Baba: Shrimat: Stonu: Ruddra: Humapattihi u. s. w.

Diese Göttin hat überaus große und fürchterliche Augen, ein kohlenschwarzes Gesicht, lange hervorragende Hauzähne, und struppigtes mit Schlangen durchwundenes Haar. Sie hat bald acht bald sechzehn Arme; führt ein Schwerdt, einen Dreizack, eine schräge rückwärts gebogene Schleuder, ein eisernes außerordentlich scharfes Rad, ein großes Messer, eine Keule, und sonst noch allerlei Waffen. Unter ihren Füßen hat sie die Schlange Sciauca, welcher sie den Kopf zertritt.

Diese Göttin soll nun, wie der Verfasser des Systema Brahmanicum behauptet, der Mond, die Isis, die Natur, die Venus Urania, und, was unter allem das tollste ist, sogar die Venus der Griechen seyn. *)

In älteren Zeiten wurden derselben Menschen geopfert. Heutiges Tages bringt man ihr ein Opfer dar, welches Tucam genannt wird, und bei dessen Vollbringung oftmals ein Mensch herumgetragen wird, der, hoch in der Luft schwebend, vermittelst eines Gurtes, der ihm unter der Brust liegt, und zweier eisernen Haken, die unweit der Lenden ihs Fleisch greifen, an einem langen Stück Holze befestigt ist, übrigens nicht den geringsten Schmerz äußert, sondern ganz munter sein Schwerdt schwingt, und guter Dinge zu seyn scheint.

Herr Maurice nimmt daher sogleich Anlaß, zu behaupten, die blutdürstige Diana, welche vor Zeiten

*) S. S. 99 und 103 ff. Syst. Brahm.

in den Taurischen Waldungen hauste, sey wahrscheinlich dieselbe Person gewesen, welche die Indier unter der Gestalt dieser grimmigen Göttin *) verehren. Dergleichen Beweisgründe kommen mir gerade so vor, als wenn Jemand folgenden Schluß machte: Phalaris war ein Tyrann; Nero war auch einer; mithin ist es sehr wahrscheinlich, daß Nero der Phalaris war.

Bei den Maratten, und in Benjalen, wird dieser Göttin alljährlich unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten ein Büffel geopfert, und zwar zum Andenken des Sieges, welchen sie einst über den Deitti Mahishashur davon trug. Dieser hatte nämlich während eines Zeitraums von hundert Jahren, in Gestalt eines Büffels mit dem Indra und dessen himmlischen Heerschaaren Krieg geführt, ihn endlich besiegt, und sich auf seinen Thron gesetzt. Indra, der nebst seinen überwundenen Deuta den Himmel verlassen mußte, irrte geraume Zeit auf der Erde umher, und ward endlich vom Brama zum Wischnu und Schiwa geführt, die er um Beistand bat. Beide fühlten sich gegen ihn von Mitleid durchdrungen, und da sie ohnehin schon gegen den Mahishashur äußerst aufgebracht waren, so bließen sie in vollem Grimme eine Feuerflamme aus ihrem Munde, die sich in eine wunderschöne Göttin

*) Außer den bereits angeführten, werden ihr auch noch einige andere Namen beigelegt; z. B. Uma: Cattiajani: Cali: Heimavatti: Isciavari: Scivaha: Rudrani: Ghirigia: Menacatmagia: Baddra-Cali: Durga: u. s. w.

verwandelte, welche zehn Arme hatte. Dies war die Pàrvati, unter der neuangenommenen Form der Durgà. Man trug ihr auf, gegen den Usurpator zu Felde zu ziehen. Auf ihrem Tiger sitzend bekämpfte sie denselben in mancherlei Gestalten, überwältigte ihn endlich, trat ihn unter die Füße, und hieb ihm den Kopf ab. In eben dem Nu wuchs aber aus dem abgehauenen Rumpfe des Büffels der obere Theil eines menschlichen Körpers hervor, welcher Miene machte, den Kampf zu erneuern; Durgà stieß ihm aber sogleich ihre Lanze durchs Herz, worauf das Gefecht seine Endschaft erreichte.

Der Verfasser des Systema Brahmanicum will behaupten, diese Göttin herrsche vermittelst ihres Einflusses über die Kinderpocken; mein Pandit versicherte mich aber, daß diese Krankheit, nach der allgemein angenommenen Meinung, den Menschen von der Scitala, einer Göttin von weit geringerm Range, zugeschickt werde.

Ganesa, oder Ganescia, ist der Gott der Weisheit. Mitunter wird er auch Viddiadipati, d. i. der Herr der Wissenschaften, und Vighaaràgia, der König, welcher die Hindernisse besiegt, der Beseitiger des Bösen, genannt. Die Tamuler nennen ihn Pulleàr und an einigen Orten wird er unter dem corrumpirten Namen Gones verehrt. Er hat einen Elephantenkopf, weswegen er auch Gagiànana genannt wird. Es fehlt ihm ein Zahn; wenigstens ist der

eine kürzer als der andere, weil ihm Parasu-Rama, der Fabel zu Folge, mit einer Axt ein Stück davon abgeschlagen hat. Dies ist die Ursache, warum er Ecadanta (der Einzahnigte) genannt wird. Er hat einen außerordentlich dicken Leib, und sitzt nach Art der Indier, mit untergeschlagenen Beinen, auf einer großen Maus. Wenn die Indier etwas vornehmen, oder über etwas nachdenken wollen, so bitten sie ihn allemal um Beistand; und alle ihre schriftlichen Verhandlungen fangen sich mit den Worten an: Lob, Preiß und Anbetung dem Ganescia. Die Gelehrten feiern ihm zu Ehren alljährlich ein Fest, und zwar, wenn ich mich nicht irre, im Monat August. Einige haben diesen Gott mit dem Janus der Römer verglichen, und es ist nicht zu läugnen, daß zwischen beiden allerdings einige Aehnlichkeit statt findet, wie wohl sie in anderer Hinsicht nicht das mindeste mit einander gemein haben. Und dennoch will uns der Verfasser des Systema Brahmanicum mit aller Gewalt weiß machen, daß sie eine und dieselbe Person seyen. Mit welcher Weitschweifigkeit er dabei zu Werke geht, das können Sie, wenn es Ihnen sonst beliebt, bei ihm selbst nachlesen.

Ganescia ist, nach der indischen Götterlehre, ein Sohn des Schiwa; denn als sich die Pârvati, welche sich in die Gestalt der Parsuti, der Ehefrau des Dacscha Pragiapati, verwandelt hatte, einstmals in einem Teiche badete, und sich den Schweiß von den Händen wischte, wurde sie mit Erstaunen gewahr, daß dieses Wunderkind aus einer derselben hervorkam.

Indra, der Gott des Regens und der Wolken, hat in manchem Betracht viel Aehnliches mit dem Zeus der Griechen und Römer, besonders mit dem Iupiter pluvius. Uebrigens ist, wie gewöhnlich, die Verschiedenheit zwischen beiden in mehrern andern Stücken so groß, daß man unmöglich in vollem Ernst glauben kann, der eine sey von dem andern kopirt. Vom Indra kömmt in der Götterlehre der Indier unter andern Folgendes vor:

Dieser Gott hatte sich in die Xillia, die Frau des Gautama verliebt. Er verwandelte sich daher, nebst dem Ciandra, in einen Hahn, und fieng unweit der Wohnung dieses Resci mitten in der Nacht an zu krähen. Gautama war gewohnt, sich des Morgens in aller Frühe im Ganges zu baden, und sein Gebet zu verrichten. Er stand daher, als er den Hahn krähen hörte, sogleich auf, und gieng zum Hause hinaus. In eben dem Augenblicke legte Indra die Gestalt des Hahns ab, verwandelte sich in den Gautama ließ den Ciandra vor der Hausthür stehen, und begab sich zur Xillia. Diese merkte zwar wer er war, fühlte sich aber zu schwach, seinen Bitten und Liebkosungen widerstehen zu können. Als Gautama an den Ganges kam, und gewahr wurde, daß es erst Mitternacht war, gieng er wieder nach Hause, errieth sogleich was daselbst vorgegangen war, und sprach über die beiden im Ehebruch begriffenen Personen den Fluch aus. Da solche Verfluchungen allemal pünktlich in Erfüllung gehen, so wurde seine Frau, die Xillia auf der Stelle in einen

Stein verwandelt, und dem unglücklichen Indra wuchsen aus allen Theilen seines Körpers tausend Joni (weibliche Zeugungsglieder) hervor. Aus Scham darüber, verbarg er sich tausend Jahre lang in dem Flusse Manasharuvara, und während dieser Zeit mußte ein anderer Gott in seinem Himmel statt seiner regieren. Brama, Wischnu und Schiwa konnten endlich sein Elend nicht länger ohne Rührung mit ansehen. Sie verwendeten sich für ihn; und nachdem er sich mannichfaltigen, zum Theil sehr harten und für einen Gott äußerst erniedrigenden Bußübungen unterworfen hatte, erhielt er vom Gautama Verzeihung, und die tausend Joni verwandelten sich in eben so viele Augen, weshalb er den Beinamen Sahasracsha (der Tausendäugige) erhielt. Da seine männlichen Schamtheile gänzlich verfault und sodann abgefault waren, so traf Wischnu die Veranstaltung, daß ihm dieselben durch die eines Ziegenbocks ersetzt wurden.

In wie fern diese und mehre andere dergleichen Fabeln, welche man vom Indra erzählt, auf den Zevs der Griechen Bezug haben, oder sonst mit demselben in einiger Verbindung stehen sollen, kann ich für meine Person schlechterdings nicht einsehen, denn dieser war griechischen nicht aber indischen Ursprungs, so wie der Indra echt Indisch und keineswegs Griechisch ist.

Unter mehreren anderen Benennungen wird dem Indra auch die des Großnasigten *) beigelegt, weil er,

*) Namen und Beinamen des Indra.

Martuana: Magavana: Bidogia: Paclhashana: Bredbasrava: Sunashira: Puruhuta: Purandara: Zistnu: Le-

und zwar zu Folge einer über ihn ausgesprochenen Verwünschung, eine ungeheuer große Nase hatte. Dieses Beiwort, hat doch, soviel mir wenigstens bekannt ist, gewiß kein griechischer oder lateinischer Dichter jemals vom Zeus gebraucht.

Indra ist der Urheber der Blitze, und er bedient sich des Regenbogens, sie abzuschießen; den Donner hingegen verursacht Gagia, der jüngere Bruder des Garuda, wie der dem Wischnu geheiligte Vogel genannt wird, und des Aruna, der bei dem Suria, oder der Sonne, die Stelle des Kutschers vertritt. Das Reich oder vielmehr der Himmel des Indra wird Indraloga, oder Suarga, genannt.

Jama, ist der Premierminister des Schiwa, zugleich der Richter über alle gute und böse Handlungen, und Vertheiler von Belohnungen und Strafen. Er untersucht in seinem unterirdischen Reiche, welches gegen Süden liegen soll, und Jamapur genannt wird, die Verdienste und Vergehungen der abgeschiedenen Seelen; und zwar mit Zuziehung seiner Beamten und Secretaire, des Cittra, Cittragupta, Arajama, und wie sie sonst noch heißen. Auch hat er noch außer

carshava: Shaccra: Satamagnu: Diraspati: Suttramago: Travitbazdri: Wahashava: Brettraha: Breshi: Batreshpati: Surapati: Balarati: Sacipati: Sarambabedi: Ari: Ajosura: Namacisudana: Shancrandana: Dusciavana: Turashat: Megabrana: Pracimabarahi: Nahiha: Pretanashar: Pulomagit: Acandala u. s. w.

diesen eine Schaar ganz abscheulicher Dämonen bei der Hand, welche die Stelle der Häscher vertreten und die man weder mit den Deitti, noch mit den Racshasa verwechseln muß.

Dieser Gott hat überall zwei große dreiköpfige Hunde bei sich. Der eine heißt Bazdradántsiara (d. i. der mit den Diamantenzähnen) und der andere Surpanàca (d. i. der, welcher große Nägel, große Klauen, hat.) Diese Hunde reißen den Verdammten unaufhörlich das Fleisch vom Leibe, welches ihnen aber, wie dem Tityus immer wieder von neuem wächst. Auch giebt es in seinem Reiche eine große Anzahl Vögel, Gherdara genannt, und eine ungeheure Menge grimmiger und giftiger Thiere, von welchen die zur ewigen Quaal verurtheilten Seelen, die in vier und zwanzig von einander abgesonderte Aufenthaltsörter vertheilt sind, unablässig gepeinigt werden. Mittra und Baruma sind dazu bestellt, sie vor den Richterstuhl des Jama zu führen. Die Seelen der Seligen sind seiner Herrschaft nicht unterworfen, sondern gelangen, ohne vorher Rechenschaft ablegen zu müssen, zum Genusse der höchsten Glückseligkeit. Jama reitet auf einem Büffel, und ist der Sohn des Suria. *)

Der Cartica, oder Sham-Cartica, Cartic-

*) Namen und Beinamen des Jama.
Darma-ragia: Pettripati: Shamavartl: Pretcrath: Cretanta: Jamunabrata: Itamana: Jamarath: Cal: Dhandadara: Shrarda-deva: Vaivasuata: Antaca u. s. w.

heja, Subramannia Mahascena, und wie er sonst noch heißt, hat sechs Köpfe, weshalb er auch Shadhamuca genannt wird; ingleichen auch vier, oder, nach andern zwölf Arme, und eine große Anzahl Augen. Er ist der Mars der Indier, und ist unter dem Obercommando des Indra Befehlshaber der himmlischen Heerschaaren. Uebrigens hat er, wie es mir wenigstens vorkömmt, mit dem Mars der Griechen und Römer nicht die mindeste Aehnlichkeit. Er entstand auf eine sehr sonderbare Art, die seinem dereinstigen grausamen Charakter ganz entsprach.

Schiwa und Parvati begatteten sich mit einander in einer Nacht, die ein ganzes Jahrhundert dauerte. Als Schiwa wieder aufstand, ließ er seinen Samen auf die Erde fallen, wovon dieselbe bis in ihre Grundfesten erschüttert wurde. Chirtica, die Frau des Mondes, nahm ihn in den Mund, konnte ihn aber, da er ganz entsetzlich heiß war, nicht lange darin behalten, sondern spuckte ihn auf ein Kraut, Munzi genannt, welches davon verdorrte, von Schrecken und Entsetzen ergriffen wurde, und in der Angst einen jammervollen Laut von sich gab. Chirtica hob daher den Samen wieder auf, nahm ihn abermals in den Mund und spuckte ihn ins Feuer. Auch dieses entsetzte sich dafür, trieb ihn von sich und übergab ihn dem Winde. Im nämlichen Nu entstand aus diesem Saamen ein Kind, und dieses war der Gott Cartica. Alle andern Götter eilten sogleich herbei, dieses Kind in Augenschein zu nehmen, und nannten es Scenani d. i. den Heerfüh-

rer, den Feldherrn. Seine Geburt wird auch noch auf andere Art erzählt.

Er reutet auf einem Pfau, genannt Mour oder Maura.

Der Verfasser des Systema Brahmanicum will behaupten, dieser Subramannia oder Carticheja (er schreibt diesen Namen Kartiguea) sey der Herkules, und da derselbe zugleich Scanda genannt wird, so zieht er hieraus den Schluß, hiervon komme der Name Scandinavien her.

Der Gott Camadeva, oder Cama, ist der Cupido der Indier und man findet denselben in ihren Büchern auf eine sehr sinnreiche Art beschrieben. *) Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Camadeva mit dem,

*) Namen und Beinamen des Camadeva.

Madana: Manamata: Mara: Pirdumana: Minachetana: Candarpa: Darpaca: Ananga: Cama: Panciasharatmara: Shambarari: Manasciqia: Ekstiemaisciu? Anagraza: Paspadanuva: Ratipati: Mascaradbuagia: Atmobu: Der Verfasser des Systema Brahmanicum hat unter diesen Beiwörtern diejenigen ausgewählt, die, seiner Meinung nach, zum Beweise dienen; daß er der Liebesgott der Griechen und Römer sey; z. B. der trunkene, muthwillige, scherzhafte, üppige, geile, verborgene, hinterlistige u. s. w. Jene hingegen, woraus sich ergiebt, daß diese beiden Götter ganz verschieden sind, hat er meines Wissens unerklärt gelassen. Dahin gehört unter andern die Benennung Minachetana d. i. der Fischbewohner.

Amor der Griechen und Römer viele Aehnlichkeit hat; indeß sehe ich nicht ein, wie man hieraus folgern kann, daß er von jenem kopirt sey. Auch ist er kein Kind, sondern, wie mich mein Pandit versicherte, ein achtzehnjähriger Jüngling. Als ein solcher kam er auf die Welt, und dies ist er auch noch. Er führt einen Bogen von Zuckerrohr, und die daran befindliche Senne besteht aus einer Bienenschnur. Die Anzahl der Pfeile, welche er vermittelst desselben abschießt, beläuft sich auf fünf, und sie sind mit Blumen umwunden, oder vielmehr von Blumen gemacht. Sie heißen auf Sanskrittanisch: Shuganda, Mandabaju, Vâshanta, Kuta und Srivacupa. Er ist mit der Reti, der Göttin des Vergnügens, verheirathet, und ist nicht blind, hat auch keine Binde vor den Augen, sondern seine hellen durchdringenden Augen sehen frei umher. Er reutet auf einem Papagei, und ist von tanzenden Nymphen umgeben. Die angesehenste unter denselben trägt seine Fahne.

Als er zum erstenmal auf die Welt kam, ward er in eben dem Augenblicke geboren, als sich Brama in seine leibliche Tochter Sarasueti verliebte, die aus seinem eigenen Munde hervorgegangen war. Nach andern Mythologen hingegen, hießen seine Aeltern Maja und Cashapa. Mit seiner zweiten Geburt soll es, nach der Erzählung meines Pandit, folgende Bewandniß gehabt haben.

Wischnu, dem es darum zu thun war, dem Schi-

wa einen Possen zu spielen, hatte sich in ein ungemein schönes Mädchen, Namens Mohoni Scivarupa verwandelt, und erschien ihm in dieser Gestalt. So wie dies geschah, schoß Camadeva einen seiner größten Pfeile auf ihn ab, und die Folge davon war, daß er sich sterblich in die Nymphe verliebte. Sie floh; er lief ihr nach. Endlich ereilte er sie in einem kleinen dicht verwachsenen Hayn, und schloß sie fest in seine Arme. Während der Zeit aber, daß er mit ihr rang, ließ er seinen Saamen auf die Erde fallen, und im nämlichen Moment nahm Wischnu seine gewöhnliche Gestalt wieder an. Schiwa ergrimmt vor Schaamgefühl, und wirft dem Camadeva, der an dieser ihm widerfahrenen Beschimpfung schuld war, einen fürchterlichen Blick zu, welcher ihn auf der Stelle in Asche verwandelt. Seine Frau, die Reti, ist über den Tod ihres Mannes untröstlich, und läuft unter Heulen und Schreien zum Schiwa. Dieser wird dadurch gerührt, und kündigt ihr an, ihr Mann werde im Hause des Krishna zum zweiten Male auf die Welt kommen. Von da werde man ihn in die Behausung des Deitti Shambara tragen, wo sie sich einstweilen aufhalten sollte, um seine dereinstige Ankunft ruhig zu erwarten. Reti befolgte diese Weisung, begab sich in die Wohnung des Shambara und ließ sich zu den niedrigsten Verrichtungen gebrauchen. Mittlerweile wurde Camadeva vom Krishna und der Rucshameni, oder vielmehr der Letschimi, welche sich in dieselbe verwandelt hatte, zur Welt gebracht. Sciambara, der von Alters her ein Todfeind des Krishna war, stahl das neugeborne Kind aus sei-

ner Aeltern Hause, und warf es ins Meer. Es wurde von einem Fische verschluckt, der aber bald darauf gefangen und zu dem Shambara ins Haus gebracht wurde. Reti öffnet den Fisch, nimmt ihm das Kind aus dem Bauche und erzieht es. Dieses glaubt immer, die Reti sey seine Mutter; als es aber endlich das mannbare Alter erreicht, eröffnet Nareda=Muni sowohl ihm als seiner vermeintlichen Mutter das Verständniß, und sagt ihnen, wer sie eigentlich seyen. Camadeva rächt sich hierauf an dem Sciambara, und lebt wieder mit der Reti, wie mit seiner Frau.

Aus dem Samen, welcher dem Schiwa oben erwähntermaaßen entgangen war, entstand Harriaradeva. Haria oder Heri, ist der Name Wischnu's und Arà jener des Schiwa. Harriara heißt also eigentlich nichts anderes, als Wischnu=Schiwa. Dieser Harriara=deva ist der Gott der Jäger.

Suria ist der Sonnengott, ein Sohn des Cashapa und der Aditi. Er hat einen Kutscher, Namens Aruna, dem die Beine fehlen; und sein Pferd Ucceishrava, hat sieben Köpfe, um dadurch anzudeuten, daß die Woche aus sieben Tagen besteht. Seine Kinder waren Juma, der, wie ich Ihnen bereits erzählt habe, mehrere Köpfe hatte, und Jamuna, die Göttin des Flusses, welcher eben diesen Namen führt, und im gemeinen Leben Giumna genannt wird. Außer diesen hatte er mit seiner Frau Sanghnia, die in eine Stute

verwandelt war, ein Paar Zwillinge gezeugt, welche Assuan und Cumara hießen. *)

Ciandra ist, wie ich bereits an einem Orte gesagt habe, der Gott des Mondes. Er hat sieben und zwanzig Weiber, worunter sich auch die Rohini befindet. In seiner Rechten hat er ein Kaninchen, und er fährt auf einem Wagen, der mit Antelopen bespannt ist. **)

Vivacarma, oder Visuacarma, ist der Waffenschmied der Götter, der Schutzpatron der Künstler und Handwerksleute. Er soll unter andern auch die Aghni-Astra, oder Feuergewehre erfunden haben, weshalb man ihn für den Vulcan der Indier hält. Ich will dies dahin gestellt seyn lassen; so viel ist aber richtig, daß er nicht etwa nur Waffen verfertigt, sondern überhaupt alles, was die Götter bei einem Handwerksmanne in der Absicht bestellen können, ihre Wohnungen zu meubliren.

Ein gewisser englischer Schriftsteller ist dreist genug, zu behaupten, die Indier wären schon mehrere Jahrhunderte zuvor, ehe Alexander der Große in ihr Land

*) Die Namen des Suria sind folgende: Arca: Tapana: Martànda: Divàcara, Pravàcara: Dunàcara: Abitia: Bivassuata: Mitra, oder Mittra u. s. w.

**) Der Ciandra wird auch Soma, Himanshu, Sashi und Meregànca genannt.

eingefallen sey, mit dem Gebrauche des Schießpulvers und der Feuergewehre bekannt gewesen, und hätten sich derselben gegen diesen furchtbaren Eroberer mit glücklichem Erfolge bedient. Er setzt hinzu, die Feuerstrahlen, welche sie noch heutiges Tages auf eine eben so geschickte als wirksame Art von sich schleuderten, wären eigentlich nichts anderes, als die nämlichen Kriegsmaschienen, die an den Ufern des Phasis den Muth der macedonischen Phalangen so oft erschüttert hätten, und die Philostratus den Donner und Blitz der Götter nenne.

Allein, aus demjenigen, was Philostratus anführt, läßt sich bloß schließen, aber nicht beweisen, daß die Indier schon in den frühesten Zeiten das Schießpulver und dessen Gebrauch entdeckt hatten. Ich will die Stelle aus dem Philostratus von Wort zu Wort hersetzen, damit sie deren Inhalt selbst beurtheilen können. „Die eigentlichen Weisen, sagt er, wohnen zwischen dem Phasis und Ganges mitten inne, und bis dahin ist Alexander nie vorgedrungen; nicht etwa deswegen, als wenn er befürchtet hätte, daß ihm in der dasigen Gegend ein Unglück widerfahren könne, sondern wie ich ganz gewiß glaube, bloß aus Achtung für die daselbst befindlichen Heiligthümer. Wenn er nun aber auch wirklich über den Phasis gegangen wäre, und das benachbarte Land besetzt hätte, welches er, da es ihm nicht an Truppen fehlte, leicht bewerkstelligen konnte, so würde er doch den befestigten Ort, worin jene Weisen sich aufhielten, nun und nimmermehr in seine Gewalt bekommen haben, wenn er auch gleich tausend

Achillen und tausend Ajaxe bei sich gehabt hätte. Denn die Bewohner desselben bekämpfen ihre Feinde nie in freiem Felde, sondern warten, bis sie von denselben angegriffen werden, und treiben sie alsdann, als heilige Leute, die von den Göttern geliebt sind, durch Wunderthaten und Blitze zurück (διοσημεί[illegible]σ τε και σκηπτοῖσ). Man versichert, der ägyptische Herkules und Bachus, die mit ihren Kriegsheeren ganz Indien durchzogen, hätten diese Leute mit vereinter Macht angegriffen, und ihren Wohnort mit Beihülfe von allerlei Maschienen zu erobern gesucht. Sie hätten sich aber darin ganz ruhig verhalten, und nicht die mindesten Anstalten zu ihrer Vertheidigung getroffen, bis endlich ihre Feinde Miene gemacht hätten, den Ort zu stürmen; alsdann aber wären plötzlich Feuerwirbel und Blitze auf sie herabgestürzt, die ihnen die Waffen aus der Hand geschlagen und sie zurückgetrieben hätten (πρηστῆρες ἀυτοὺς απεώσαντο καὶ βρονταὶ κατω τρέφομεναι). Bei dieser Gelegenheit soll Herkules sein goldenes Schild weggeworfen haben, welches nachher die Weisen zum immerwährenden Andenken in ihrem Tempel aufhiengen, theils, weil es einem so berühmten Manne, wie Herkules zugehört hatte, theils wegen der vortrefflichen Arbeit, womit das Schild selbst verziert war."

Ich wende mich nun zum Buddha, um Ihnen auch von diesem eines und das andere zu erzählen.

Es ist schwer zu bestimmen, wer der eigentlich war,

ob es nur einen oder mehrere dieses Namens gab, und ob er ein geborner Indier war, oder aus dem Auslande dahin kam. Letzteres wollen Einige aus dem Umstande schließen, daß er krauses Haar, und ganz andere Gesichtszüge hatte, wie die gebornen Indier, wie solches an den Statüen und Abbildungen, welche man hie und da in Indien von ihm antrifft, sehr deutlich wahrzunehmen ist. Nach der Versicherung der Braminen, sagt Jones, hält die Gesichtsfarbe des Buddha, dieses letzten großen Gesetzgebers und Gottes des Orients, das Mittel zwischen weiß und roth.

Die Braminen geben vor, er sey in einem Walde bey Gaja geboren; die Chinesen halten ihn für einen gebornen Indier; der gedachte Jones aber ist fest überzeugt, daß er Tatarischer Abkunft gewesen sey. So viel ist auf jeden Fall richtig, daß die Braminen auf der Malabarküste und in Karnate nur äußerst wenig und auch dies nicht einmal in gehörigem Zusammenhange, von ihm zu erzählen wissen. Sein Bildniß ist mir nie zu Gesicht gekommen. Mein Pandit erzählte, er werde Cabanda genannt, d. i. der Gott ohne Kopf; Giagadisha, der Herr des Weltalls; und Giagannatha, der Weltregierer. Seiner Versicherung zu Folge, ist er in der berühmten Pagode zu Giagannàtha, oder Giagarnat, als ein Mensch abgebildet, der weder Kopf, noch Hände, noch Füße, wohl aber auf der Brust zwei Augen hat. Man verehrt hier den Wischnu in dieser seiner neunten Avatara, nebst

seinem ältern Bruder dem Balabhadra, und seiner Schwester Juhadbra. *).

Er erschien, sagt man, zu Anfang der Kali Jug, und es scheint ausgemacht richtig, daß er die Rolle eines Reformators spielte, ungefähr so, wie Luther oder Calvin. Seine Lehre war in mehrern Stücken von der bereits angenommenen wesentlich verschieden. Er schaffte das Menschenopfer Naramèdha ab; ingleichen auch das Gamedha und Asuamedha, nach welchen ein Ochse und ein Pferd geopfert werden mußten. Beide waren in den Veda's ausdrücklich verordnet, und durften bei gewissen Gelegenheiten schlechterdings nicht unterlassen werden. Er aber behauptete, es sey durchaus nicht erlaubt, sondern eine schreckliche Sünde, irgend ein erschaffenes Wesen zu tödten, wie und auf welche Art solches geschehen möge.

Buddha, Merkur, Odin und Foe, sollen ein und derselbe Gott gewesen seyn; und dennoch sind diese Namen eben so verschieden, wie Peter und Johann, Lucas und Matthäus; auch kann ich nicht einsehen, warum man eine einzelne Person mit so ganz verschiedenen Namen belegt haben sollte. Richtig ist es zwar allerdings, daß zuweilen dieselben Namen in andern Sprachen, und nach der Mundart von einander verschiedener Völker, auf eine ganz sonderbare Art verdrehet

*) Sonnerat sagt, man habe in dem gedachten Tempel den Wischnu in der Avatara des Krishnu verehrt.

und verhunzt werden *); wenn aber nicht nur der Name einer Person, sondern sogar ihre Geschichte, von jenen einer andern Person ganz verschieden sind, so kann ich nicht einsehen, warum ich geradezu glauben soll, daß dieses nicht zwei Personen gewesen seyen, sondern nur eine.

Sonnerat ist der Meinung, Buddha und Rama wären einerlei. Andere halten ihn für den Noah, andere für den Moses und noch andere für den Siphoa, den fünf und dreißigsten König Aegyptens. Unlängst hat sogar Jemand zu beweisen gesucht **), er sey der Sesac, oder Sesostris, gewesen, welcher ungefähr tausend Jahre vor Christi Geburt, mit seinen Eroberungen zugleich ein ganz neues Religionssystem vom Nil bis an den Ganges verbreitete. Wie ist es aber nur denkbar, daß dieser Sesac, oder Sesostris, ein Eroberer, ein Krieger, der Buddha gewesen seyn könne, welcher durchaus nicht gestatten wollte, auch nur das unbedeudentste Insect zu tödten, oder ihm etwas zu leid zu thun, wie und auf welche Art solches nur immer geschehen möge?

Herr Jones meint, der Buddha der Hinduer sey zuverlässig derselbe Gott, der von den Chinesen Fo, oder Foe, genannt werde, weil sie das Wort Buddha,

*) So ist z. B. Cambasha der Cambises der Griechen; Shirsha der Xerxes; Darab der Darius u. s. w.

**) S. d. Asiat Researches Vol. VI. p. 258.

als das Buddhistensystem bei ihnen eingeführt worden sey, nicht hätten aussprechen können, und ihn daher bis auf den heutigen Tag Foe nennten.

Ohne hier weiter zu untersuchen, ob Buddha der Foe ist, oder nicht, will ich nur ganz kurz anmerken, daß die Chinesen, wenn sie auch gleich das Wort Buddha nicht gehörig aussprechen kennten, doch wenigstens statt dessen Budda, Buda, oder Boudda gesagt haben würden; wie es mir denn überhaupt sehr sonderbar vorkömmt, daß in Foe doch auch nicht ein einziger Buchstab von Buddha vorkömmt.

Was hiernächst die Meinung betrifft, als wenn Buddha der Merkur sey, so versichert mich mein Pandit, daß Buddha, als eine Avatara oder Verwandlung des Wischnu, durchaus nicht mit jenem Buda verwechselt werden dürfe, welchen die Indier für den Gott oder Genius des Planeten Merkur halten und nach welchem der Mittwoch in ihrer Sprache benannt worden ist. Der Buda hat nicht das mindeste mit dem Buddha gemein. Er ist der Sohn des Mondgottes Ciandra, und der Frau des Brahàspati, oder Brihàspati, Namens Tara, welche sich der Ciandra zueignete. Wenn man diesen Umstand nicht aus der Acht gelassen hätte, so würde man in Betreff des Buddha und des Merkur gewiß nicht soviel Lärms gemacht haben.

In einer alten Inschrift, welche man in einer Höle

bei Islemabad aufgefunden und in den Asiatic Researches übersetzt hat, wird unter andern gesagt, als Buddha für gut befunden habe, aus dem Aufenthalte der Seelen herabzusteigen, und in dem Leibe der Mahamaja, der Gattin des Rajah von Cailas, Namens Suta Danna, Platz zu nehmen, sey dieser Leib in eben dem Nu so hell und durchsichtig geworden, wie der reinste Krystall, so daß man das Götterkind, welches so schön wie eine Blume gewesen sey, auf den Knieen gelegen und sich auf beide Hände gestützt habe, sehr deutlich darin wahrnehmen können. Nach einer Schwangerschaft von zehn Monaten und eben so vielen Tagen, nahm sich die Königin vor, ihren Vater zu besuchen, und als sie hierzu von ihrem Manne, dem Rajah, Erlaubniß erhalten hatte, machte sie sich nebst einem zahlreichen Gefolge, wie es sich für eine Königin schickt, auf den Weg. Als sie an einen Garten kam, der dicht an der Landstraße lag, gieng sie, in der Absicht einige Blumen zu pflücken, hinein, konnte aber dieses Vorhaben nicht ausführen, weil die Geburtsschmerzen eintraten. Jetzt bogen die Bäume ihre Zweige herab, bildeten rings um sie her eine Laube, und verbargen sie, während ihrer Niederkunft vor den Blicken der Neugierigen. Brama selbst eilte schleunig herbei, hatte ein goldenes Becken in der Hand, legte das neugeborne Kind darauf, und trug es zum Indra, welcher dasselbe einer ledigen Frauensperson übergab, die es erziehen sollte. Kaum hatte sie aber dasselbe auf die Arme genommen, als es herab sprang, und sieben Schritte that. Mahamaja hob es daher wieder auf,

und nahm es mit nach Hause. Hier fanden sich nun eine Menge Braminen ein, die ihm das Horoskop stellten, und sein künftiges Schicksal vorher sagten. Das Kind wuchs heran, erhielt den Namen Sacia, oder Sachia, und verheurathete sich endlich mit der Tochter des Ciuhidan, Namens Basutara. Eines Tages wurden dem Sacia gewisse Geheimnisse offenbaret, wodurch er sich bewogen fand, sein Reich zu verlassen und auf Reisen zu gehen. Dem zufolge machte er sich in aller Stille auf den Weg, und nahm nur einen einzigen Bedienten und ein Pferd mit. Als er über den Ganges gegangen und nach Balucali gekommen war, gebot er dem Bedienten den Rückweg anzutreten, sein Pferd nach Hause zu führen, und so weiter. Endlich wird noch in dieser Inschrift gesagt, er habe in Gestalt eines Bettlers die Welt durchzogen, und ein so strenges Leben geführt, daß sogar Brama, nebst dem Indra, dem Schlangenkönige Naga, und den vier Schutzgeistern, welche das höchste Wesen auf die vier Ecken der Welt postirt hat, herzueilten, und ihm alle erdenkliche Ehre erwiesen.

Vierter Brief.

Buddha. — Buddhistensystem. — Rahan, oder Talapoinen.

In diesem Briefe wollen wir nun untersuchen, was für eine Bewandniß es mit dem Budda jenseits des Ganges hat. In den Königreichen Burma, Siam und Kambodia, wie auch auf der Insel Seilan, ist das Religionssystem dieses Gottes, welcher auch Godàmu, Gaudàma, und von einigen Sommonakodom genannt wird, das herrschende. In China, Kochin und Japan, soll die Lehre, nach der Versicherung einiger Reisebeschreiber, hie und da ebenfalls Anhänger haben. Wiewohl nun dieselbe von jener, zu welcher sich die Indier diesseits des Ganges bekennen, in vielen Stücken wesentlich verschieden ist, so werden Sie doch finden, daß sie in anderen vollkommen mit derselben übereinstimmt. Vinzanz Sangermann, ein italiänischer Missionar, hat uns mit derselben bekannt gemacht. Er theilte dem Doctor Buchanan, einem Engländer, drei kleine Abhandlungen über die Birma, oder Barma, mit, welche dieser letztere mit einigen Anmerkungen begleitete, und in den sechsten Band der Asiatic Researches einrücken ließ. Da ich nicht wissen kann, ob der Pater Sangerman je wieder nach Italien zurückkehren und seine Schriften in den Druck geben wird, so halte ich es für zweckmäßig, Ihnen einen kurzen Auszug daraus mitzutheilen, und

hiebei jene Englische Uebersetzung zum Grunde zu legen. *)

Einige Schriftsteller sind der Meinung, als habe sich die Religion des Buddha in frühern Zeiten über ganz Indien erstreckt, und die Braminen, welche von da nach Aegypten giengen, hätten hier ihr eigenes Religionssystem, dem bereits im Lande eingeführten allgemach untergeschoben, mehrere aus dem erstern entlehnte Dogmen mit letzterm vermengt, und sie in dasselbe nach und nach eingeflickt. Diese Vermuthung hat nicht den mindesten Grund für sich; im Gegentheile ist es ausgemacht wahr, daß Buddha die Lehrsätze der Braminen in vielen Stücken reformirt hat. Die Braminen gestehen dies selbst ein, wiewohl sich übrigens noch immer nicht ausmitteln läßt, ob der Buddha, welchen die Einwohner von Barma verehren, das Nämliche geglaubt hat, was jener Buddha glaubte, welcher in der neunten Avatara des Wischnu auf Erden erschien, oder ob

*) Diese Nachrichten findet man vollständig übersetzt im II. Bande der Beiträge zur Kunde von Indien, S. 3 u. ff. und im I. Bande derselben, S. 294 und S. 509 u. ff. finden sich noch anderweitige Abhandlungen von den Herren Mahony und Joinville über die Buddhisten-Religion, welche die Leser zu vergleichen belieben. Der hier folgende Auszug ist, um Wiederholungen möglichst zu vermeiden, sehr abgekürzt worden, doch um des Zusammenhanges und der eingemischten Bemerkungen unsers Verfassers willen, konnte er hier nicht ganz weggelassen werden.

D. H.

er als Gaudama, wie er ebenfalls genannt wird, mit dem Resci Gautama einige Aehnlichkeit hat, dessen Frau vom Indra verführt wurde.

Sie werden mir erlauben, daß ich dies an seinen Ort gestellt seyn lasse, und in meiner Erzählung fortfahre.

Im Königreiche Barma werden die Priester des Buddha, oder Godama, gewöhnlich Rahan, von andern aber Talapoinen genannt. Sie beten ihn als den einzigen wahren Gott an, und glauben an keinen andern außer ihm. Sie halten seine Religion für die allein seligmachende, und alle andere für falsch. Sie ermahnen die verblendeten Anhänger dieser letztern, ihren Irrlehren zu entsagen, und sich an jene zu halten, die ganz darauf abzwecke, ihnen den Weg des Heils und der Wahrheit zu zeigen. Sie machen es allen Theologen und Gottesgelehrten zur Pflicht, die Völker der Erde in Betreff dieses Punktes aufzuklären, und sie nicht länger im Finstern herum tappen zu lassen. Bei dem Allen kömmt es ihnen nie in den Sinn, die Andersdenkenden wegen ihrer Religionsgrundsätze zu verfolgen, und sie haben ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, wenn sie ihre Pagode, ihre Moschee, oder Kirche, auf demselben Platze erbauen, wo der Tempel des Godama steht.

Ihrer Erzählung zu Folge, stellten sich nicht weniger als sechs Betrüger ein, welche sich für Götter aus-

gaben, und jeder suchte seine eigene Irrlehre zu verbreiten. Diese Menschen, sagen die Barma, denen es bloß darum zu thun war, die Fragen welche man ihnen vorlegte, zu beantworten, nicht aber die Wahrheit zu erforschen, giengen überall umher, und schwatzten allerlei tolles Zeug in den Tag hinein.

Als der Godama erschien, verstummten einige dieser Ketzer, und entsagten ihrer irrigen Lehre; andere hingegen waren verstockt, und beharrten, so wie ihre Anhänger, bei ihren Grundsätzen.

Uebrigens wandelte dieser Godama ehedem ebenfalls, wie seine drei Vorgänger Chauchasan, Gonagom und Gaspa, in Menschengestalt auf unserm Erdballe umher. Nachdem er in seinem fünf und dreißigsten Jahre ein Gott geworden war, verkündigte er fünf und vierzig Jahre lang sein Gesetz, und arbeitete an dem Seelenheile der Menschen, worauf er sodann in seinem achtzigsten Jahre den Nieban, oder Niba, d. i. den Himmel, erlangte. Das Gesetz des Godama besteht aus folgenden fünf Geboten: 1) Du sollst nicht das kleinste Insekt, viel weniger einen Menschen tödten; 2) Du sollst nicht stehlen; 3) Du sollst weder deines Nächsten Weib noch Kebsweib beschlafen; 4) Du sollst keine Unwahrheit sagen; 5) Du sollst weder Wein noch andere berauschende Getränke trinken. Die Sünden, deren zehn sind, werden in drei Classen getheilt. Zur ersten Classe gehört das Tödten der Thiere; der Diebstahl, und der Ehebruch. Zur zweiten, die Falsch-

heit, Zwietracht, Herabwürdigung des Nächsten durch harte und schnöde Worte, und das Ausstoßen unnützer oder ungebührlicher Reden. Zur dritten Classe gehört das Trachten nach seines Nächsten Gut, der Neid, oder wenn man seinem Nächsten, wo nicht den Tod, doch wenigstens alles mögliche Unglück an den Hals wünscht, und endlich die Verehrung falscher Götter.

Wenn jemand diese Sünden meidet, so sagt man, er befolge das Sila. Die guten Werke, deren Ausübung den Verehrern des Buddha vorgeschrieben ist, werden Dana und Bavana genannt. Das erste besteht im Almosengeben, besonders an die Rahan oder Talapoinen; und das zweite im öftern Hersagen folgender drei Worte: Aneizza, Docca, und Anatta. Das erste dieser Worte erinnert uns an die Unbeständigkeit der Dinge, das zweite an das Unglück, und das dritte, daß es schlechterdings nicht in unserer Macht steht, diesem trüglichen immer abwechselnden Schicksale zu entgehen.

Wer dahin stirbt, ohne das Sila, Dana und Bavana in Ausübung gebracht zu haben, der fährt unmittelbar in eine oder die andere Abtheilung des Höllenreichs, und wird entweder ein Niria, oder ein Preitta, oder irgend ein Thier. Von der Hölle der Barma, so wie von diesen Niria, Preitta, oder Preta, wird weiter unten die Rede seyn.

Alle Handlungen der Menschen werden nach der

Lehre Godama's, meistens schon in dieser, zuverlässig aber in jener Welt, in eben dem Verhältnisse belohnt, oder bestraft, nach welchem sie gut oder böse waren.

Sie sehen hieraus, lieber Freund, daß die Moral des Godama, einige wenige Punkte ausgenommen, wie z. B. das Verbot, kein Thier zu schlachten, das doch zum Gebrauche für den Menschen bestimmt ist; dann das fleißige Ausspenden der Almosen, besonders an die Talapoinen; ferner der Umstand, daß man den Cölibat als eine Tugend betrachtet, oder ihn doch wenigstens dem Ehestande weit vorzieht (eine Meinung, die äußerst mißbraucht werden, und von den schädlichsten Folgen seyn kann); Sie sehen, sage ich, daß diese Moral jeder andern, die mit irgend einem Religionssysteme vereinbaret ist, unbedenklich an die Seite gesetzt zu werden verdient. Desto sonderbarer und auffallender ist es, daß die Barma sich von einem höchsten Wesen, das Alles erschaffen hat und es erhält, entweder gar keinen Begriff machen können, oder ihn wenigstens nicht aufkommen lassen *). Sie nennen das Universum Loga, welches eben so viel bedeutet, als immerwährende Zerstörung und Wiedererschaffung; denn sie glauben, daß von Ewigkeit her eine Welt auf die andere gefolgt sey, und daß dieses in alle Ewigkeit so fortdauern werde. Sie beziehen sich dieserhalb auf ein allgemeines unabän-

*) Ich zweifle sehr, daß Pater Sangermann die Lehre der Rahan in Betreff dieses und einiger anderen Punkte gehörig gefaßt hat.

derliches Naturgesetz, Damata genannt; ein Ausdruck, der nach der Erklärung des Pater Sangermann, durch Fatum übersetzt werden kann.

Die Dauer einer Welt erstreckt sich auf eine unermeßliche Reihe von Jahrhunderten, welche sich schlechterdings nicht berechnen lassen; und eben so verhält es sich auch mit der Zeit, die zwischen der Zerstörung der einen und Hervorbringung der andern verstreicht.

Das Leben der Menschen war nicht immer so beschaffen, wie es jetzt ist, und wird auch nicht immer so bleiben. Es ist bald länger, bald kürzer, je nachdem sie gut oder schlecht handeln. Die Lebenszeit der ersten Bewohner der Zabudiba *), erstreckte sich auf eine Anzahl Jahre, wovon wir uns schlechterdings keinen Begriff machen können. Je mehr aber ihre Kinder und Nachkommen von der Tugend abwichen, in eben dem Verhältnisse verminderte sich auch ihre Lebensdauer. Diese allmähliche Abnahme erstreckte sich endlich nur noch auf zehn Jahre; denn dies ist die längste Lebenszeit der Menschen, wenn ihre Sünden und Laster den höchsten Grad erreichen. Während dieser Zeitperiode soll unsere Welt beinahe ganz ausgestorben seyn. Die wenigen Uebriggebliebenen fiengen nun an über die Lebenskürze ihrer Vorfahren nachzudenken, faßten den Vorsatz, kei-

*) Der Erde, die wir noch jetzt bewohnen, wie weiter unten gezeigt werden soll. Sie entspricht der Giambudiz, oder Giomboduiz der Hindu.

nen so lasterhaften Wandel zu führen, und brachten es wirklich so weit, daß sie zwanzig Jahre lebten. Die Kinder und Nachkommen derselben beflissen sich der Tugend noch mehr als sie, und blieben dreißig, vierzig, achtzig, hundert, tausend, zehn tausend, hundert tausend, eine Million Jahre am Leben, ja sogar bis zu der ungeheuern Anzahl von Jahren, welche Assenchi genannt wird, und sich nicht mehr berechnen läßt. Diese allmähliche Verminderung der Dauer des menschlichen Lebens, von einem Assenchi bis auf zehn Jahre, und die stufenweise Zunahme von zehn Jahren, bis zu einem Assenchi, soll nun in einer von neuem erschaffenen Welt vier und sechzig Mal eintreten, ehe dieselbe wieder zerstört wird.

Die entferntern Ursachen einer Weltzerstörung belaufen sich auf drei; nämlich: Wollust, Zorn, und Unwissenheit. Hieraus entstehen die zunächst wirkenden Ursachen: Feuer, Wasser, und Wind. Wenn die Wollust prädominirt, so wird die Welt vom Feuer verzehrt. Hat der Zorn das Uebergewicht, so löset sie sich im Wasser auf. Ist die Unwissenheit an ihrem Untergange schuld, so wird sie vom Winde verweht.

Ehe ich Ihnen erzähle, wie dieses zugeht, muß ich Ihnen zuvörderst noch einigen Aufschluß über die Lehre der Barma geben.

Die Barma theilen alle lebende Wesen in drei Klassen ein; nämlich, in Chama, oder erzeugende

Wesen; in Rupa, oder materielle, aber nicht erzeugende, und in Arupa, oder immaterielle und geistige. Diese drei Klassen werden nun wieder in mehrere Gattungen eingetheilt, welchen verschiedene ganz von einander abgesonderte Aufenthaltsörter angewiesen sind, wo sie sich in einem glücklichen oder unglücklichen Zustande befinden.

Die Barma glauben, daß eine Seelenwanderung statt finde, machen sich aber, wie es mir vorkömmt, einen Begriff davon, der von jenem der Hindu ein wenig abweicht. Wenn nämlich ein Mensch, oder ein Thier, mit Tod abgeht, so stirbt die Seele zugleich auch mit; allein aus dieser Auflösung der Theile entsteht nun ein anderes Wesen, welches, je nachdem der Verstorbene einen guten oder bösen Lebenswandel geführt hat, entweder ein Mensch, ein Thier, ein Nat (worunter sie ein Wesen höherer Art, als der Mensch ist, verstehen) oder ein Rupa wird. In diesem Kreislaufe immerwährender Verwandlungen drehen sich alle Wesen so lange herum, bis sie endlich mittelst ihrer ausgezeichnet guten Handlungen in jenen seligen Zustand versetzt werden, welcher Nieba, die höchste Glückseligkeit, genannt wird, in welchem sie alsdann keiner weitern Umwandlung unterworfen sind, und weder etwas wünschen, noch etwas zu wünschen Ursache haben.

Den vier Seiten des Berges Mienmo *) gegen-

*) Allem Vermuthen nach ist dies der große Berg Meru, von welchem die Hindu so viel zu erzählen wissen. Pater Paolino

über, von welchen die eine aus Silber, die zweite aus Glas, die dritte aus Gold, und die vierte aus einem Karfunkel besteht, ragen aus dem Ocean vier große Inseln hervor, die sowohl Menschen als Thieren zum Aufenthalt angewiesen sind, und neben einer jeden liegen wieder fünfzig hundert kleinere Inseln. Die große Insel, nach Süden zu, wird Zabudiba genannt, und ist von Menschen bewohnt. Wir Europäer aber, werden dereinst, wie die Barma versichern, auf eine der fünfhundert kleinern Inseln versetzt, von welchen die große umgeben ist. Unsere Lebensdauer erstreckt sich hier aber nur auf ungefähr achtzig Jahre, da hingegen die Bewohner der zwei großen Inseln Pioppavidia und Amaragoga gewöhnlich fünf hundert Jahre alt werden. Diese haben aber auch einen ganz andern Körperbau als wir; denn die von Pioppavidia sind neun, und jene von Amaragoga sechs Ellen hoch. Die Bewohner der großen Insel, welche gegen Norden liegt, sind von ganz anderer Art, als die auf den übrigen Inseln. Bedürfen sie

hat den Meru mit dem Berge Imalaja, oder Imavata verwechselt. Die Braminen unterscheiden aber beide ganz bestimmt, sowohl in Ansehung ihrer Lage, als ihrer Höhe. Der Meru liegt mitten im Ozean, und hemmt vermöge seiner ungeheuren Größe und Höhe, welche nicht weniger als hundert tausend Giozana beträgt, die Verbreitung der Sonnenstrahlen, so daß daselbst eine immerwährende Nacht herrscht. Der Imalaja hingegen ist nur zehntausend Giozana hoch. Ein Giozana macht ungefähr so viel aus wie eine (Italiänische?) Meile, wenn ich anders meinen Paudit recht verstanden habe.

Kleider, so finden sie dergleichen an den Zweigen gewisser wunderbaren Bäume, die anstatt der Früchte, eine Menge der schönsten Kleidungsstücke hervorbringen. Haben sie Hunger, so gewähren ihnen diese nämlichen Bäume eine gewisse Art von ganz vortrefflichem Reis. Wenn sie denselben auf gewisse Steine legen, so machen diese von freien Stücken Feuer an, und kochen ihn; sobald er aber gehörig zubereitet ist, geht das Feuer von selbst wieder aus. Während der Zeit, daß die Bewohner der gedachten Insel ihren Reis verzehren, kommen wieder andere ganz vortreffliche und nach eines jeden Geschmack zubereitete Speisen, auf den Blättern und Zweigen jener Bäume zum Vorschein. Diese Speisen sind so außerordentlich nahrhaft und substantiös, daß jeder der davon ißt, eine ganze Woche hindurch keinen Hunger verspürt. Die Speisen, welche nicht aufgezehrt werden, verschwinden allemal, so oft eine Mahlzeit geendigt ist. Die Bewohner dieser Insel wissen nichts von Krankheiten oder von den Beschwerlichkeiten des Alters, sondern leben tausend Jahre im Genusse ununterbrochner Glückseligkeit, und bleiben immer so munter, wie Jünglinge von achtzehn Jahren. Sie glänzen wie Gold, sind dreizehn Ellen hoch, und haben ein ungemein schönes Ansehen, besonders die Frauenzimmer. Einige andere Umstände übergehe ich mit Stillschweigen. Es giebt auf dieser Insel keine wilden Thiere, keine Schlangen, und keine giftigen oder doch schädlichen Insekten. Man empfindet daselbst weder Hitze noch Kälte; es regnet hier nicht, und die Luft bleibt immer in einerlei Temperatur. Ferner wachsen hier eine Menge schöner goldfarbiger Bäume, die mit

den köstlichsten Früchten und wohlriechendsten Blüten prangen. Diese Bäume schwitzen verschiedene Harzarten aus, die einen ganz vortrefflichen Geruch von sich geben, und womit sich die Bewohner der gedachten Insel salben. Sie baden sich und schäkern in Strömen von Sandelwasser, welche sich in mannichfaltigen Krümmungen durch ihre Insel schlängeln.

Bei allen diesen Vorzügen, fehlt es aber doch noch an etwas. Die Bewohner jener Inseln, welche gegen Norden, Westen und Osten liegen, werden zwar nach ihrem Absterben auf diesen nämlichen Inseln immer wieder von neuem geboren, müssen aber allemal wieder dieselbe Lebensart führen, wie vormals. Sie sinken zwar nie bis zu dem Aufenthalte der Ape (Verdammten) hinab, werden aber auch nie in die Wohnungen der Nat, oder himmlischen Geister, versetzt. Wir Europäer hingegen, haben uns auf der südlichen Insel des Vorzugs zu erfreuen, daß wir uns durch unsere verdienstlichen Handlungen bis zur höchsten Glückseligkeit, dem Nieba, emporschwingen können.

Die Anzahl dieser Nat oder himmlischen Geister, ist außerordentlich stark, und es giebt deren sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Sie sind in sechs Klassen abgetheilt, die sich durch gewisse Vorzüge von einander unterscheiden, und denen in den unermeßlichen Regionen des Himmels ein höherer oder minder hoher Platz angewiesen ist.

Was es für eine Bewandniß mit der Glückseligkeit

hat, deren sich die Rupa, oder Arupa, zu erfreuen haben, davon sagen zwar die Bücher der Barma nichts; da sie jedoch ungleich länger als die Nat leben, so läßt sich hieraus der Schluß machen, daß sie die der letztern weit übertreffen müsse.

Nun muß ich doch auch der Wesen erwähnen, welche sich im Zustande des Ape, oder des Elends, befinden. Es giebt vier verschiedene Arten derselben: Dahin gehören 1) alle Thiere ohne Ausnahme, sie mögen auf der Erde, im Wasser, oder in der Luft leben; denn nach der Lehre der Barma ist der Zustand aller Thiere, da sie geringer als der Mensch sind, ein Zustand des Elends. 2) Die Preitta. 3) Die Assurighe. 4) Die Bewohner des Niria, oder der Hölle.

In Thiere werden nach ihrem Hinscheiden alle diejenigen verwandelt, welche ihre Zunge nicht im Zaume halten, ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen, und das Almosengeben verabsäumen.

Preitta werden in jenem Leben alle die, welche in diesem Leben die Rahan Mangel leiden ließen, sie zur Sünde verleiteten, verunglimpften oder sich an den Beobachtern des Gesetzes mit Worten vergiengen. Es giebt mancherlei Arten von Preitta.

Die Assurighe halten sich meistens in den Wurzeln gewisser Berge auf, welche sehr weit von den Wohnungen der Menschen entfernt sind. Andere hausen in Wäldern, noch andere, in menschenleeren Gegenden am

Gestade des Meeres. Die Strafen, welche sie zu erdulden haben, sind ziemlich dieselben, wie die der Preitta. Eine Mittelgattung dieser letztern, Assurighe-Preitta genannt, hat den Mund oben auf dem Kopfe, und er ist so klein wie ein Nadelöhr. Sie sehen so verhungert und abgezehrt aus, wie Gerippe, und die Augen liegen ihnen vor dem Kopfe, wie den Krebsen.

Im Innern der großen gegen Süden liegenden Insel Zabudiba, und zwar mitten in dem großen Felsen Sila-patavi, sind die unterirdischen Wohnungen der Niria. Sie bestehen aus acht großen Höllen, und die darin befindlichen Thüren, sind eben so viele Eingänge, zu mehr als vierzig tausend kleinern Höllen. Vor den Thüren jeder großen Hölle, sitzen die Richter nebst ihren Gehülfen, die aus einer gewissen Klasse der Nat zu diesem Amte gewählt werden. Sie haben nicht nöthig, diejenigen, welche schwere Verbrechen begangen, z. B. ihren Vater oder ihre Mutter ermordet, einen Rahan oder Priester getödtet, einen Gott geprügelt, oder Uneinigkeit unter den Rahan angestiftet haben, erst umständlich zu verhören; denn diese Sünden, sagen die Rahan, lasten so schwer auf denen, die sich derselben schuldig gemacht haben, daß sie durch ihr Gewicht unwiderstehlich in den Abgrund hinabgezogen werden.

Die Dauer *) der Strafen wird nach der Größe der

*) Die Tage und Jahre der Verdammten sind von ganz anderer Art, als die, welche wir auf unserer Erde verleben.

Verbrechen bestimmt. Die Aftergötter, das ist: die Bösewichte, welche sich erfrechten den Godama und seine Lehre in Mißcredit zu setzen, werden dafür in alle Ewigkeit bestraft, und wenn auch eine Welt wirklich zerstört ist, so werden sie gleichwohl noch immer im leeren Luftkreise gezüchtigt.

Die Barma wissen sehr genau anzugeben, wie und auf welche Art eine jede Sünde bestraft wird, und wie lange diese Strafe dauert.

Nun muß ich Ihnen doch auch erzählen, was für Umstände eintreten, wenn eine Welt zu Grunde gehen soll. Tausend Jahre zuvor kömmt ein Nat, in einem schwarzen Gewande, mit betrübtem Gesicht und zerrauftem Haar, aus den höhern Regionen herab, geht überall auf den Straßen umher und verkündigt den Menschen die nahe bevorstehende Auflösuug der Welt. Wenn die Welt durch Feuer zerstört werden soll, so fällt in hunderttausend Jahren kein Tropfen Regen, so daß alle Thiere verschmachten, und die Pflanzen verdorren. Nun verfügen sich die Nat in die höhern Regionen, der Rupa und Arupa, und mit ihnen zugleich auch die Nat der Sonne und des Mondes. Diese beiden Gestirne verlieren daher ihren Schein und verschwinden. An

In den großen Höllen ist jeder Tag so lang, wie bei uns tausend Jahre. In einigen der kleineren Höllen beträgt er so viel wie sechshundert, in anderen wie sieben hundert, in noch anderen wie acht hundert unserer Jahre.

ihre Stellen treten zwei neue Sonnen, die aber keine Nat sind, und von welchen die eine gleich wieder aufgeht, sobald die andere unter den Horizont sinkt, so daß es immerfort Tag ist, und die Hitze dergestalt zunimmt, daß alle stehende Wasser austrocknen. Einige Zeit nachher entsteht eine dritte Sonne, und nun vertrocknen fast alle große Flüsse. Es kömmt eine vierte und fünfte Sonne zum Vorschein, worauf sogar das Meer vertrocknet. Eine sechste Sonne verursacht, daß sowohl unsere als alle andere Erdkörper (deren die Barma nicht weniger als eine Million und zehn tausend zählen) zerbersten. Nach einer langen Reihe von Jahren erscheint endlich eine siebente Sonne, alle Wohnungen der Nat werden von den Flammen ergriffen, Alles verbrennt, zerschmilzt, und verzehrt sich. Gleichwie aber das Licht einer Lampe verlischt, wenn es ihm an Oel fehlt, so geht endlich dieses unermeßliche Feuer von selbst aus.

Wenn eine Welt durchs Wasser zu Grunde gehen soll, so fällt anfänglich ein leichter Regenschauer, der sich aber nach und nach in einen Platzregen verwandelt und endlich so stark wird, daß jeder Tropfen tausend Giozana im Umfange hat, wodurch natürlicher Weise die Welt gänzlich überschwemmt und zerstört wird.

Wenn eine Welt vom Winde zu Grunde gerichtet werden soll, so fängt der Wind, und zwar hunderttausend Jahre nach der oben erwähnten Prophezeihung des Nat, ganz sanft an zu wehen, bis er nach und nach

immer mehr an Heftigkeit zunimmt. Anfangs treibt er bloß Sand und kleine Steine empor, nach und nach aber reißt er ungeheure Felsenstücke, und die Gipfel der Berge mit fort, hebt endlich sogar die Welt aus ihren Grundfesten und schleudert sie hoch in die Luft, daß sowohl sie, als die sämmtlichen Wohnungen der Nak, der Rupa und Arupa gänzlich zertrümmert, zu Staube zermalmt und in dem unermeßlichen Raume der Himmel überall zerstreut werden. Diese letztere Art einer Weltzerstörung ist unter allen die gewaltsamste und stärkste.

Der Engländer Herr Lord erzählt, er habe die bereits erfolgte Zerstörung einer Welt von den Braminen fast auf dieselbe Art erzählen hören. Ruddra, sagen sie, habe auf Befehl des höchsten Wesens, die im Innern der Erde verschlossenen Winde dergestalt aufgeregt, daß sie zerplatzt und unter Zittern und Beben hin und her geschwankt sey. Der Tag verwandelte sich in Nacht; die Berge und Hügel wurden aus ihren Grundfesten gerüttelt, und der Ganges veränderte seinen Lauf. In diesem fürchterlichen Ungewitter büßte der größte Theil der Menschen das Leben ein, bis auf eine ganz kleine Anzahl, die der Wischnu, mit Erlaubniß des höchsten Wesens in seinen besondern Schutz nahm, und die es werth waren, im dritten Zeitalter ein ganz neues Menschengeschlecht zu zeugen. Im vierten Zeitalter wird der Untergang der Welt, wie die Braminen den gedachten Herrn Lord ferner versicherten, durchs Feuer bewirkt werden, und noch weit schrecklicher seyn. Ruddra wird sodann alle Gewalten er-

scheinen lassen, welchen die Macht anvertrauet ist, die Welt zu zernichten. Der Mond wird blutroth aussehen; die Sonne wird ihren Glanz verlieren, und ihre Strahlen werden wie Schwefel brennen; fürchterliche Blitze werden die Luft durchkreuzen; der Himmel wird nach und nach allerlei Farben annehmen, insonderheit aber wird eine gräßliche Feuerröthe das ganze Firmament bedekken; die vier Elemente, woraus die Welt besteht, werden mit einander in Kampf gerathen, und sich gegenseitig so lange zerarbeiten, bis Alles unter den entsetzlichsten Verzuckungen ins alte Chaos zurücksinkt. Dies ist so ungefähr das Gemälde, welches die Braminen von dem dereinstigen Untergange unserer dermaligen Welt entwerfen; nur mit dem Unterschiede, daß sie, anstatt ihn dem Ruddra oder Schiwa zuzuschreiben, den Wischnu als den Urheber davon angeben. Uebrigens möchte ich aber wohl wissen, wo die Braminen her waren, die dem Herrn Lord die Nachricht ertheilten, daß der Untergang der Welt schon einmal durch Wind und Erdbeben bewirkt worden sey.

Unter vier und sechzig Weltzerstörungen, werden, nach der Lehre der Barma, sechs und funfzig durchs Feuer, sieben durchs Wasser, und eine durch den Wind verursacht. Dieser immerwährende Wechsel des Zerstörens und Wiederhervorbringens, dauert aber in alle Ewigkeit fort.

Die Wiederherstellung der Welt geschieht vermittelst eines anhaltenden außerordentlich starken Regens,

von eben der Art wie jener, wodurch sie zerstört wurde. Diese ungeheure Menge Wasser, ist mehr als hinreichend, die Zwischenräume, wodurch die zerstörten Dinge von einander getrennt sind, auszufüllen, und der Wind fügt sie alsdann wieder dergestalt zusammen, daß sie eine gewisse Festigkeit erlangen. *) Auf ihrer Oberfläche bildet sich nun eine Rinde, woraus die Wohnungen der höhern Wesen geschaffen werden. Die Verdichtung dauert fort, und es entsteht eine zweite Rinde, woraus unsere Erde, nebst einer Million und zehn tausend andern, nach und nach auch die Sonne, der Mond und die Sterne, gebildet werden. Nun rückt denn auch der Zeitpunkt herbei, wo das geistige Leben der höhern Wesen seine Endschaft erreicht. Sie nehmen daher Menschengestalt an, steigen auf die neu erschaffenen Welten herab, und lassen sich daselbst nieder. Dies Alles geschieht durch die Macht und Wirkung des Damatad. i. des Fatums.

Sie sehen ohne mein Erinnern, liebster Freund, daß man, um aus allen diesen Dingen klug zu werden, eine sehr lebhafte Phantasie haben muß, die wenigstens jener der Barma nichts nachgiebt. Uebrigens scheint es, daß ihre Gottesgelehrten unter dem Ausdrucke Zerstörung keine gänzliche Vernichtung, sondern nur eine Zersetzung und Zerstückelung, so wie unter dem Worte

*) Es ist schwer zu erklären, wie der Wind dies bewerkstelligen kann, er müßte denn hineinblasen, und die hier und da zerstreueten Partikeln wieder zusammenfügen.

Reproduction eine Wiedervereinigung, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein gewisses Zusammenkneten der Materie verstehen; denn, als man sie fragte, durch wessen Macht denn die mancherlei Arten der Bäume und Kräuter auf Erden entstanden wären, gaben sie zur Antwort, sie seyen aus dem Saamen, oder vielmehr aus den wieder mit einander vereinten Elementarpartikeln der Saamen der ehemaligen Welt entstanden, die in jenem Regen enthalten gewesen wären, der Alles reproducirt habe.

Wahrscheinlich werden Sie an diesem Pröbchen genug haben, um sich von der Phantasie dieser Indischen Theologen einen Begriff zu machen. Ich erwähne daher nichts von ihren geographischen, kosmographischen, und astronomischen Ideen, die, wie jene der Hindu, von welchen sie dieselben, allem Vermuthen nach, samt und sonders erhalten haben, weiter nichts als leeres Geschwätz und Grillenfängereien sind. So erklären sie z. B. die Sonnen- und Mondfinsternisse fast auf dieselbe Art wie die Hindu. Sie sagen nämlich, der Planet Rahan, welchen man zwar, da er keine Strahlen von sich gäbe, nicht wahrnehmen könne, der aber ungeheuer groß sey, beneide die Sonne und den Mond wegen ihres Glanzes, weshalb er ihnen von Zeit zu Zeit an dem Wege, welchen sie nehmen müßten, auflaure, sie zu verschlingen drohe, und eine Zeitlang in seinem Rachen behalte, der einer unermeßlich großen Höle gleiche. Er müsse sie jedoch bald darauf wieder los lassen, weil er widrigenfalls zu befürchten habe, daß ihm der

Kopf zerplatzen würde, da diese Planeten unaufhaltsam darnach strebten, ihren Lauf fortzusetzen, und es ihm schlechterdings nicht möglich sey, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. In einer andern Zeit bedeckt er sie mit seinem Kinn, und beleckt sie mit seiner ungeheuer langen Zunge.

Nun muß ich Ihnen noch eines und das andere von den Priestern des Godama erzählen, die von den Muselmännern Raulini, von andern aber Somona oder Samana, und von noch andern Samanen genannt werden, unter welcher Benennung sie zum öftern bei den alten Schriftstellern vorkommen. Sie haben viel Aehnliches mit unsern Mönchen, und leben wie diese in Collegien, oder Klöstern, beisammen, die unstreitig die besten Gebäude sind, die es im ganzen Königreiche Barma giebt. Der Doctor Buchanan, welcher ihnen seinen Besuch machte, rühmt ihren anständigen exemplarischen Lebenswandel, ihre höfliches Betragen gegen die Fremden, besonders aber ihre Kenntnisse, worin sie es allen ihren Landsleuten zuvor thun, weshalb sie denn auch bei allen Einwohnern des Königreichs Barma im größten Ansehen stehen. Jeder reiche und vornehme Mann beeifert sich, ihnen ein Kloster zu bauen, und übergiebt es sodann einem Zara, der eine Art von Abt oder Bischof vorstellt, und dem folglich die andern Mönche gehorchen müssen. Diese Zara unterscheiden sich durch ihren Aufwand, durch die Reichthümer ihrer Klöster, und die größere oder geringere Anzahl Mönche, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind. Der

größte und angesehenste unter ihnen, wird Zarado genannt. Seine Wohnung ist auf das Prächtigste eingerichtet; er unterhält einen zahlreichen Hofstaat, und ist der Vornehmste nach dem Könige, weswegen ihm denn auch von Jedermann mit der größten Achtung und Ehrerbietung begegnet wird.

Es ist den Rahan vergönnt, in ihren Klöstern Gemälde und Vergoldungen anzubringen, was allen andern Unterthanen auf das strengste verboten ist. Nebst dem haben sie sich auch noch mehrerer andern Vorrechte zu erfreuen. In ihrer Kleidung und in Ansehung ihres Betragens, bemerkt man aber bei dem Allen eine gewisse Simplicität. Als ich die Ehre hatte, sagt Doctor Buchanan, dem Zarado meinen Besuch abzustatten, ward ich in seinem Anzuge nicht das mindeste gewahr, wodurch er vor der großen Anzahl derer, die vor ihm auf der Erde lagen, sich auszeichnete. Man erzählte mir, sagt Buchanan ferner, er sey vor wenig Jahren, als er noch ein Ragan war, barfuß vor den Thüren umher gegangen, um den Reis in Empfang zu nehmen, welcher ihm als ein Almosen verabreicht wurde. Dies war jedoch keineswegs ein Beweis seiner Herablassung und Demuth; denn überall, wo er nur hingieng, waren die Straßen mit Teppichen belegt; das Volk bat ihn fußfällig um seinen Segen, und alle Frauenspersonen giengen ihm aus dem Wege, weil sie sich als Wesen betrachteten, die nicht würdig wären, sich einem so heiligen Manne nahen zu dürfen. Er hat etwas sehr Sanftes und Einnehmendes in seinem Charak-

ter; auch scheint es ihm nicht an Gelehrsamkeit und Kenntnissen zu fehlen, übrigens affectirt er aber viele Selbstgenügsamkeit und eine gänzliche Verachtung aller irdischen Dinge.

Sollten Sie nicht in Europa hie und da seines Gleichen gesehen haben?

Uebrigens wird man, nach der Versicherung des Doctor Buchanan, nicht leicht ein Land antreffen, wo sich die Einwohner so ernstlich angelegen seyn lassen, einen Fremden mit allem Nöthigen zu versorgen, als das Königreich Barma. Nur äußerst selten stößt man auf einen Armen und Nothleidenden. In der Nähe der Klöster trifft man gewöhnlich ziemlich gut gebaute und gut eingerichtete Häuser an, worin die Fremden und Reisenden ihr Unterkommen finden. Hier werden sie von den Rahan, gleichviel ob bei Tage oder bei Nacht, überaus freundlich aufgenommen, und mit allem Benöthigten reichlich versehen.

Wenn ein Rahan einen Verbrecher, der zum Galgen geführt wird, anrührt, so darf derselbe nicht hingerichtet werden. Von diesem Privilegium machen die Rahan sehr oft Gebrauch. Ich will zwar, sagt Buchanan, keineswegs in Abrede stellen, daß sie sich zuweilen, um einem Delinquenten das Leben zu retten, bestechen lassen; indeß ist doch auch nicht zu läugnen, daß sie sich oftmals bloß deswegen ins Mittel schlagen, um die Vollstreckung eines ungerechten Todesurtheils zu hin-

dern. Sie beschäftigen sich damit, die Jugend im Lesen und Schreiben, wie überhaupt in allen jenen Kenntnissen zu unterrichten, worin es ihre Nation zu einiger Vollkommenheit gebracht hat; besonders in der Religion, in der Rechtswissenschaft, und in der Kunst, sowohl für sich, als andere Hülfsbedürftige Almosen zu erbitten.

In den ältern Zeiten sollen hier auch Frauenklöster existirt haben, in welchen sich die Mädchen dem geistlichen Stande widmeten, ihr ganzes Leben hindurch unverheurathet blieben, und sich nach den Ordensregeln der Rahan richteten. Heutzutage sind dergleichen Klöster nicht mehr vorhanden, sondern es existirt nur noch eine Art von geistlichem Orden, der aus einer kleinen Anzahl ältlicher Frauenspersonen besteht, welche sich das Haar abscheren lassen, und ein weißes Gewand tragen. Diese besorgen in den Tempeln allerlei Verrichtungen, begleiten die Leichen zu Grabe, und bedienen die Rahan als Aufwärterinnen; übrigens ist ihnen durchaus nicht gestattet, innerhalb der Klöster zu wohnen. In den Büchersammlungen der Rahan finden sich noch hin und wieder Schriften, worin die Ordensregeln enthalten sind, welche jene Vestalinnen zu beobachten hatten, nebst den Formeln, deren man sich bei ihrer Aufnahme bediente.

Wenn ein junger Mensch in den geistlichen Stand tritt, so geschieht dies allemal mit sehr großem Aufwande, und unter Beobachtung vieler Ceremonien, wo-

bei zugleich die Rahan sehr ansehnliche Geschenke erhalten. Er wird im Pompe in die Versammlung der Rahan geführt, wo man ihm das Haar abschneidet, seine kostbaren Kleider auszieht, und statt derselben das gelbe Mönchsgewand umhängt, worauf er sodann seinem väterlichen Hause und der ganzen Welt auf ewig gute Nacht sagt.

Wozu verleitet nicht ein unbesonnener fanatischer Stolz, wenn er einmal in dem Herzen eines jungen Mannes durch die alberne Verehrung von Seiten des Pöbels, zugleich auch durch das verführerische Beispiel und die trüglichen Rathschläge derer geweckt und genährt wird, welche diese unthätige Lebensart bereits ergriffen haben, wodurch sie nicht nur für die menschliche Gesellschaft ganz unbrauchbar werden, sondern oftmals sich selbst höchst unglücklich machen!

Fünfter Brief.

Ueber die Götterlehre der Indier, in Vergleichung mit jener der Griechen, Römer, Aegypter und anderer alten Völker. Meinung des Verfassers hierüber.

Ungeachtet der großen und mannichfaltigen Verschiedenheiten, die zwischen den Göttern der Indier und jenen der Griechen und Römer statt finden, giebt es gleichwohl noch immer Leute, welche steif und fest

glauben, daß die Mythologie dieser Völker eine und dieselbe und bloß aus einem Lande in das andere versetzt worden sey. Herr Wilford, unter andern, der, eben so wie Herr Maurice und Pater Paolino, mit einer sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine lebhafte Phantasie vereint, läßt dieser letzteren dergestalt den Zügel schießen, daß er jeden, der sich seiner Leitung überließe, weit über die Gränzen der Vernunft und einer gesunden Beurtheilungskraft hinaus führen, und ihn in das Gebiet der Träume und Schimären versetzen würde. Er hat verschiedene Abhandlungen herausgegeben, worin er die sämmtlichen Götter der Indier so leicht wie man eine Hand umdreht, nach Aegypten, Syrien, Griechenland und Italien versetzt. Ich habe das, was er über Aegypten und den Nil sagt, mit Zuziehung meines Pandit durchgelesen. Dieser lachte, als er von jenen Bergen, Flüssen, Wäldern, und dergleichen hörte, die Herr Wilford, wie mit einem Zauberschlage, in jene so entlegene Länder versetzt, und sagte, er sey zwar nie aus Indien gekommen, habe aber dennoch auf seinen Wanderungen einen Theil derselben mit eigenen Augen gesehen. Wenn man aber, nach dem gewöhnlichen Kunstgriffe der Alterthumsforscher, zwei oder drei Buchstaben zu Anfange eines Worts, und eben so viele am Ende derselben wegschneidet, ist es alsdann nicht etwas Leichtes, es mit einem andern in Uebereinstimmung zu bringen, oder wohl gar es in dasselbe zu verwandeln? So derivirt z. B. Herr Wilford die Benennung Daphne von dem sanskrittanischen Worte Tapana, einem Namen,

welcher dem Suria (der Sonne) beigelegt wird. Wenn das Wort Pàrnasa sagt er, gehörig ausgesprochen werde, so klinge es beinahe wie Venus. Das griechische Wort Potamos, derivirt er von dem sanskrittanischen Padma, welches den Nelumbo, eine Gattung der Nymphäa, bezeichnet. Bachus soll von Bhagavat abstammen. Die Parvati, oder Ishani, ist seiner Behauptung zufolge, mit der Isis der Aegypter eine und dieselbe Person; so wie die Padma-deri und Letschimi ebenfalls mit derselben einerlei seyn sollen. Schiwa, welcher sonst auch Isha, oder Ishani genannt wird, ist ihm der Osiris; den Isciuara hält er bald für den Jupiter, bald für den Bachus; gleich nachher giebt er den Wischnu für den Osiris aus *) und was dergleichen mehr ist. Kurz, nichts ist so thöricht und abgeschmackt, nichts so verworren und widersinnig, was man nicht in Ansehung theologischer Systeme behauptet hat, die doch schon an und für sich äußerst verwickelt sind, welches vermuthlich davon herrühren mag, daß die Erfinder derselben eben so verwirrte Köpfe waren, wie die, welche dieselbe zu erklären suchten. Ich für meine Person werde weder etwas behaupten noch wegläugnen, sondern bloß dasjenige wiederholen, was ich von meinem Pandit vernahm, daß nämlich Isha und Ishiuara, welches so viel als Herr bedeutet, ein Ehrentitel ist, welcher dem Wischnu, dem Brama, Schiwa, Indra, und mehrern an-

*) S. On Egypt and the Nile. Asiat. Res. Vol. VI., p. 133. 136. 142. u. s. w.

dern Göttern ohne Unterschied beigelegt wird. Dasselbe gilt auch, wie er mich versicherte, von dem Titel Bhagavat, ingleichen von dem Titel Ishiuari, (Frau) welcher der Pàrvati, Letschimi, Sharittri, und andern auf eben die Art gemeinschaftlich zukömmt, wie die Benennung Amba der Sarvamangala, Bhagarati u. s. w.

Nach der Behauptung des eben erwähnten Alterthumsforschers, sind gewisse heilige Inseln, deren in den Purana gedacht wird, keine andern, als die brittischen Inseln Island und Ferro; Scandaduip hingegen soll Scandinavien seyn, obgleich in jenen Büchern ausdrücklich gesagt wird, daß die gedachten Inseln von Scandaduip nach Osten zu liegen. Die Braminen meinet er, hätten sich auf diese heiligen Inseln, wohl zu merken, nach England, Irland, Island und Ferro begeben, ob er uns gleich nicht zu sagen weiß, was sie hier eigentlich gemacht haben. Ferner versichert er, Aitnistàn sey offenbar Sicilien, und die Aitni-devi, welche von den Indiern als die Göttin des Feuers verehrt werde, habe Veranlassung gegeben, den Aetna nach ihrem Namen zu nennen, weil sie auf demselben ihren Sitz habe. Mein Pandit hingegen, und einige andere Braminen, welche ich dieserhalb befragte, versicherten mich, daß ihnen kein anderer Gott des Feuers bekannt sey, als der Aghni-deva, welcher die Svahà zur Frau habe. Dieser nämliche Alterthumsforscher giebt vor, Prometheus werde in den heiligen Büchern der Hindu

Sheybar oder Shabar genannt, und Pramathesa (welches so viel als Herr der fünf Sinne heißt) sey der Prometheus; und dennoch ist dieser Pramathesa, oder Prometheus Niemand anders als der Maha-Deva, oder Schiwa. Dieser Prometheus, sagt er, sey ein Sohn des Japhet, welchen die Indier Jya-pati nennen, und er vermuthet, dieser Jya-pati sey vielleicht eine Verwandlung des Maha-deva, oder der Maha-deva selbst.

Satiarrata ist ihm der Noah, und Suajambhuva der Adam. Beide sollen in der Gegend von Kashmire gelebt haben. „Hier" fährt unser Verfasser fort „nahm Brama die Gestalt als Mensch an, „und da die eine Hälfte seines Körpers absprang, ohne „daß er dadurch einigen Verlust erlitt, so bildete er aus „derselben die Satarupa. Diese war so schön, daß „er sich in sie verliebte; da er sie aber, weil sie aus sei„nem Körper hervorgegangen war, als seine Tochter „betrachtete, so schämte er sich dieser Leidenschaft. Wäh„rend der Zeit nun, daß Schaamgefühl und Liebe in „seinem Innern kämpften, sah er sie in einem fort mit „unverwandten Augen an. Satarupa suchte daher „seinen Blicken auszuweichen, und gieng bei Seite. „Brama, welcher sich weder rühren noch regen konnte, „und sie gleichwohl noch länger anzuschauen wünschte, „bekam plötzlich, und zwar der Stelle gegenüber, wo „sie sich hingewendet hatte, ein neues Gesicht. Viermal „veränderte sie ihren Standpunkt nach allen vier Weltge„genden zu, und eben so oft kam an dem Kopfe des

„Brama ein neues Gesicht zum Vorschein. Endlich „gelangte er wieder zur Besinnung, die andere Hälfte „seines Körpers gieng nun ebenfalls von ihm aus, und „ward der Suajanbhuva, oder Adima, und dieser „ist nun der Adam" *). Warum er dies seyn soll, kann ich nicht einsehen, da der Inhalt dieser unverständlichen, obgleich ziemlich gut erzählten Fabel, auf die Erschaffung Adams nicht die mindeste Beziehung hat.

Cardamesciuara, sagt Herr Wilford, ist das zerstörende Prinzip in irdischer Gestalt. Isuara, oder Isciuara, machte einen Versuch, seinen Bruder, den Brama, zu tödten, da aber derselbe unsterblich war, so konnte er weiter nichts gegen ihn ausrichten, als daß er ihn lähmte. In der Folge lernte ihn Isciuara in der Person des Dacsha als einen sterblichen Menschen

*) Die Anzahl der Schriftsteller, welche den Adam in Indien auffinden wollen, ist nicht gering. Ich sprach hierüber mit meinem Pandit und einigen anderen Braminen, sie konnten mir aber keine andere Auskunft geben, als daß Adi auf Sanskrittanisch der Erste heiße. Wie sollte sich auch die Lehre, daß das ganze Menschengeschlecht nur von einem einzigen Manne und einer einzigen Frau entsprossen sey, die Gott unmittelbar erschaffen habe, mit der in Indien allgemein angenommenen Meinung vereinbaren lassen, daß die Braminen aus dem Munde, die Kschattria aus den Armen, die Vaiscia aus dem Leibe, und die Sudra aus den Füßen des Brama hervorgegangen seyen? Wenn folglich den Indiern ein Adam bekannt ist, so muß dies ein ganz anderer seyn, als der, welcher in der Mosaischen Geschichte vorkommt.

kennen und nun brachte er ihn um, als er eben damit beschäftigt war, ein Opfer zu vollbringen. Hieraus erhellet, sagt Herr Wilford, daß Cardamèsciuara der Kain ist, dessen in der heiligen Schrift gedacht wird; folglich ist Capila sein Sohn Henoch, und Capila=stan die Stadt Henochia. Es scheint, fährt er fort, daß die Muselmänner den Namen Capila, oder Cabib, welchen sie dem Kain beilegen, von den Hindu entlehnten. In den Purana wird derselbe, in so fern sich Mahadeva in denselben verwandelte, mit unter Capilesciuara genannt. Henoch war eine Verwandlung des Wischnu, und wird allemal Capila=Muni genannt. Capilèsciuara war ebenfalls ein Muni d. i. ein contemplativer Weiser. Deswegen wird er auch, wiewohl ganz unrichtig, Capila=Muni genannt; eine Nachlässigkeit, welche hie und da in den Purana einige Verwirrung verursacht.

An einem andern Orte *) äußert Herr Wilford die Vermuthung, Cardamèsciuara sey der Kadmus der Griechen. Um dieses zu beweisen, macht er aus Cardam Cadam und aus Cadam Cadmus, wozu in der That keine große Geschicklichkeit gehört. An einem andern Orte sagt er, Deucalion werde zwar in den Purana Calayavana, im gemeinen Leben aber, und in der gewöhnlichen Mundart, Calyum und Calzjum genannt. Ob er gleich göttlicher Abkunft sey, und folglich gerechten Anspruch auf das Beiwort Deva zu

*) On Egypt and the Nile.

machen habe, so werde ihm dasselbe dennoch nie beigelegt, weil er sich einst unterstanden hätte mit dem Krishna zu kämpfen, der auch wirklich von ihm überwunden worden sey. Da jedoch seine Nachkommen für gut befunden hätten, ihm göttliche Ehre zu erweisen, so müsse er von rechtswegen Deva-Cala-Yavana genannt werden, oder, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflege, Deo-Cal-Yun, welches genau so klinge, wie im Griechischen Deucalion. Da hätten wir denn auf einmal den Deucalion, den uns unser Ehymologist mit wenigen Federstrichen klar und deutlich vor Augen stellt.

Ferner nimmt er für bekannt an, die Stammältern des Menschengeschlechts hätten auf den Gebirgen gelebt, welche sich von Balk und Kandahar bis an den Ganges erstrecken. Mithin, sagt er, lasse sich vernünftiger Weise nichts anderes vermuthen, als daß hier das irdische Paradies gewesen sey. Bald darauf erzählt er uns, Satiavrata, d. i. Noah habe am Hindu zwischen Cabul und Kashmire gewohnt; wiewohl er übrigens nicht in Abrede stellen wolle, daß er von Zeit zu Zeit die südlichen Theile jener Halbinsel durchwandert, hiernächst auch geraume Zeit zu Bettur, an den Ufern des Ganges, südwärts von Canoge, sich aufgehalten und hier regiert habe.

Eine Menge anderer, nicht minder geheimnißreicher Nachrichten, übergehe ich mit Stillschweigen; denn was kann ein Alterthumsforscher nicht alles ergründen, nicht

alles erklären? Oft kann ich es mir kaum als möglich denken, daß diese Menschen in vollem Ernst mit uns reden. Belieben sie aber bloß mit uns zu scherzen, so kenne ich nichts magereres und elenderes, als diese Art von Späßchen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?

Wenn sich Jemand das Ansehen giebt, mir Dinge erklären zu wollen, die sich vor vier bis sechstausend Jahren ereignet haben, so kömmt mir dies eben so vor, als erzähle er mir etwas, das sich erst nach vier bis sechs tausend Jahren ereignen werde. In dem einen wie in dem andern Falle fehlt es uns Sterblichen an Mitteln, unsere Wünsche zu befriedigen. Mag man mich immer für unwissend halten, daß ich nur Nebel und Rauch sehe, wo Herr Wilford nichts als Licht und Klarheit erblickt; nur schiebe man mir die Absicht nicht unter, als wenn ich ihn des Ruhms zu berauben suche, in welchen er bei den Gelehrten überhaupt, und besonders bei den englischen Orientalisten, steht. Ich schätze ihn eben so sehr wegen seiner Gelehrsamkeit, als wegen seiner Kenntniß der Sanskrittansprache, und erkläre hiermit öffentlich, daß ich seinen Meinungen eben so bereitwillig wie den Meinungen anderer Gelehrten, die über Indien geschrieben haben, beitreten würde, wenn sein verworrenes Geschwätz nicht noch mehr Finsterniß über Dinge verbreitete, die ohnehin schon dunkel genug sind. Doch wer weiß, ob wir nicht über kurz oder lang in Betreff der indischen Alterthümer ganz neue und weniger räthselhafte Aufschlüsse erhalten! Wenn das ist, so werde ich zuver-

läſſig einer der erſten ſeyn, die ſich von dieſem neuen und hellern Lichte erleuchten laſſen, ſo wenig ich übrigens vor der Hand Urſache habe, mit den Vermuthungen und Erdichtungen der Alterthumsforſcher zufrieden zu ſeyn.

Einige ſind der Meinung, die Braminen wären aus Aegypten ausgewandert, und hätten von da ihre Religion und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe mit nach Indien gebracht; andere hingegen wollen behaupten, die Aegypter hätten ihre Religion und Wiſſenſchaften von den Indiern erhalten. Jene wie dieſe haben ihre Anhänger, da ſie ihre Meinungen nach Maaßgabe gewiſſer Aehnlichkeiten, welche ſie zwiſchen dieſen beiden Völkerſchaften wahrnehmen, zu beweiſen und außer Zweifel zu ſetzen ſuchen, indeſſen ſie mehrere weſentliche Verſchiedenheiten, wodurch ſich dieſelben von einander auszeichnen, ganz aus der Acht laſſen. So pflegten z. B. die Aegypter die Leichname einzubalſamiren, und ſie ſo lange als möglich aufzubewahren; bei den Indiern hingegen werden ſie ſo geſchwind als möglich verbrannt, oder in fließendes Waſſer geworfen. Wo hat man in Indien je Mumien gefunden? Wo ſieht man Pyramiden? Wo Hieroglyphen? In ganz Aegypten wird man nicht leicht ein altes Gebäude, einen Obelisken, oder eine Säule antreffen, auf welchen nicht dergleichen Figuren wahrzunehmen ſind; in Indien hingegen erblickt man an den Mauern der Tempel, und auf den Steinen der älteſten Gebäude, bloß Abbildungen der Deuta und Deitti, aber nur äußerſt ſelten eine Inſchrift. Bei den Aegyp-

tern war die Beschneidung üblich; bei den Indiern ist meines Wissens nie daran gedacht worden. Jene ließen ihre Weiber und Beischläferinnen von Verschnittenen bewachen; letztere hingegen halten diesen Gebrauch für eine die Natur entehrende Verstümmelung. Die Aegypter verehrten die Hunde und Katzen als heilige Thiere; bei den Indiern werden sie eben so wenig geachtet, als bei uns. Die Braminen rührten und rühren noch jetzt kein geschlachtetes Fleisch an; die ägyptischen Priester hatten zwar ebenfalls ihre eigene Diät, und enthielten sich unter andern des Schweinefleisches, und aller Arten von Fischen, aßen jedoch Kalbfleisch, Wildprät, Hüner, Tauben, insonderheit aber Gänse. Man will den Aegyptern sogar die Beschuldigung aufbürden, als hätten sie (wiewohl mir solches höchst unwahrscheinlich vorkömmt) die Zwiebeln und den Knoblauch als Götter verehrt; in Indien aber hat man nie von diesen Gewächsen viel Wesens gemacht.

Mehrere andere sehr erhebliche Verschiedenheiten will ich mit Stillschweigen übergehen. Wenn die alten Aegypter, fast auf eben die Art wie die Indier, in gewisse Stämme oder Kasten eingetheilt waren, so findet man dieselbe Einrichtung auch bei den Arabern, Hebräern, und andern alten Völkern, ohne daß Jemand, so viel mir wenigstens bekannt ist, behauptet hätte, daß dieselben von den Indiern entlehnt, oder eine Nachahmung ihhrer Gebräuche seyen. Ein gewisser Schriftsteller hält den Ochsen, welchen man auf der Koroma delküste zu gewissen Zeiten durch die Straßen führt, und den man

daran gewöhnt hat, kleinen Mädchen im Vorbeigehen eine Hand voll Gras oder Reis abzunehmen, für den Apis. Dieser Umgang ist jedoch keineswegs als eine feierliche gottesdienstliche Ceremonie zu betrachten, und hat überhaupt mit jener, die dem für heilig gehaltenen und in seiner Art einzigen Apis zu Ehren veranstaltet wurde, ganz und gar keine Aehnlichkeit. Der Ochse wird nicht von den Braminen, sondern bloß von Gassenjungen und gemeinen Leuten, herumgeführt, und es scheint hiebei bloß auf einen Zeitvertreib, eine Volksbelustigung, abgesehen zu seyn, wozu man mitunter auch andere Thiere gebraucht. Ich rede hier bloß vom Hörensagen; denn ich selbst habe diese Prozession nie mit angesehen.

So viel ist aber doch gewiß, wird man vielleicht sagen, daß die Religionssysteme der Aegypter und Indier in vielen Stücken mit einander übereinkommen.

Wo hat denn aber jemals eine Religion oder ein Volk existirt, die nicht mit andern in diesem oder jenem Stücke einige Aehnlichkeit hatten? Wenn es weiter nichts bedarf, als einige Aehnlichkeit in den Sitten, Gebräuchen, Meinungen, gottesdienstlichen und weltlichen Ceremonien, ausfindig zu machen, und dadurch zu beweisen, daß eine Nation von der andern abstammt, so sehe ich nicht ein, warum man nicht ein Volk nach dem andern zum Muster aufstellen und dreust behaupten könne, daß ihm alle andern Völker ihren Ursprung zu danken haben.

Geschieht denn aber, wird man ferner sagen, in den Büchern der Indier keine Meldung von Aegypten, vom Nil, von Europa und andern Ländern? Haben die Braminen etwa keine Kenntniß von andern Weltgegenden und Völkerschaften? Dies will ich keinesweges in Abrede stellen. Sie hatten deren allerdings, machten sich aber eben so verworrene und dunkle Begriffe davon, wie solches noch heutiges Tages geschieht, wenn man sie von Europa sprechen höret; ich sage heutiges Tages, wo doch zwischen dem eben genannten Welttheile und Indien ein so starker und ununterbrochener Verkehr statt findet. Es gab zwar von jeher Leute, die überall in der Welt umherzogen; wohl schwerlich läßt sich aber das Reisen mehr erleichtern, als solches in unserm Zeitalter geschieht.

Hat denn aber die Fabel vom Paràsica und der Antarmada, welche Herr Wilford in den Schriften der Indier verzeichnet fand, nicht eine auffallende Aehnlichkeit mit jener vom Perseus und der Andromeda? — Satiavarma hat sich in Meth berauscht, liegt sinnlos auf der Erde und hat sich entblößt. Einer seiner Söhne, Namens Charma, zeigt ihn seinen beiden Brüdern, dem Sherma und Jyapati. Satiavarma erwacht und verflucht den Charma, weil er mit ihm seinen Spott getrieben hatte. Ist dies nicht offenbar die Geschichte des Noah?

Ob dieser Satiavarma wirklich der Noah war, kann ich nun freilich nicht wissen, übrigens habe ich aber

gar nichts dagegen einzuwenden, daß diese beiden Erzählungen einander sehr ähnlich sehen. Eben so wenig habe ich etwas dagegen zu errinnern, daß die Fabel vom Parasica und der Antarmada mit jener vom Perseus und der Andromeda viele Aehnlichkeit hat, wiewohl mich mein Pandit versicherte, daß in den Purana eben so wenig von einem Parasica als von einer Antarmada die Rede sey, und mir übrigens sehr gut bekannt ist, wo Herr Wilford diese Fabel aufgefunden hat, ob er gleich diesen Umstand mit Stillschweigen übergeht. Was läßt sich denn nun aber aus diesem Allen folgern? Doch wohl weiter nichts als dies, daß jene Fabel aus einem Lande ins andere, meinetwegen aus Indien nach Griechenland, ungefähr auf eben die Art verpflanzt worden ist, wie ein Italiänischer oder Französischer Dichter etwa einen Apolog, oder sonst einen schönen Gedanken, aus dem Chinesischen oder Persischen in seine Verse einschieben würde. Läßt sich deswegen hieraus der Beweis führen, daß in China wie in Persien, in Italien wie in Frankreich, einerlei Religion eingeführt sey, und daß die Bewohner dieser Länder einen gemeinschaftlichen Ursprung haben? Sagt nicht Ovid ausdrücklich, die Andromeda sey aus Indien entsprossen? Sagt er dasselbe auch von andern Heldinnen, von den Helden und Göttern der Griechen und Römer? Auf eben die Art fand vielleicht der Verfasser des Padma-purana Vergnügen an dem, was Moses vom trunkenen Noah erzählt, und nahm es in sein Buch auf; übrigens finde ich aber auch nichts gegen die etwanige Vermuthung zu erinnern,

daß Moses diese Erzählung von Jemanden vernommen haben könne, der sich in Indien aufgehalten hatte.

Es ist freilich nicht zu läugnen, daß manche, sowohl religiöse als bürgerliche Einrichtungen, manche Fabeln, manche Gebräuche, entweder zu Kriegszeiten, oder durch Auswanderungen, vielleicht auch durch Handelsverkehr, von einem Volke zum andern übergegangen sind, daß man die Meinungen mit einander verwechselt, und gewissen Büchern bald dies bald das untergeschoben hat. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die Gelehrten und Alterthumsforscher weit über die vorgeschriebenen Gränzen gehen, wenn sie uns weiß machen wollen, daß das Religionssystem des Brama bei den Aegyptern, Griechen, Celten, und wer weiß sonst wo, zu finden sey, und uns mit aller Gewalt zu überreden suchen, daß dies oder jenes Volk da und dort seinen Ursprung genommen, und sich sodann in andere Gegenden verbreitet habe.

Die Indier hatten von jeher einen Abscheu vor dem Auswandern, um so mehr, da ihnen solches vermöge ihrer Religionsgrundsätze ausdrücklich verboten ist. Ihre Schiffahrt erstreckte sich nicht weiter als an den Küsten hin, und auf ihre Flüsse. Es war ihnen nie darum zu thun, ihre Religionslehren auch in fremden Ländern zu verbreiten, sondern sie bestrebten sich vielmehr, dieselben, der darin ertheilten Vorschrift gemäß, so viel möglich zu verheimlichen. Wie kann man daher behaup-

ten wollen, daß sie selbige sogar bis nach England und Island verbreitet hätten?

Was hiernächst die Aehnlichkeiten betrifft, welche man zwischen den Göttern so weit von einander entfernter Völker wahrnimmt, so hat man, wie mich dünkt, zur Erklärung derselben eben nicht nöthig, sich an die Voraussetzung zu halten, daß selbige von einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossen seyen. In jenem Zeitpunkte, wo sich die Völker der Erde noch in ihrer Kindheit befanden, und der menschliche Verstand noch nicht zur Reife gediehen war, mußten die großen und erhabenen Gegenstände, welche uns die Natur vor Augen stellt, auf Menschen, deren Sinneswerkzeuge von gleicher Beschaffenheit, und die samt und sonders von einerlei Leidenschaften beseelt waren, den tiefsten Eindruck machen. Die Sonne, der Mond, die Sterne, das Feuer, der Wind, das Meer, die Erde, die Meteoren, u. s. w. waren, ihrer Meinung nach, eben so viele Gottheiten, von welchen sie bald mit Wohlthaten überhäuft, bald gezüchtigt und mit allerlei Uebeln heimgesucht wurden. Wann sich ein Gewitter aufthürmte, der Sturm heulte, der Donner rollte, und die Sonne eine Zeitlang ihr Antlitz verbarg, so fürchteten sie, dieselben erzürnt zu haben. Wann ihnen die Erde eine reiche Aerndte, ein gutes Obstjahr, gewährte, so betrachteten sie dies als ein besonderes Zeichen ihrer Huld und Gnade. Wann ein Fluß seinen Lauf veränderte, aus seinen Ufern trat, jene Gefilde, von welchen sie ihren Lebensunterhalt erwarteten, überschwemmte und sie verheerte, so be=

trachteten sie diesen Fluß als einen Gott, welcher Rache an ihnen ausübe, und den man versöhnen müsse. Auf eben diese Art machten sie es auch in allen andern Stücken. Furcht und Hoffnung veranlaßten sie, überall Götter wahrzunehmen, am Himmel wie auf Erden, auf dem Wasser wie in den Wäldern u. s. w. Diese Götter waren aber nicht bei allen Völkern von einerlei Art. Sie hatten zwar sammt und sonders gleiche Veranlassung, sie zu erfinden, da sie insgesammt einerlei Gegenstände vor Augen sahen. Da nämlich die Eindrücke, welche sie auf dieses oder jenes Volk machten, und die Gefühle welche sie dadurch in ihnen erregten, verschieden waren, so waren es auch die Götter, die sie sich nach Maaßgabe dieser sinnlichen Eindrücke erschufen. So erblickte zwar jedes Volk die Sonne am Himmel, und erdachte sich einen Gott, von welchem dieselbe regiert wurde; natürlicher Weise konnte sich aber der erstarrte Bewohner der nördlichen Erdgegenden diesen Gott nicht unter der nämlichen Gestalt denken, noch ihm dieselben Eigenschaften beilegen, wie der schwartzbraune von der Sonne verbrannte Morgenländer. So verhält es sich auch in allen übrigen Stücken. Hierin liegt der Grund, warum die Götter verschiedener Völkerschaften einander zum Theil ähneln, zum Theil aber nicht, so daß man den Gott der Tyber und den Gott des Ganges, Gangadevi genannt, eben so wenig mit einander verwechseln darf, als den Indra der Indier mit dem Jupiter der Griechen und Römer, obgleich diese letztern über den Donner gebieten, und auch sonst noch einiges mit einander gemein haben.

Die alten Perser beteten die Sonne an; die Peruaner ebenfalls. Läßt sich wohl aber hieraus der Schluß machen, daß die Peruaner ihren Gottesdienst von den Persern entlehnten? Die indischen Könige von der Kaste der Kschiatria leiten ihre Abkunft von der Sonne und dem Monde her, weswegen sie denn auch Suriaban, oder Ciandra-ban genannt werden. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit den Incas; denn der Stolz und die Schmeichelei verstehen sich überall darauf, dergleichen Stammbäume zu verfertigen. Läßt sich denn aber deswegen behaupten, daß die Incas von den Indiern, oder umgekehrt, daß die Indier von den Incas abstammen.

Ich weiß, daß einige Schriftsteller, die jedoch eine sehr lebhafte Einbildungskraft besitzen müssen, sich kein Bedenken daraus machen, die Chinesen und Indier nach Amerika wandern, und sie, zum Theil wenigstens, ihre Meinungen, Sitten und Gebräuche, dorthin verpflanzen lassen: ich weiß aber auch, daß man allerlei erdichtet und in die Welt hineinschreibt, ohne es beweisen zu können.

Sobald man nun einmal angefangen hatte, dergleichen Götter zu erschaffen, setzte die erhitzte Phantasie der Menschen über alle Schranken hinweg, und schweifte weit und breit in den unermeßlichen Gefilden der Dichtung umher. Die Unwissenheit, der Hang zum Wunderbaren, kurz alle menschliche Leidenschaften, wetteiferten mit einander, die Anzahl jener Götter bis

ins Unendliche zu vervielfältigen, und die Vorstellung von ihrer Macht, führte zugleich auf den Gedanken, daß sie, je nachdem es ihnen um die Erreichung dieser oder jener Absicht zu thun sey, eine selbstbeliebige Gestalt annähmen, sich von Zeit zu Zeit sehen ließen, und sodann wieder verschwänden. Wer unter seinem Volke sich auf eine ungewöhnliche Art auszeichnete, wurde für einen Gott gehalten, oder man nahm für bekannt an, daß sich ein Gott in denselben verwandelt habe. Gewisse Thiere mußten Götter oder Dämonen seyn, je nachdem sie den Menschen nützlich oder schädlich waren. Alle Flüsse, Teiche, Felder, Hölen, und so weiter, wurden nun mit Göttern oder Halbgöttern von allerlei Art und Gestalt angefüllt, welchen man bald diese, bald jene menschlichen Neigungen und Leidenschaften zuschrieb. Einige liebten die Jagd, andere den Fischfang, den Krieg, das schöne Geschlecht, andere dies, andere das. Der Fromme, der Bösewicht, der Wollüstling, der Mörder, der Krieger, der Schiffer, der Kaufmann, der Bauer, der Hirt, jeder schuf sich seine eigenen Götter, so daß endlich bei allen Völkern der Erde mitten aus der physischen Welt eine metaphysische hervorgieng. Die neu erfundenen Göttergeschichten wurden theils mit Zusätzen vermehrt, theils verstümmelt, verändert, verworren, je nachdem hiezu jeder in seiner Phantasie mehr oder weniger Stoff fand. Sogar das Bedürfniß Vergehungen und Laster zu beschönigen, veranlaßte zuweilen die Sage, als stiegen die Götter vom Himmel herab. So suchten, zum Beispiel, unkeusche Frauenspersonen sich mit der Ausrede zu entschuldigen, als wären sie von

einem Gotte zu Fall gebracht worden, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß man ihrem Vorgeben zuweilen Glauben beimaß. Als nun diese Götter und Göttinnen ihre eigenen Priester und Tempel erhielten, nahm die Menge jener Fabeln, verworrenen Erzählungen und Betrügereien immer mehr und mehr zu, so daß es, um die Menschen in Angst und Schrecken zu setzen, weiter nichts bedurfte, als der trüglichen Stimme eines Orakels, des unglückverkündenden Flugs eines Vogels, und anderer solcher Dinge, die entweder gar keine Bedeutung hatten, oder wenigstens die nicht, welche man daraus zu ziehen pflegte. Endlich kam es gar so weit, daß man nicht nur die Schlauköpfe, sondern sogar die Thoren, Narren und Wahnsinnigen für Leute hielt, die von den Göttern begeistert, und als deren Diener und Lieblinge nicht nur im Stande wären zukünftige Dinge vorherzusehen, sondern sogar den gewöhnlichen Lauf der Natur zu verändern. Man darf nur den Tacitus nachlesen, um sich zu überzeugen, in welchem Credit wahnsinnige oder hysterische Weibspersonen bei den alten Germanen standen.

Dies war der Gang des menschlichen Geistes, bei allen jenen Völkerschaften, welche sich Götter schufen und zu dem Ende eine besondere Art des Cultus unter sich einführten, und wenn nicht zuweilen ein großer und einsichtsvoller Mann, wie Moses, Confucius und andere, unter ihnen aufgestanden wären, die sich dem herrschenden Volkswahne muthig entgegenstellten und ihn durch erhabenere Religionslehren verdrängten, so

würden unfehlbar alle Völker der Erde in dieselben Irrthümer verfallen seyn. Und warum sollten nicht die Griechen, die Römer, und andere Völkerschaften das Nämliche haben erfinden können, was die Indier ersannen? Warum soll nun aller dieser Wust gerade aus Indien gekommen seyn?

Ich halte daher gar nichts auf alle jene Beweisgründe, die gewisse Leute aus einigen unverständlichen Stellen, die in verschiedenen griechischen und römischen Schriftstellern vorkommen, durch allerlei Verdrehungen zu erzwingen suchen, um dadurch ihre widersinnigen Meinungen in Betreff indischer Gegenstände zu erhärten. Im Gegentheile bin ich fest überzeugt, daß Strabo, Agatarchis, Ctesias, Dyonisius Perigetes, Onesikritus und andere, Manches auf Gerathewohl in die Welt hineingeschrieben, oder wenigstens ihre Nachrichten aus seichten und unzuverlässigen Quellen geschöpft haben. Man weiß ja, daß Aethiopien, Colchis und Indien von den Alten zum öftern mit einander verwechselt wurden. Eben so bekannt ist es, daß Alexander den Indus für den Nil hielt, und aus einer Menge sowohl geographischer als anderer Irrthümer, geht deutlich genug hervor, daß Indien den ältern Schriftstellern wenig bekannt war, welches hauptsächlich davon herrührte, daß weit entfernte Völkerschaften in den damaligen Zeiten wenig Verkehr mit einander hatten, und daß sich nur Kaufleute oder Abentheurer bei ihnen einfanden, denen es an Kenntnissen fehlte, und die sich bei ihrer Zurückkunft ein besonderes Ver-

gnügen daraus machten, ihren Landsleuten allerlei seltsame und wunderbare Dinge zu erzählen. Man erinnere sich unter andern, was für alberne Mährchen Philostratus im Leben des Apollonius von Tyana erzählt, und in was für Irrthümer Quintus Curtius verfallen ist, der doch gewiß nicht zu den ältesten Schriftstellern gehört, und von welchem sich, da er mit dem Vorhaben umgieng, den Feldzug Alexanders in Indien zu beschreiben, vernünftiger Weise nichts anderes vermuthen läßt, als daß er die besten und zuverlässigsten Nachrichten, welche man in den damaligen Zeiten auftreiben konnte, benutzt haben werde. Bei ihm findet man unter andern die grundfalsche Angabe, daß der Ganges seinen Lauf von Süden gegen Norden richte. Xenophon verlegt Indien an den Pontus Euxinus und an das kaspische Meer; und Strabo versichert, daß Indien nach Osten zu an den Ocean gränze. Vielleicht wird man mir einwenden, daß er unter der Benennung Indien zugleich auch China und Japan verstanden habe. Ist es aber nicht vielmehr wahrscheinlich, daß er von diesem Lande gar keinen deutlichen Begriff hatte *)? Nach dem Plinius giebt es

*) Er legt zu Anfange seiner Beschreibung Indiens das offenherzige Geständniß ab, daß er von diesem Lande keine genugsame Kenntniß habe, weil es zu weit entfernt sey, und viel zu wenig (sagt er) auch auf allzu kurze Zeit von den Europäern besucht werde. Und dennoch gehört Strabo nicht zu den frühesten Schriftstellern, denn er verfaßte seine Werke unter der Regierung des August.

in Indien Menschen mit Hundsköpfen; ein ganzes Volk, das aus Zwergen besteht; Menschen die nur ein Auge, und zwar mitten auf der Stirn haben; andere, mit ungeheuer langen Ohren, die bis auf die Erde herabhängen; andere, die nur ein Bein haben, und dennoch außerordentlich schnell laufen können; und noch andere, die bloß vom Geruche leben. Einige andere alte Schriftsteller erzählen, es gäbe in Indien Quellen, aus welchen anstatt des Wassers flüssiges Gold hervorsprudele, und wie die Wundermährchen weiter lauten. Würden daher der Pater Paulinus, Maurice, Wilford und andere, bei so bewandten Umständen nicht wohlthun, wenn sie, anstatt sich mit so vieler Zuversicht auf Stellen aus alten Schriftstellern zu berufen, und auf dieselben ihre Behauptungen zu gründen, zuvörderst an die Menge Fabeln zurückdächten, die uns das ehrwürdige Alterthum mit so vieler Treuherzigkeit auftischt?

Sechster Brief.

Thierdienst der Indier. — Heilige Bäume. — Die Bramaciari, Grahasta, Wanaprasta und Saniasi. — Bettelorden. Eremiten. — Bußübungen. — Sitten und Gebräuche der Joghi und Fakiren.

Mehrere Arten von Thieren stehen bei den Hinduern in vorzüglicher Achtung, und sie wetteifern mit einander ihre Ehrfurcht gegen dieselben an den Tag zu

legen, jedoch so, daß sie dabei einen gewissen Vorzug statt finden lassen. Die Kuh ist allen Göttern überhaupt *) geheiligt, und wer sich in einem jener Oerter, welche noch dermalen der Herrschaft indischer Fürsten unterworfen sind, unterstände eine Kuh zu tödten, den würde man zuverlässig mit dem Tode bestrafen. Der Sperber mit der weißen Brust, ist dem Wischnu geheiligt. Er wird Garuda genannt, und die Indier legen ihre Ehrfurcht gegen ihn dadurch an den Tag, daß sie, sobald er ihnen zu Gesicht kömmt, die Hände nach ihm ausstrecken, und sich dann leise auf die Backen klopfen. Brama sitzt auf der Anscha, oder Ansa (einem Schwane oder einer Gans) und Schiwa reutet auf dem Nandi oder Nandisciura, dem Ochsen, welchen man ihm geheiligt hat. Der große weißharige Affe, mit rothem Gesichte und rothem Barte, wird als der Anumàn verehrt. Der Fisch, der Elephant, und einige andere Thiere, stehen bei diesen abergläubischen Menschen ebenfalls in großer Achtung, entweder weil ihnen einst ein Gott in Gestalt derselben erschienen seyn soll, oder weil sie ihnen einige wesentliche Dienste erwiesen.

Die Brillenschlange (malabarisch Nella-Pamba) wird von den Indiern ganz besonders verehrt. Auch sieht man den Wischnu zum öftern in der Attitüde abgebildet, wie er auf derselben ruht. Wenn sich eine dieser Schlangen unvermuthet sehen läßt, so glaubt man, daß

*) Pater Paulinus sagt, die Kuh sey blos der Bhavani oder Letschimi geheiliget. A. d. O.

solches ein besonderes Glück oder Unglück bedeute. Entweder ist diese Schlange die Gottheit selbst, oder sie wird von derselben abgeschickt, um die Menschen nach Bewandtniß der Umstände zu belohnen, oder zu strafen. Sie ist zwar außerordentlich giftig, aber dennoch wird sie, wenn sie zu Jemanden ins Haus kömmt, weder getödtet, noch fortgeschafft, oder sonst beunruhigt; im Gegentheil giebt es Leute, welche so abergläubisch sind, daß sie derselben allerlei Liebkosungen erweisen, und sie sogar anbeten. Einige geben ihr Milch zu trinken, oder stellen dieselbe an den Ort wo sie sich aufhält; andere flechten ihr kleine Hüttchen, oder machen ihr Nester und Hölen unter großen Bäumen zurecht. Hiebei fällt mir ein, daß die ehemaligen Bewohner von Preußen, ihrem Gott Patriumph, oder Patrimpos zu Ehren ebenfalls Schlangen fütterten, und ihnen Milch vorsetzten. Die Hausbewohner, bei welchen eine solche Schlange sich aufhält, werden für glücklich geachtet, und man glaubt, daß sie von nun an vor Armuth und andern Unglücksfällen gesichert seyen. Wird Jemand, wie solches nicht selten zu geschehen pflegt, von einer solchen Schlange gebissen, und folglich das Opfer seiner Leichtgläubigkeit, so heißt es, er müsse eine Sünde begangen haben, um derentwillen er bestraft worden sey. Indeß glaube man ja nicht, daß alle Hindner in diesem Stücke einerlei Meinung hegen, und auf einerlei Art zu Werke gehen. Pflegen doch vernünftige Christen auch nicht alles zu glauben, und nutzumachen, was der große Haufe für ausgemachte Wahrheit hält, und in Ausübung bringt.

Unter allen Thieren wird keines für so heilig gehalten, wie der Ochse; die Indier lassen sich aber keineswegs dadurch abhalten, sie auf eben die Art zu behandeln, wie wir. Sie bedienen sich derselben zu den härtesten Arbeiten, und wenn sie träge sind, so bekommen sie Schläge, oder werden mit Stacheln angetrieben. Wenn Sie daher irgendwo lesen, daß die Indier diesen Thieren göttliche Ehre erzeigen, so belieben Sie sich zu erinnern, daß sich die Reisebeschreiber zuweilen ziemlich unbestimmt ausdrücken.

Die Indier halten auch verschiedene Bäume für heilig; wie z. B. den Palàsa (eine sanskrittanische Benennung) welcher dem Brama, dann den Pispala, oder Assuàta, welcher dem Wischnu, und den Vata (sonst auch Tulasi, Vila und Niggràba genannt) welcher dem Schiwa gewidmet ist. Das Kraut Dharbà ist ebenfalls heilig, und sie bedienen sich dessen, so wie des Holzes der ebengenannten Bäume, bei gewissen gottesdienstlichen Gebräuchen und Verrichtungen.

Kehren wir nun wieder zu den Braminen zurück!

Diese Leute sind zwar in mehrere Sekten vertheilt, die in ihren Meinungen von einander abweichen und sich dieserhalb unaufhörlich mit einander herumzanken; doch giebt es unter ihnen vier verschiedene Orden, oder Institute, an welchen die ganze Kaste Antheil nimmt. Es sind folgende: 1) Der Orden der Brahmaciari. In diesem werden sie als Kinder von sieben Jahren einge-

weiht. 2) Der Grahasta. In diesen treten sie, wenn sie das zwölfte Jahr, d. i. das mannbare Alter erreicht haben. 3) Der Vanaprasta. 4) Der Bickciu oder Saniasi. Die zwei letztgenannten Orden bestehen aus Eremiten, Büßenden und Bettlern, die der Welt auf immer entsagt haben. Alle Braminen ohne Ausnahme sind entweder Brahmaciari oder Grahasti, wer aber in den höhern Orden der Vanaprasti und Saniasi aufgenommen seyn will, um ein Samadri, oder Opferpriester, und ein Guru oder ausgezeichneter Religionslehrer zu werden, der muß einen ganz untadelhaften Wandel führen, ein äußerst strenges Noviziat aushalten, von einer angesehenen Familie abstammen, sich lange und anhaltend mit den Wissenschaften beschäftigt haben, und was dergleichen mehr ist.

Vor dem vierzigsten bis fünfzigsten Jahre erhält kein Bramine die Aufnahme in den Orden der Vanaprasti. Will er sodann den höchsten Grad, nämlich den eines Saniasi erlangen, so muß er zuvörderst zwei und zwanzig Jahre in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht haben. Es ist zwar den Vanaprasti erlaubt, ihre Weiber mit in die Einöde zu nehmen, sie dürfen aber denselben nicht ehelich beiwohnen. Wenn dasjenige, was man von ihnen erzählt, gegründet ist, so führen sie ein äußerst strenges Leben, und kasteien sich auf eine Art, die nahe an Narrheit gränzt. Die Karthäuser, Trappisten, und andere Mönche, sind nichts gegen sie.

Die Saniasi treiben aber die Befolgung ihrer

Ordensregel, oder vielmehr ihren Fanatismus, noch weiter. Zu ihren Albernheiten gehöret unter anderen auch die, daß sie sich nie die Nägel abschneiden, sondern sie ungeheuer lang werden lassen. Sie müssen ihre Gedanken von allen irdischen Dingen losreißen, sich unaufhörlich mit dem Anschauen Gottes beschäftigen, und ihr ganzes Leben in einer Art von Verzückung zu bringen, so daß sich alle ihre Gedanken in der ununterbrochenen Betrachtung göttlicher Dinge verlieren.

Der Saniasi muß alle Morgen einen Stock sorgfältig abwaschen, der auf Sanskritanisch-Dandhà genannt wird, und von Natur sieben Knoten hat, wodurch die sieben großen Resci symbolisirt werden. Ein solcher Stock wird ihm gleich bei seinem Eintritte in den Orden, unter Beobachtung vieler Ceremonien, von seinem Guru überreicht; zugleich auch ein Stück heiliger Leinwand, und ein geweihtes kupfernes Gefäß, das in der Sanskritsprache Caramandala genannt wird.

Wenn es ein Saniasi so weit gebracht hat, daß er sich mit nichts Irdischem mehr beschäftigt, und die Benennung Paramahansa verdient, so genießt er nicht eher einige Speise, bis ihm Jemand dieselbe in den Mund steckt; auch denkt er nicht eher an die Reinigung seines Körpers, bis ihn Jemand abwäscht; kurz er ist steif wie ein Stück Holz, starr wie ein Stein, und regt weder Hand noch Fuß. Die Seelen dieser Menschen fahren von mundauf gen Himmel, und sind keiner wei-

tern Verwandlung unterworfen. Wenn sie sich aber in den letzten Augenblicken ihres Lebens noch mit einem oder dem andern irdischen Gedanken beschäftigen, so müssen sie von neuem geboren werden; alsdann aber wird jeder wenigstens ein König, wo nicht ein Kaiser. Dies geschieht jedoch nicht eher, bis sie sich im Himmel des Indra oder irgend eines andern Gottes, mehrere Jahrhunderte hindurch aufgehalten haben, und für ihren gottgefälligen Lebenswandel belohnt worden sind. Jene Seelen hingegen, die einen so hohen Grad der Reinigkeit erlangt haben, daß sie sich unmittelbar mit der Gottheit vereinigen, und so zu sagen mit ihr identificiren dürfen, kehren nie wieder in diese elende Welt zurück, sondern genießen einer immerwährenden Freude und Glückseligkeit.

Außer den vorerwähnten Instituten, giebt es auch noch einige andere, die der erhitzten und durchaus verkehrten Phantasie dieser Fanatiker ihr Daseyn verdanken. Es werden aber nur solche Leute darin aufgenommen, die zu geringern Kasten gehören, als die der Braminen ist. Höchst wahrscheinlich wurden sie von letztern in der Absicht erfunden, um das Verlangen derer zu befriedigen, welche die Achtung, worin die Braminen stehen, mit ihnen zu theilen wünschten, und dennoch, vermöge ihrer Geburt, gar nicht daran denken durften, sich ihnen auf eine andere Art nähern zu können.

In den Orden der Vanaprasti und Saniasi, werden auch solche Leute aufgenommen, die zu andern

Kasten gehören, wie z. B. die Vaiscia und Sudra. Diese leben nun zwar nach denselben Regeln und Vorschriften, welche die Braminen beobachten müssen, haben aber weiter keine Gemeinschaft mit ihnen, sondern machen eine besondere Sekte aus, die unter der Aufsicht eines Präfecten aus ihrer eigenen Kaste steht.

Auch existirt noch eine andere Sekte, die (nach der Angabe des Pater Paulinus) Tader, eigentlich aber Tabsi, oder Tabesi, genannt wird, und aus Leuten besteht, die zu der Kaste Sudra gehören. Die Mitglieder dieser Sekte legen sich ganz unglaubliche Bußstrafen auf, und wenn sie einige Jahre damit zugebracht haben, so wird ihnen der erhabene Ehrentitel Resci beigelegt. Die mannichfaltigen Bußübungen, womit sich diese Tabsi, wie auch die Vanaprasti und andere dergleichen Schwärmer beschäftigen, der Länge nach zu beschreiben, ist schlechterdings nicht möglich. Ich muß es daher dabei bewenden lassen, nur einige derselben namhaft zu machen. Einige dieser Fanatiker bringen ihre ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfig zu; andere behängen sich mit schweren Ketten; andere ballen die Fäuste zusammen, und machen sie nie wieder auf, so daß ihnen die Nägel durch die Hände wachsen, und auf der andern Seite hervorstehen. Andere heben beide Arme in die Höhe, fassen einen Baumzweig, und lassen sie so lange in dieser Stellung, bis sie unbeweglich stehen bleiben, und so steif werden, wie ein Paar verdorrte Aeste. Andere befestigen eine lange und schwere

Kette an den Schaamtheilen (welchen sich unfruchtbare Weiber ehrerbietig nahen, und sie in der Absicht küssen, dadurch in gesegnete Umstände versetzt zu werden) und schleppen sie auf der Straße hinter sich her. Andere stehen die ganze Zeit auf dem einen Beine, und lehnen sich nur des Nachts an ein ausgespanntes Seil, so daß ihnen die Füße fürchterlich aufschwellen. Andere drehen den Kopf beständig nach der einen Seite zu, und behalten diese Stellung so lange, bis sie ihn nie wieder nach der andern Seite herumdrehen können. Andere sehen starr auf die Spitze ihrer Nase, so daß sie endlich nicht mehr im Stande sind, die Augen in einer andern Richtung zu bewegen. Wenn sie es bis dahin gebracht haben, so geben sie vor, ein gewisses heiliges Feuer zu erblicken, welches aber höchst wahrscheinlich bloß eine optische Täuschung ist. Einer von diesen Schwärmern maaß den Weg von Benares bis nach Giagannatha, indem er sich die Länge auf die Erde warf, dann aufstand und wieder niederfiel. Ein anderer schlief während eines Zeitraums von zwanzig Jahren in einer Art Bettgestell, das über und über mit Stacheln angefüllt war, die aber nicht tief in das Fleisch eindringen konnten. Noch ein anderer wälzte sich Tag vor Tag um den Felsen herum, auf welchem die Festung Triccinapali steht, und der beinahe eine Meile im Umfange hat.

War etwas je so toll, das nicht ein Pfaff ersann?

Sie werden von selbst einsehen, lieber Freund, daß das ganze Bestreben dieser Phantasten bloß darauf

abzweckt, eine gewisse eingebildete Vollkommenheit zu erreichen; daß es Menschen sind, denen ihre glühende trübsinnige Phantasie den Kopf verrückt. Einige thun auf die Schätze, die Ehrenstellen, und die Freuden dieses Lebens, bloß deswegen Verzicht, weil sie dereinst in jenem Leben desto reichlicher dafür entschädigt zu werden hoffen; von andern hingegen geschieht solches bloß in der Absicht, noch hienieden recht viele Reichthümer zusammen zu scharren, und sich zu hohen Ehrenämtern emporzuschwingen. Hinter ihrer affectirten Demuth und Erniedrigung, ist ein gränzenloser Stolz versteckt. Wenn sich ein Rajah durch seinen Aberglauben verleiten läßt, sie wegen etwas um Rath zu fragen, so muß er sich zu ihnen ins Haus verfügen; denn um alles in der Welt würde sich keiner von diesen Leuten zu ihnen bemühen, weil dies gerade das Mittel ist, sich in Achtung und Ansehen zu setzen und aus Schwachköpfen zu machen, was man nur will.

Indeß dürfen Sie keineswegs glauben, daß die **Banaprasti**, **Saniasi**, **Tabesi**, und wie die Leute sonst heißen mögen, sehr zahlreich sind. Wir sind deren nur wenige zu Gesicht gekommen; auch habe ich verschiedene kennen gelernt, die der harten mühseligen Lebensart in der Einöde müde geworden waren, sich eines Bessern besonnen hatten und wieder in die menschliche Gesellschaft zurückkehrten. Dem großen Haufen der Braminen kömmt es nie auf die entfernteste Art in den Sinn, sich mit solchen Narrheiten abzugeben.

Wenn Sie sich hierüber des Weitern zu belehren

wünschen, so belieben Sie gefälligst die Gesetze des Menu nachzulesen, worin die Regeln und Vorschriften der Vanaprasti und Saniasi, welche schon in jenen frühern Zeitaltern die dritte und vierte Klasse der Braminen ausmachten, ausführlich verzeichnet sind. Hier ist die Rede von den Kräutern, Wurzeln und Früchten, deren sie sich zur Nahrung bedienen, und von welchen sie sich enthalten sollen; von den Opfern und Gaben welche sie dem Feuer, den Gestirnen und Göttern darbringen müssen; von ihrer Kleidung, die entweder aus einem schwarzen Antelopenfelle, oder aus Baumrinde bestehen soll; von der liebevollen Behandlung aller lebendigen Geschöpfe; von dem geduldigen Ausharren in allen Widerwärtigkeiten, und von dem gänzlichen Entschlagen aller Sorgen, in Betreff ihres Lebensunterhalts und der Mittel ihre Bedürfnisse zu befriedigen; von der glimpflichen Behandlung aller erschaffenen Wesen; vom Stillschweigen; vom fleißigen Studieren der Vedabücher, und so weiter. Unter vielem tollen Zeuge findet man darin einige Züge, die dem determinirtesten Stoiker zur Ehre gereichen würden. Der Saniasi heißt es unter andern, muß in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt leben, wenn er der wahren Glückseligkeit theilhaftig werden will, und zwar als ein Mensch, der weder etwas verläßt, noch von andern verlassen wird. Er muß sich weder den Tod wünschen, noch ängstlich darnach trachten sein Leben zu erhalten; er erwarte das Ende seines Lebensziels auf eben die Art, wie ein Knecht seinen Lohn erwartet. Er würdige sich nie so tief herab, Jemanden einen Bückling zu machen, da-

mit er ihn speise; denn sobald er sich in der Absicht erniedrigt, damit man ihm etwas zu essen vorsetze, wird der Saniasi, wenn er auch noch so frei ist, ein Sclave.

Die Gymnosophisten, die Samaneer, und andere, von welchen die ältern Schriftsteller reden, mögen wohl die heutigen Tabsi und Joghi, vielleicht auch die Vanipraſti und Saniasi seyn, nicht aber die eigentlich sogenannten Braminen.

Die Joghi und die Fakire, werden gewöhnlich mit einander verwechselt. Jene sind eigentlich bußfertige Sünder und Bettelmönche vom Volke der Hinduer, letztere hingegen Muhammedaner. In Ansehung der Sitten, der Verstellungskunst, und der unverschämtesten Dreistigkeit, haben sie aber freilich einander nichts vorzuwerfen. Man sieht diese Menschen in Menge auf den Straßen, in den Bazars, auf den Marktplätzen, kurz überall. Stellen Sie sich einen Wahnsinnigen vor, der das Gesicht und den ganzen Leib (welcher völlig nackt und bloß ist, bis auf einen kleinen Beutel, worin sie die Schaamtheile verbergen) über und über mit einem weißen Pulver bestreut hat; dessen verworrene nie durchgekämmte Haare, wie die Schlangen am Haupte Megärens, in hundert dicht verschlungenen Büscheln emporstehen; der von Zeit zu Zeit fürchterlich brüllt; sich wie ein Besessener gebärdet, mit großen festen Schritten einhergeht, alle Scheu und Scham gänzlich bei Seite setzt, und seine feuerrothen Augen fürchterlich im Kopfe

umherrollt: so erblicken Sie in der Person dieses ekelhaften schmutzigen Narren das leibhafte Bild eines Fakirs.

Jeder sucht sich durch eine oder die andere abentheuerliche That hervorzuthun, und alle wetteifern mit einander, die Blicke der gaffenden Menge auf sich zu ziehen, um etwas Geld von ihr zu erbetteln. Einige machen sich kleine Wunden an der Stirn, an den Armen, an den Schenkeln, zeigen sich alsdann von Blut triefend (wiewohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie sich auch mit anderm Blute bestreichen) dem Pöbel, vorzüglich aber jungen Frauenspersonen, und sammeln das Almosen ein, was ihnen eben so thörichter als unverdienter Weise gereicht wird. Nicht selten sah ich einige dieser Fakirs rücklings, völlig bewegungslos, und mit zugedrückten Augen auf offener Straße liegen, wenn gleich die Sonne noch so heiß schien, und der Sand unter ihnen völlig durchglüht war. In dieser Lage brummten sie einen oder den andern Gesang durch die Zähne, und stellten sich, als ob sie, ganz in himmlische Betrachtungen vertieft, die Vorübergehenden gar nicht bemerkten; mittlerweile blinzelten sie aber sorgfältig umher, ob ihnen nicht vielleicht Jemand etwas zuwerfe. So weit erstreckt sich die Gaunerei dieser Elenden, welche sie bei aller ihrer Verstellungskunst dennoch nicht ganz verheimlichen können. Einige gehen völlig nackt einher. Aurengzeb ließ einen derselben zu wiederholten Malen erinnern, er solle doch wenigstens ein Stück Leinwand um die Lenden binden, und

da er sich hierzu durchaus nicht verstehen wollte, so ließ er ihm den Kopf abschlagen.

Dieses verabscheuungswürdige Gesindel, diese handfesten und dennoch stinkfaulen Heuchler, ziehen in ganzen Haufen umher, deren Anzahl sich, nach Angabe des Herrn Dow, auf zehn bis zwölf tausend Mann belaufen soll, und machen es sich zum Geschäfte, die Einwohner der Ortschaften, durch welche sie der Weg führt, in Contribution zu setzen. Sie stehen in besonderer Achtung bei den Frauenspersonen, und wenn sie in den Häusern umhergehen, so schleichen sich die Männer, ich weiß nicht ob aus Andachtseifer, oder weil sie der Uebermacht weichen müssen, bei Seite, und lassen sie ihre geheimnißvollen Unterhandlungen mit ihren Weibern allein vollenden, ungefähr auf eben die Art, wie es gewisse Ehemänner in Spanien machen, wenn ein Mönch zu ihnen ins Haus kömmt. *) Die Regierung läßt diese Schurken, die sogleich mit der Rache des Himmels drohen, nicht nur unbestraft, sondern respectirt sie sogar wegen ihrer Scheinheiligkeit; und ihre verblendeten Verehrer leiden lieber selbst Hunger, als daß sie es ihnen an der nöthigen Verköstigung fehlen lassen. Mithin kann jeder, der sich dieser unthätigen Lebensart wid-

*) Man vergleiche damit was über die sogenannten Heiligen in Aegypten und in Marokko, von Sollard in seiner Reise nach Aegypten (im XIII. Bde.), und von Haringmann in seiner Reise nach Marokko (im XXVI. Bde. der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek) gesagt wird.

D. H.

met, im voraus versichert seyn, daß es ihm wenigstens nicht an dem nothdürftigsten Lebensunterhalte fehlen werde, wenn er auch gleich keine Schätze sammelt. Salmon erzählt, der ehemalige Vicekönig von Decan und nachherige Kaiser Aurengzeb, habe einstmals die Fakire dieses Landes, als ihm hinterbracht worden sey, daß dieselben in den Falten und Näthen ihrer Lumpen viel Gold und Juwelen verborgen hätten, sammt und sonders nach der Hauptstadt berufen und sie zu einem großen Gastmale einladen lassen. Nach dessen Beendigung ließ er so viele neue Kleider herbeiholen, als Gäste zugegen waren, und ihnen dieselben mit den Worten überreichen, da es nicht mehr als billig sey, daß Leute, die sich dem Dienste Gottes auf eine so vorzügliche Weise gewidmet hätten, wenigstens anständig gekleidet wären, so sollten sie ihre Lumpen ablegen, und von diesen neu verfertigten Kleidungsstücken Gebrauch machen. Die äußerst bestürzten Fakire machten zwar tausenderlei Einwendungen, und beriefen sich auf ihre heiligen Gebräuche, die ihnen durchaus nicht gestatteten sich umzukleiden; Aurengzeb aber gab schlechterdings nicht nach, und die Heuchelei dieser Elenden ward an den Tag gebracht.

Einige Tabesi, Joghi und Fakire, rühmen sich, zukünftige Dinge vorher sagen, Schätze graben, und Alles, was man nur will, in Gold verwandeln zu können. Macht man ihnen den Einwurf, daß der Kontrast zwischen ihrer Bettelei und diesem übernatürlichen Wirkungsvermögen etwas stark sey, so sind sie

gleich mit der Antwort fertig, daß ihnen solches bloß zum Besten ihrer Nebenmenschen, nicht aber zu ihrem eigenen, verliehen sey, und daß sie befürchten müßten, dasselbe sogleich zu verlieren, wenn sie es zu ihrem eigenen Vortheile mißbrauchten. Diese Kerls, und ihre verblendeten Anhänger reden von nichts als Entzückungen, göttlichen Eingebungen, Erscheinungen, Visionen, und andern dergleichen Dingen, die nur die unverschämteste Betrügerei aushecken kann.

Nach Angabe eines englischen Schriftstellers, soll sich die Anzahl der Fakire auf achtmal hundert Tausend, und die der Joghi auf zwölf Millionen belaufen. Außer diesen giebt es auch noch andere Landstreicher und Tagediebe, unter der Benennung Pandarum, Corhenghi (die sich für Chiromantisten ausgeben) Tadinom, und wie die Schurken alle heißen mögen, von welchen die Einwohner dieses so gesegneten Landes belogen und betrogen werden.

Hiernächst sieht man überall eine Menge Zauberer und andere Arten von Gauklern, die sich damit beschäftigen, Schlangen und andere Thiere tanzen zu lassen, und sowohl mit den Händen als mit dem Körper allerlei bewundernswerthe Kunststücke zu machen, ungefähr auf eben die Art, wie unsere Taschenspieler, welchen man sie in Ansehung der Geschicklichkeit dreist an die Seite setzen kann. *) Einige sollen sich darauf

*) Man vergleiche hiermit die Abhandlung über die Nuts oder Bazeegurs vom Hrn. Richardson, im I. Bande der Beiträge zur Kunde v. Indien, S. 334 u. ff. D. H.

verstehen, den Schlangen das Gift zu nehmen, und sich alsdann von ihnen beißen lassen, ohne daß es ihnen den mindesten Schaden zufügt. Ich selbst habe dergleichen Kunststücke nie mit angesehen. Nur ein einziges Mal kam ich dazu, als einer dieser Gaukler einen überaus großen Skorpion zum Zorn reizte, und sich von ihm stechen ließ, um die Wirksamkeit eines Arzneimittels zu zeigen, das er zum Verkauf ausbot. Das Orvietan blieb sogleich an der Wunde, aus welcher das Blut hervordrang, kleben, und sah aus wie kleine schwarze Steinchen, oder Bohnen. Man will behaupten, diese Steinchen würden in den Köpfen gewisser Schlangen gefunden. Zum Spaß kaufte ich mir einige und machte damit einen Versuch an frischgeschlachtetem Fleische, das noch blutig war. Sie blieben kleben, gerade so wie an der Wunde, welche der Skorpion gestochen hatte. So viel ich mich aber erinnere, blieben sie weder am Finger, noch einem andern Theile des Körpers hängen, wenn man ihn auch warm machte.

Die Pandàrum haben jederzeit einige Arzneimittel, Kräuter, Wurzeln, Steinchen, und andere dergleichen Dinge, bei sich, deren ganz unglaubliche Kraft und Wirksamkeit sie durch alle Prädicamente zu rühmen wissen.

Siebenter Brief.

Lehre von der Seelenwanderung. — Schulen und Sekten der Braminen. — Dermalige Beschaffenheit ihrer Kenntnisse. Gesetzbuch des Menu. — Bemerkungen über die Indische Götterlehre.

Es verhält sich mit den Glaubenslehren und philosophischen Meinungen der Indier auf eben die Art, wie bei uns Europäern. Einige sind schön, wahr, und erhaben; andere sind aus der Luft gegriffen und unwahr, übrigens aber sinnreich und in Ansehung der Erfindung frappant; noch andere, und zwar die meisten, sind alltäglich, läppisch, abgeschmackt, und belachenswerth.

Zur zweiten Klasse dieser Lehrsätze gehört unter andern auch der von der Metempsychosis, das ist, von dem immerwährenden Herumfahren der Seelen aus einem Körper in den andern. Diese Seelenwanderung erstreckt sich sogar, wie wir bereits weiter oben gesehen haben, auf die Götter, die mitunter von freien Stücken Theil daran nehmen, zur andern Zeit aber von einer höhern Macht dazu gezwungen werden. Die Seelen der Menschen und die Seelen der Thiere sind folglich von gleicher Beschaffenheit, und sowohl jene wie diese sind unsterblich und ewig. Die Verschiedenheit ihrer Functionen, hat ihren Grund lediglich in der verhältnißmäßig bessern oder schlechtern Organisation der Körper, die ihnen zum Aufenthalt dienen. Ihr Wirkungsvermögen ist dasselbe; nur

das Instrument ist verschieden. Der Verfasser des Mahabarata drückt sich über die Immaterialität der Seele folgendergestalt aus: „Einige, sagt er, halten die Seele für ein Wunder, andere erstaunen, wenn sie von ihr reden hören, aber keiner kennet sie. Das Schwerdt kann sie nicht zerstückeln, das Feuer nicht verbrennen, das Wasser nicht verderben, der Wind nicht austrocknen, denn sie ist unzertheilbar, unverbrennlich und unverweßlich; sie ist ewig, allgemein, permanent, unbeweglich; sie ist unsichtbar, unbegreiflich und unveränderlich."

Die Seelen der Bösen müssen, ehe sie wieder in einen menschlichen Körper zurückkehren können, zuerst in den Körper eines oder auch wohl mehrerer Thiere fahren, worin sie sich, nach Verhältniß ihrer Vergehungen, in einem mehr oder minder verächtlichen und elenden Zustande befinden. Wenn sie sich aber gar zu grober Verbrechen schuldig gemacht haben, so werden sie dazu verurtheilt, während einer ungeheuer langen Reihe von Jahren, jedoch nicht ewig, in der Hölle gemartert und gequält zu werden. Die Braminen entsetzen sich vor unserer Hölle, das heißt, vor dem Gedanken, daß die Seelen um zeitlicher und schnell vorübergehender Vergehungen willen, alle Ewigkeiten hindurch büßen sollen, und sie sind der Meinung, daß diese Lehre mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes schlechterdings nicht vereinbar sey. *) Wenn nun diese mit den allerabscheulichsten La-

*) So versicherte mir mein Pandit. Indessen kam es mir sehr wahrscheinlich vor, daß einige Braminen in gewissen

stern und Schandthaten besudelten Seelen, nach Verlauf eines unendlich langen Zeitraums in jenem Orte der Qual einigermaßen gereinigt sind, so fängt sich dann endlich ihre Wanderung an. Erst fahren sie in Pflanzen, sogar in Mineralien, dann in giftige Insekten, nachher in weniger verächtliche, aber doch schädliche Thiere, und zuletzt kehren sie wieder in menschliche Körper zurück. Für geringere Vergehungen werden sie bloß dadurch bestraft, daß sie aus dem Körper eines glücklichen Menschen in den eines minder glücklichen übergehen.

Die Anzahl der Guten ist äußerst gering, und jene der ganz vollendeten Gerechten, ist fast für gar nichts zu rechnen. Die Seelen der erstern fahren in die Körper solcher Personen, welche hienieden zu großen Reichthümern, Ehrenstellen und Würden gelangen, oder werden, wenn sie durch vorzüglich gute Eigenschaften sich auszeichnen, in die Wohnungen der himmlischen Geister versetzt, wo sie in Freude und Wonne leben. Diese Seligkeit dauert aber, wie Sie sich noch aus meinem vorhergehenden Briefe erinnern werden, nicht ewig, sondern sobald sie für die guten Handlungen, welche sie auf Erden vollbracht haben, genugsam belohnt worden sind, kehren sie wieder in Menschengestalt auf dieselbe zurück, wo es ihnen sodann freisteht, entweder vermittelst ihrer guten Werke von neuem den Himmel zu verdienen, oder

Fällen, wo es darauf ankömmt, außerordentlich schwere Verbrechen zu bestrafen, allerdings an die Ewigkeit der Höllenstrafen glauben.

sich dergestalt zu versündigen, daß sie eine abermalige Wanderung antreten müssen. Wiewohl nun aber die Braminen sammt und sonders an die Seelenwanderung glauben, so sind sie doch in Betreff mehrerer Punkte, die darauf Bezug haben, nicht einerlei Meinung.

Mein Pandit erzählte, die Sternschnuppen wären entweder Deuta, die auf unsere Erde herabkämen, oder Seelen der Menschen, die gen Himmel führen und nach dem Genusse himmlischer Glückseligkeit wieder von da zurückgeschickt würden, um von neuem menschliche Körper zu bewohnen. Von dieser Lehre hatte wahrscheinlich schon Plato gehört. Nach der Versicherung meines Pandit, kehren jedoch die Seelen nicht unmittelbar in menschliche Körper zurück. Sie vermischen sich zuvor mit den Elementen, gehen hierauf in Kräuter, Pflanzen und Früchte über, cirkuliren nachher, während sie sich noch immer in einem schlafähnlichen, mit einer gänzlichen Betäubung und Bewußtlosigkeit verbundenen Zustande befinden, im menschlichen Körper mit den Nahrungssäften, bis sie endlich, wenn Mann und Weib sich begatten, aus diesem unthätigen Zustande befreit werden, und eine menschliche Gestalt beleben.

Die Braminen theilen sich in mehrere, sowohl philosophische als theologische Schulen. Die Schule oder Sekte Karma-Joga, ist unter allen die älteste und zahlreichste; scheint auch überhaupt die orthodoxeste zu seyn, da sie ihren Mitgliedern die pünktliche Befolgung

aller in den Vedabüchern enthaltenen Lehren einprägt. Eine andere wird Sanchia = Joga, eine andere Bacti = Joga, noch eine andere Ghauna = Joga genannt. Die, welche zur letztern gehören, sind der Meinung, daß alles weiter nichts als ein Traum, ein bloßer Schein, eine Täuschung, oder, wie sie sich ausdrücken, Maja sey, und daß kein anderes reelles und für sich bestehendes Wesen existire, als Gott. Die sogenannten Giaina hingegen, halten die Natur für den einzig wahren und höchsten Gott, und verstehen unter dem Worte Natur eine gewisse Kraft, eine gewisse Macht, die das ganze Universum belebt und erhält. Die Paschanda Marga scheinen von letztern nicht sehr verschieden zu seyn, und ihr System gleicht jenem des Spinoza, nach welchem Gott Alles und Alles Gott ist, so daß die Menschen, die Thiere, und was nur existirt, weiter nichts als eben so viele Modificationen seines Wesens sind. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind sie, wie Bernier behauptet, der Meinung, daß Gott nicht nur die Seelen, sondern sogar alle materiellen Wesen, ungefähr auf dieselbe Art aus seiner eigenen Substanz hervorgebracht habe, wie die Spinne einen Faden aus ihrem Körper hervorholet und ihn nach Belieben wieder in sich zieht. Demzufolge ist die Welt bloß dadurch entstanden, daß Gott sich selbst extrahirt und ausgedehnt hat; und wenn er sie vernichten will, so thut er weiter nichts, als daß er seine eigene Substanz, so zu sagen, wieder einschluckt. Sonach ist alles, was wir vor Augen sehen, weiter nichts, als ein und dasselbe Wesen, nämlich Gott selbst. Dies ist die Ursache, warum

die Paschauda Marga alle Geschöpfe ohne Ausnahme in Ehren halten.

Andere glauben zwar auch an ein höchstes Wesen, sind aber der Meinung, daß sich dasselbe weiter gar nicht um die Welt bekümmere, weil es ihr gleich Anfangs die Kraft mitgetheilt habe, sich selbst zu erhalten und ihren Lauf ungestört fortzusetzen. Andere läugnen die Unsterblichkeit der Seele, und spotten über die, welche dafür halten, daß ein künftiges Leben zu hoffen sey.

Uebrigens muß ich gestehen, daß ich schlechterdings nicht im Stande bin, Ihnen von diesen verschiedenen Schulen genaue und zuverlässige Nachricht zu ertheilen, zumal da sich dieselben allem Vermuthen nach, mit einander herum zanken, ohne sich selbst zu verstehen, viel weniger sich andern verständlich machen zu können.

Mein Pandit erzählte, die Braminen kämen alle Jahre ein auch wohl zwei Mal am Flusse Giumna zusammen, wo sodann die eifrigsten Verehrer des Wischnu mit jenen des Schiwa über verschiedene theologische Gegenstände miteinander disputirten. Bei dieser Gelegenheit fänden sich die gelehrtesten Polemiker ein, die einen ganz außerordentlichen Zulauf von Zuhörern hätten, und das Gezänk über die größere oder mindere Macht dieser beiden Gottheiten und andere dergleichen Streitfragen, werden zuweilen so hitzig, daß sich die sonst so fried-

liebenden Braminen bei den Köpfen erwischten und fürchterlich herumprügelten. Die Fürsten und Rajahs, welche diesen öffentlichen und mit vieler Feierlichkeit veranstalteten Disputationen beiwohnen, rächen den Tod derer nicht, die bei dergleichen Vorfällen ums Leben gebracht werden; denn sie glauben, der Gott, nicht aber der Fürst, müsse in dergleichen Fällen die Todtschläger bestrafen, wenn er mächtiger als der andere Gott sey, und folglich der Mörder Unrecht habe. Wenn es unsere europäischen Fürsten eben so gemacht, und es dem Urtheile Gottes anheimgestellt hätten, die Streitigkeiten unserer Theologen zu entscheiden, und sie für ihre gegen einander verübten Gewaltthätigkeiten zu bestrafen, so würden sie sich gewiß nicht so häufig herumgebalgt, und die Ruhe der Völker durch ihre Zänkereien unterbrochen haben.

Uebrigens dürfen Sie aber keineswegs glauben, daß sich alle Braminen damit beschäftigen, Philosophie und Theologie zu studieren. Die meisten sind sogar in ihren eigenen Religionsangelegenheiten äußerst unwissend, und können über die Ceremonieen und gottesdienstlichen Gebräuche, welche sie blindlings mitmachen, nicht den mindesten Aufschluß geben. Die wissenschaftlichen Kenntnisse der Gelehrten sind dergestalt mit faden Hirngespinsten angefüllt, daß einem, wenn man sie dieselben vortragen hört, der Kopf eben so schwer und schwindlicht wird, wie in der Höle des Trophonius. Herr Dow und andere, beklagen sich über verschiedene europäische Reisebeschreiber, daß selbige sowohl von den

Braminen selbst, als auch von ihrem Religionssysteme und ihrer Philosophie, so viel Nachtheiliges erzählen. Ich glaube gern, daß einige Reisebeschreiber hierin zu weit gegangen sind; eben so gewiß bin ich aber auch überzeugt, daß verschiedene moderne Schriftsteller die Braminen zu sehr gelobt haben. Der eben genannte Herr Dow will behaupten, daß sich einst die Literatur in Indien, wenn gleich dieselbe heutiges Tages ganz in Verfall gerathen sey, in einem blühenden Zustande befunden habe. Er erzählt, daß er, als er sich eines Tages über verschiedene Gegenstände mit einem Braminen besprochen, zu seiner nicht geringen Verwunderung wahrgenommen habe, daß derselbe von den Meinungen, zu welchen sich die berühmtesten neuern Moralisten in Europa bekennen, vollkommen unterrichtet sey. Dies heißt, meines Erachtens, die Sache ein wenig übertreiben. Auch ich wurde zuweilen durch die Antworten, welche mir die Braminen auf meine Fragen ertheilten, nicht wenig überrascht, wenn ich sie aber genauer examinirte, und mich nicht von blinder Bewunderung (die uns oft die Dinge ganz anders vor Augen stellt, als sie wirklich sind) hinreißen ließ, so fand sich, daß sie hinterher so alberne Meinungen so einfältige Beweisgründe und Phantastereien aufstellten, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, sich dieserhalb weiter bei ihnen zu erkundigen und die Unterredung fortzusetzen. Wenn man jedoch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse mit jenen vergleicht, welche sich die Europäer im mittlern Zeitalter zu eigen gemacht hatten, worauf sich besonders unsere Scholastiker so viel wußten, und die, wie aus den längst verges-

senen und dick mit Staube bedeckten Schriften eines Albertus Magnus, eines Scotus, und anderer solcher Helden, ersichtlich ist, weit schlechter waren, als gar keine: so läßt sich freilich nicht läugnen, daß sie denselben in Ansehung der Subtilitäten, der Distinctionen, und anderer solcher Grillenfängereien, den Rang streitig machen. Hoffentlich wird man uns doch aber nicht zumuthen, daß wir in unserm aufgeklärten Zeitalter noch die Lehren der Scholastiker in Betreff der Ecceität und der Quiddität, der Exponibilien und der Reduplicativen, der complexen und incomplexen Begriffe, des ita und sicut, und andere dergleichen Phantastereien studieren sollen, die weder Kraft noch Saft haben, und weiter zu nichts dienen, als daß sie den Verstand umnebeln, den Geschmack verderben, und uns das Studium ächter solider Wissenschaften zuwider machen? Oder sollen wir vielleicht in Indien Dinge bewundern, die in Europa allgemein belacht werden? Daß die Wissenschaften bei den Indiern in ältern Zeiten beträchtliche Fortschritte gemacht hatten, möchte sich wohl schwerlich beweisen lassen; wenigstens nicht aus den Schriften, die bis jetzt aus dem Sanskrittanischen übersetzt worden sind: denn es ist doch auch nicht eine einzige darunter, die den Werken der griechischen und römischen Schriftsteller vom zweiten Range, der vom ersten nicht einmal zu erwähnen, an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wenn künftig (und dieser Fall kann vielleicht eintreten) die Orientalisten etwas Besseres entdecken sollten, als sie uns bis jetzt aufgetischt haben, so wird Niemand bereitwilliger seyn, diese Meinung zurückzunehmen, als

ich. Lesen Sie nur die Gesetze des Menu, die uns Sir William Jones in der Uebersetzung mitgetheilt hat. Sie sind zwar in Hinsicht ihres Alterthums eine wahre Merkwürdigkeit, und können zum Beweise dienen, daß die Indier, wo nicht das erste, doch wenigstens eines der ersten Völker waren, die den Anfang machten, die verschiedenen Beschäftigungen der Handwerksleute, die Künste und Wissenschaften, die Regierungskunst und die Einrichtung des geselligen Lebens, kennen zu lernen. Aber du lieber Himmel! was für kindisches, albernes und unvernünftiges Zeug ist nicht in diesen nämlichen Gesetzen enthalten! Wie war es nur möglich, daß der menschliche Geist in Betreff dessen, was daselbst rein oder unrein genannt wird, so wie in Hinsicht der Andacht und ihres Wirkungsvermögens, wie auch in Ansehung der Bußübungen und Sühnungen, wodurch oft die schwersten Verbrechen auf die leichteste Art von der Welt wieder gut gemacht werden, so abergläubische und nichtige Grillen ausbrüten konnte, dergleichen man daselbst angeführt findet? Welch eine Menge Ceremonieen, was für abgeschmackte Formalitäten und Kindereien, werden nicht dem Menschen in jenem Buche als eben so viele Regeln und Pflichten vorgeschrieben? Welcher gränzenlose Stolz, welcher systematische Pfaffenbetrug, der Alles bloß auf sich reducirt! „Wenn auch ein König, heißt es daselbst unter andern *) noch so sehr Geld nöthig hat, so darf er es „doch nicht wagen, sich an dem Eigenthume der Brami-

*) Siehe S. 285.

„nen zu vergreifen, und sie dadurch gegen sich aufzubrin-
„gen; denn widrigenfalls könnten sie es leicht in ihrem
„Grimme (durch Opfer und Verwünschungen) dahin
„bringen, daß über seine Truppen, Elephanten und
„Wagen, die Berge herfielen und sie zerschmetterten.
„Wer dürfte es auch wagen, diese heiligen Männer zu
„beleidigen, von welchen (das ist von deren Vorfahren
„unter Veranstaltung des Brama) das Feuer erschaf-
„fen wurde, das Alles verzehrt, so auch das Meer und
„andere nicht trinkbare Wasser, ingleichen der Mond,
„welcher am Himmel dahin wandelt, und den wir von
„Zeit zu Zeit ab- und zunehmen sehen? Welcher Fürst
„dürfte es wagen, seine Schätze durch die Unterdrückung
„derer zu vermehren, die, wenn sie zum Zorne gereizt
„werden, andere Welten und Weltherrscher erschaffen,
„andere und zwar ganz neue Götter hervorbringen, und
„die Welt mit neuen Bewohnern bevölkern können?
„Welcher Mensch, dem sein Leben lieb ist, darf sich
„wohl eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen zu Schulden
„kommen lassen, durch deren Beistand (d. i. durch de-
„ren Opfer und gottesdienstliche Verrichtungen) die Göt-
„ter und Welten erhalten werden, und die sich im Be-
„sitze der unschätzbaren Weisheitslehren befinden, die in
„den Vedas enthalten sind?"

„Der Bramine, er sey gelehrt oder unwissend, ist
„eine mächtige Gottheit, so wie das Feuer ebenfalls eine
„mächtige Gottheit ist, gleich viel übrigens, ob es zu
„heiligem oder profanem Gebrauche dient."

An einem andern Orte heißt es: „Der Bramine

„ist es schon in Hinsicht seiner erhabenen Geburt werth, „daß man ihm die nämliche Verehrung erzeigt, wie den „Göttern selbst."

Läßt sich wohl eine größere und unverzeiblichere Schamlosigkeit denken? Sie sehen von selbst ein, daß aus dem ganzen Buche eine Gesetzgebung (wenn sie anders diesen Namen verdient) hervorgeht, die äußerst kleinlich, parteiisch, bloß auf geringfügige Gegenstände gerichtet, kurz ganz so beschaffen ist, wie sie aus dem Munde eines Despoten dictirt werden kann. Auf das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen, ist hierbei wenig oder gar keine Rücksicht genommen; denn einige dieser letztern werden bloß dadurch abgebüßt, daß der Verurtheilte den Athem an sich halten, oder einige Sprüche aus den Vedas hersagen muß, da hingegen andere, besonders wenn sie die Braminen betreffen, auf das strengste bestraft werden. Ich sage nichts von den mannichfaltigen Widersprüchen, die in diesem nämlichen Buche vorkommen; nichts von den Ausflüchten, welche das Gesetz einem schlauen und arglistigen Braminen an die Hand giebt; dieses nämliche Gesetz, welches sich bis auf die geringsten und unbedeutendsten Möglichkeiten erstreckt und dennoch in Betreff wirklicher Thatsachen nichts festsetzt. Die Obrigkeit existirt zwar, nicht aber das Gesetz; so ganz hat dieselbe solches in ihrer Gewalt. Schlagen Sie dieserhalb den Codex nach, der auf Veranstaltung des Herrn Hastings von verschiedenen Braminen zusammengetragen und in das Englische übersetzt worden ist.

Aeußerst bemerkenswerth ist es, daß man sich so wenig und so selten darauf versteht, die Macht gehörig anzuwenden, vermöge welcher die Gesetzgebung die Sitten, die Gebräuche und den Charakter der Völker zu bilden vermag. Aus den zwei angeführten Büchern der Indier kann man sich so ziemlich einen Begriff machen, wie ihr Charakter und ihre Verfassung dermalen beschaffen ist; und auf eben diese Art würde sich aus jedem neuern Gesetzbuche leicht schließen lassen, was über kurz oder lang aus dem Volke werden wird, das selbiges bei seiner Verfassung zum Grunde legt.

Uebrigens darf ich zu Gunsten jenes Indischen Coder den Umstand nicht übergehen, daß auch wir ziemlich lange nach dergleichen Gesetzen regiert worden sind, die zum Theil noch bis auf den heutigen Tag in ihrer vollen Kraft bestehen, und daß unter einer Menge widersinniger Verordnungen, die in diesem nämlichen Gesetzbuche enthalten sind, zugleich einige andere vorkommen, die einem viel aufgeklärtern Volke zur Ehre gereichen würden. Eben diese Verordnungen und das hohe Alterthum dieses Buches, sind die Ursache, daß man von demselben so viel Aufhebens macht. Nachstehende Personificirung der Strafe, scheint mir nahe an das Erhabene zu gränzen. „Die Strafe, heißt es, ist der Magistrat: die Strafe ist der Urheber der Furcht: die Strafe ist der Erhalter der Unterthanen; die Strafe ist der Verscheucher des Elendes: die Strafe ist der Beschützer dessen, der schläft: die Strafe, mit ihrem schwarzen

Gesichte und ihren rothen Augen, ist das Schrecken der Verbrecher."

Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie bereits aus andern Büchern ersehen haben werden, daß die kosmographischen und geographischen Begriffe der Indier weiter nichts als abgeschmackte Schimären sind. Ihrer Meinung nach giebt es vierzehn verschiedene Welten; nämlich sieben obere und sieben untere. Unsere Erde ruht auf der ungeheuern Schlange Sheſſa=Naga, welche tausend Köpfe hat. Unter derselben befindet sich der große Frosch Dabruca; unter diesem die große Schildkröte Maha=Catciapa, und dann kömmt ein unermeßlich tiefes Wasser. Damit nun jene Schlange, wenn sie sich über die allzugroben Vergehungen der Menschen erzürnt und vor Aerger zu zappeln anfängt, kein Erdbeben verursache, so stehen rund um sie her acht ungeheuer große Elephanten, welche sie stützen und durchaus nicht zulassen, daß sie sich aus ihrer Lage bewege, welches sonst unfehlbar geschehen würde. Was es aber mit den Sonnen= und Mond=Finsternissen für eine Bewandniß hat? Diese rühren, wie Sie bereits wissen werden, davon her, daß ein großer Drache diese Gestirne in den Rachen nimmt, und sie zu verschlingen drohet, oder sie wenigstens mit seinem Kopfe bedeckt und ihnen den Glanz benimmt. Wenn daher eine solche Finsterniß eintritt, so läuft alles was Beine hat, Jung und Alt, Manns= und Frauens=Personen, zusammen, klatscht in die Hände, und erhebt ein entsetzliches Geschrei, um den Drachen zu verscheuchen und die gedach=

ten Gestirne von ihrem bevorstehenden Untergange zu befreien. *)

Ferner glauben die Indier, es existirten sieben Meere. Das erste, Caruda genannt, besteht aus salzigtem Wasser; das zweite, Iesciurasuda, aus zerschmolzenem Zucker; das dritte, Shruda, aus Honig; das vierte, Gretuda, aus zerschmolzener Butter; das fünfte, Ciruda, aus Milch; das sechste, Dadimandula, aus saurer Milch; und das siebente, Shuddbuda, aus süßem Wasser. Einige reden zwar auch noch von einem achten, Apanci Carta Maha Shumuddra genannt, wissen aber nicht genau anzugeben, woraus dasselbe besteht. Doch, ich muß billig befürchten, daß ich Ihnen nur Langeweile verursache, wenn ich Sie noch länger mit diesen seltsamen und abentheuerlichen Mährchen unterhalte.

Wer weiß, ob man nicht die Indische Götterlehre der Griechischen und Römischen an die Seite setzen könnte, wenn Indien eben so vortreffliche Dichter, Maler und Bildhauer, gehabt hätte, wie Rom und Griechenland, die das Sinnreiche und Schöne herauszuheben, das Kindische und Alberne hingegen auf eine

*) Die Alten glaubten, die Verfinsterung des Mondes rühre davon her, daß er behext oder bezaubert sey. In der Absicht, ihn zu befreien und zu entzaubern, eilten sie daher haufenweise herbei, und machten mit ihren kupfernen Klapperblechen und anderen lärmenden Instrumenten, ein ganz entsetzliches Getöse.

künstliche Art zu verstecken suchten. Leider hat aber Indien, so viel mir wenigstens bekannt ist, keinen einzigen Dichter aufzuweisen, der mit dem Homer oder Hesiod, mit dem Virgil oder Ovid, verglichen zu werden verdient.

Die Götter und Göttinnen der Indier pflegen sich oft für und wider nichts mit einander zu entzweien, zu prügeln, und wieder auszusöhnen. Sie fordern einander, in der Absicht ihre Stärke zu zeigen, förmlich heraus, und verhöhnen und schimpfen sich bei dergleichen Gelegenheiten auf eine höchst schändliche Weise. Bei der geringsten Veranlassung, fangen sie an zu weinen, zu wehklagen, fürchten sich ganz entsetzlich, und empfehlen sich einander auf die niederträchtigste Art zu Gnaden.

Ihre Liebeshändel und Unflätereien, sind wo möglich noch ärger, als die der Griechischen Götter. Auf eine desto empörendere Art stechen dagegen natürlicher Weise die Andachtsübungen ab, das beschauliche Leben, die Wallfahrten, Fasttage, Gebete, Bußen und Kasteiungen, die zum Theil mit gewissen Gebräuchen der christlichen Religion viele Aehnlichkeit haben.

Es hat, wie ich Ihnen bereits an einem andern Orte erzählt habe, nicht an Leuten gefehlt, die der Meinung waren, als wenn die ganze Götterlehre der Indier mit einem allegorischen Schleier verhüllt sey, so wie andere in Betreff der Grichischen und Römischen Mythologie dasselbe behaupten wollen. Diese Menschen

bildeten sich ein, als wenn jene Völkerschaften dies Alles sehr weise und gründlich durchdacht hätten, und als wenn unter jeder ihrer Fabeln, unter jedem ihrer Gebräuche, eine geheimnißvolle Bedeutung verborgen liege, welche sich mit Beihülfe physikalischer und theologischer Kenntnisse auf eine bewundernswürdige Weise erklären lasse. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen meine Meinung hierüber in einem meiner frühern Briefe eröffnet habe. Die ältesten Fabeln waren theils wirkliche nur etwas verdrehte Geschichten, theils ungekünstelte und plumpe Erdichtungen. Die Unwissenheit legte zwar den Grund zur Mythologie, und errichtete auf demselben ein unförmliches Gebäude, bei dessen Aufführung sie keine andern Regeln befolgte, als die Eingebungen einer verwilderten und zügellosen Phantasie; in der Folge fanden sich aber geschicktere Architekten, welche dieses Gebäude verzierten und ausschmückten. So ist zum Beispiel die Fabel von der Psyche und dem Cupido, wie so manche andere, die in jenem Zeitalter erfunden wurde, wo die Wissenschaften bereits merkliche Fortschritte gemacht hatten, offenbar allegorischen Inhalts. Pater Paulinus (der unter andern behauptet, daß Brama die Erde, Wischnu das Wasser, und Schiwa das Feuer, vorstelle) und einige andere ihm ähnliche Antiquare, lassen es aber hiebei nicht bewenden, sondern wollen sogar behaupten, daß hinter jenen uralten Finsternissen und Albernheiten, ein hellglänzendes Licht und eine gewisse mystische Weisheit verborgen sey. So soll zum Beispiel die Seeschnecke, oder das Meerhorn, welches Wischnu in der Hand

hat, nach Angabe des Pater Paulinus nichts Geringeres bedeuten, als daß er, vermittelst desselben, Alles aus der Tiefe des Meeres hervorruft, und ihm in der Reihe erschaffener Wesen seinen gehörigen Platz anweiset. Wenn aber der gedachten Seeschnecke wirklich diese und keine andere Bedeutung beigelegt werden muß, so fragt sich, warum man dieselbe nicht dem Brama, als dem Schöpfer aller Wesen, sondern vielmehr dem Wischnu in die Hand gegeben hat, der eigentlich nur für ihre Erhaltung sorgt? Und wie kömmt eine Seeschnecke dazu, das Symbol der alleserschaffenden Kraft zu seyn? Welch ein frostiger alberner Einfall!

Die Astronomie, sagt Herr Maurice, gab Veranlassung, daß die Zwiebel bei den Aegyptern so berühmt wurde, und sie derselben göttliche Ehre erwiesen; denn, sobald man dieselbe von einander schneidet, kömmt unter der Rinde eine zirkelförmige Scheibe zum Vorschein, die ein schönes Symbol der kreisförmigen Sphären ist. Ich muß gestehen, daß es mir schwer fällt, diese und andere dergleichen erhabene Dinge zu verschlucken. Uebrigens bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß die Aegypter wahrscheinlich einen ganz andern Beweggrund hatten, warum sie der Zwiebel vor andern Vegetabilien eine so ausgezeichnete Ehre erwiesen, und es kann leicht seyn, daß derselbe sehr unbedeutend, wenigstens von dem, welchen Herr Maurice angiebt, gänzlich verschieden war. *)

*) Ich muß gestehen, daß ich die Verehrung, welche die Aegypter der Zwiebel erzeigten, schlechterdings nicht mit

Er sagt ferner: „Die Pflanze, welche sie vor allen andern verehrten, ist der majestätische Lotos, in dessen geheiligtem Kelche Brama geboren wurde, und sich Osiris so gern zu schaukeln pflegt. Diese Blume ist das erhabene heilige Symbol, welches in der morgenländischen Mythologie immer und überall vorkömmt, und zwar nicht ohne hinreichenden Grund; denn es ist, an und für sich betrachtet, eines der liebenswürdigsten Meisterstücke der Natur. Es enthält einen Schatz physikalischen Unterrichts, und gewährt dem entzückten Botaniker unerschöpflichen Stoff, sich darüber zu freuen, und in herzerhebende Betrachtungen zu vertiefen." Was soll man nun zu einem solchen Enthusiasmus sagen? Und was würden wohl die andern Pflanzen dazu sagen, wenn sie denken und reden könnten?

Was einige andere Allegorieen und Geheimnisse anlangt, welche verschiedene neuere Orientalisten nicht nur überall in der indischen Götterlehre, sondern sogar in jedem einzelnen gottesdienstlichen Gebrauche der Braminen wahrzunehmen glauben, so bin ich sehr überzeugt, daß diese nämlichen Gelehrten zu deren Er-

einer Stelle im Plinius vereinigen kann, wo dieser Schriftsteller ausdrücklich sagt, daß bei dem Baue der Pyramiden, woran dreimal hundert und sechzig Tausend Werkleute, fünf und zwanzig Jahre lang gearbeitet haben sollen, nur allein tausend achthundert Talente auf Rüben und Zwiebeln verwendet worden seyen, und daß die Aegypter von diesen Vegetabilien ganz außerordentliche Liebhaber gewesen wären.

findung selbst Anlaß gegeben haben. Da ich zum öftern Gelegenheit hatte, mit Braminen in Gesellschaft zu seyn, so erkundigte ich mich zuweilen nach dieser oder jener Ceremonie und deren Bedeutung, und da sie gewöhnlich nichts gescheides zu Beschönigung derselben beibringen konnten, so machte ich mir am Ende den Spaß, ihnen selbst eine beliebige Erklärung zu geben, je nachdem es mir in den Sinn kam. Sogleich nahmen sie das, was ich sagte, mit Beifall auf, lobten es, und versicherten mich, dies sey zuverlässig die genuine Erklärung und der geheime Sinn dieser oder jener gottesdienstlichen Ceremonie, wovon eben die Rede war. Allem Vermuthen nach thaten sie dies lediglich in der Absicht mir zu schmeicheln, und mich vom weitern Nachfragen abzuhalten. Am Ende kam es so weit, daß ich sogar solchen Dingen, die bloß durch Zufall erfunden, und durch vieljährige Gewohnheit geheiligt waren, je nachdem es mir beliebte, einen verborgenen und geheimnißvollen Sinn unterschieben durfte, der von ihnen als ausgemachte Wahrheit anerkannt wurde. Könnte nicht das Nämliche auch andern widerfahren seyn, wenn sie den Braminen zur Erklärung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche behülflich waren, ihnen daher bald dies bald das aus dem Strabo, Macrobius, Sanchuniaton, Berosus und mehrern andern Schriftstellern vorschwatzten, um ihnen von ihren eigenen Kenntnissen, ihrer Theologie, hauptsächlich aber von sich selbst, eine hohe Meinung beizubringen?

Der Bramine hat jederzeit ein gewisses Interesse dabei, wenn er einen Europäer in seiner Wohnung be-

sucht, und man kann sicher darauf rechnen, daß er sorgfältig auf Alles Acht giebt, was demselben angenehm oder unangenehm ist. Was dieser verneint, wird auch er verneinen, was dieser bejahet, wird auch er bejahen; was dieser bezweifelt, wird auch er bezweifeln; kurz, er ist immer der Meinung dessen, der ihn dafür bezahlt, und man sollte glauben, er sey fest überzeugt, daß er bloß deswegen und sonst für gar nichts anderes bezahlt werde. Da ich nun einmal wieder auf diese Materie zurückgekommen bin, so erlauben Sie mir, daß ich hier einige Stellen aus den Schriften eines englischen Philosophen einrücke, die zu meinem Zwecke passen.

„Die religiösen Formeln und Gebräuche, sagt er, sind zwar ganz willkührlich, man hat solches aber absichtlich nicht wahrnehmen wollen. Ueberall, wo nicht sogleich eine oder die andere nützliche Absicht zu Tage liegt, vermuthet man eine geheime Bedeutung, und wenn diese Bedeutung auch noch so kindisch herauskömmt, so ist man dennoch damit zufrieden, im Fall sich keine vernünftigere und bessere herausdrechseln läßt. Wenn die Kirchenväter, wie zum Beispiel Origenes, Augustinus, und Hilarius, nicht sogleich damit fertig werden konnten, den planen und einfachen Sinn zu erklären, so entblödeten sie sich nicht, statt dessen einen andern geheimnißvollen Sinn unterzuschieben. Opfere den himmlischen Göttern in ungleicher Zahl, den irdischen aber in gleicher. So lautet eine jener Vorschriften, welche Pythagoras seinen Jüngern ertheilte. An einem andern Orte sagt er: Wenn du zu den Göttern betest, so

drehe dich um, und wenn du sie angebetet hast, so setze dich nieder. Man kann sich nicht vorstellen, was die Gelehrten für einen Lärm gemacht haben, um den verborgenen Sinn dieser Vorschriften herauszubringen. Ist man denn aber damit ganz schon ins Reine, daß sie wirklich einen verborgenen Sinn haben? Formeln und Ceremonien gehören allerdings mit zum äußern Gottesdienste, und haben in so fern ihren guten Nutzen, als sie dem gemeinen Volke eine Art von Beschäftigung gewähren. Mögen sie doch beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn dadurch nur die Absicht erreicht wird, daß die Menschen nicht mit ihren Gedanken umherschweifen. . . . . Wer in aller Welt sollte es sich aber als möglich denken, daß jener große Philosoph, welcher das sieben und vierzigste Axiom im ersten Buche des Euklid demonstrirte, jene läppischen Vorschriften in Betreff der gleichen und ungleichen Zahlen ausgeheckt habe? . . . . Alles was sich hierüber sagen läßt, ist dies, daß, so lange sich die Wissenschaften, so zu sagen, noch in ihrer Kindheit befinden, ganz natürlicher Weise jede Neuerung Aufsehen erregt, und daß überhaupt ziemlich viel Zeit dazu erfoderlich ist, ehe man die Spreu von den Körnern absondern lernt. . . . .

„Die Allegorie ist eine Art von Composition, welche zu viel Verfeinerung voraussetzt, als daß sich ein roher und unwissender Mensch damit befassen kann; sie ist die Frucht einer gebildeten Einbildungskraft. Die Allegorieen des Aesop sind von der einfachsten Art; und dennoch fällt ihre Erfindung in jenes Zeitalter, wo die

Wissenschaften schon gewissermaßen im Flor standen. Cebes, dessen Gemälde des menschlichen Lebens mit vollem Rechte gerühmt wird, war ein Schüler des Sokrates. Bei aller unserer Vorliebe für die ältern Schriftsteller, dürfen wir deswegen dennoch nicht glauben, als wenn unter ihren historischen Fabeln ein geheimer Sinn, oder etwa eine Allegorie verborgen liege; es müßte denn seyn, daß gar kein Menschenverstand darin wäre. In der griechischen Mythologie sind eine Menge Fabeln enthalten, die als wirkliche historische Thatsachen erzählt werden. Dahin gehört zum Beispiel die Fabel, daß die Götter bei sterblichen Frauenspersonen schliefen, und Riesen mit ihnen zeugten; ein Mährchen, das in den Geschichtbüchern anderer Völkerschaften ebenfalls vorkömmt. Ferner, daß diese Riesen mit dem Vorhaben umgiengen, den Jupiter vom Throne zu stoßen; daß Apollo die Heerden des Admet weidete; daß die Minerva aus Jupiters Kopfe hervor gieng; daß man diesem nämlichen Gotte die Seite aufschnitt, und aus derselben den Bachus hervorzog; daß Orpheus, um seine Frau wieder zu bekommen, hinab in den Tartarus stieg; daß Mars und die Venus vom Vulkan in einem Netze gefangen wurden, und tausend andere eben so läppische Erdichtungen. Wi wohl sich nun aber die Griechen erst mehrere Jahrhunderte nach der Erfindung dieser Kindereien in den Künsten und Wissenschaften hervorthaten, so konnten sich die Schriftsteller neuerer Zeiten doch nicht enthalten, dieselben als Leute zu schildern, die schon in jenem Zeitalter tiefdenkende Philosophen gewesen wären, wo sie sich doch nur noch

im Zustande der Barbarei befanden. Daher die unzähligen obgleich fruchtlosen Versuche, unter der Hülle ihrer Fabeln große und wichtige Geheimnisse zu entdekken! .... Was für ein schwaches Geschöpf muß nicht der Mensch seyn, wenn sogar ein Mann wie Baco seine Zeit und Muße darauf verwendet, dergleichen armselige Possen zu entziffern! .... Vulkan wagt einen Anfall auf die Keuschheit Minervens, und will sie endlich nothzüchtigen. Während der Zeit, daß er sich mit ihr herumbalgt, läßt er seinen Saamen auf die Erde fallen, und hieraus entsteht der Erichthonius. Dieser ist zwar am obern Theile seines Körpers sehr proportionierlich gebildet, hat aber äußerst ungestalte Schenkel und Beine, die so dünn sind wie eine Schlange. Da er sich dieses Gebrechens nur zu gut bewußt ist, so erfindet er den Karren, auf welchem man nur die schöne Hälfte seines Körpers wahrnimmt, indeß die häßliche Hälfte versteckt bleibt. Nun hören Sie einmal, wie diese lächerliche Fabel erklärt wird. Wenn die Kunst der Natur Gewalt anthut, und sie zu ihren Absichten zu zwingen sucht, so wird sie selten oder nie, den vorgesetzten Zweck erreichen. Indeß kann es ihr, durch große Anstrengung und vielen Fleiß, allerdings gelingen, gewisse unvollkommene und mangelhafte Werke zu Stande zu bringen, die aber dennoch von Betrügern mit vielem Pomp und unter einem täuschenden Aeußeren, hie und da zur Schau getragen werden. „Daß der Sinn, welchen man dieser Fabel unter„legt, von Witz zeigt, dagegen habe ich freilich nichts einzu„wenden; nur fragt sich: Hatte der Erfinder derselben „wirklich hiebei eine Nebenabsicht? Und wenn er sie

„hatte, warum suchte er dieselbe zu verbergen? Die „sinnreiche Bedeutung würde ihm Lob erworben haben; „die Fabel selbst verdient keines. . . .

„Nach dieser Verfahrungsart würde eine Fabel nur „desto lehrreicher seyn, je lächerlicher und läppischer sie „wäre. Auf eben die Art machten es die alten Germa„nen, bei welchen die wahnsinnigen Frauenspersonen „in so großem Ansehen standen, daß sie jedes Wort, das „aus ihrem Munde kam, für eine Prophezeihung hiel„ten, die pünktlich eintreffen müßte. Ließ es sich denn „aber unser Autor gar nicht einfallen, daß die Einbil„dungskraft, so lange der Verstand noch nicht zu seiner „gehörigen Reife gediehen ist, zügellos und gleichsam „wie im Traume umherschweift, und daß der Pöbel von „jeher ein besonderes Vergnügen an wunderbaren Er„zählungen und Geschichtchen fand, und sich um so „mehr daran belustigt, je unnatürlicher sie sind? — —

Hier folgt nun der zweite Grund. „Dasjenige „Argument, welches meines Erachtens das meiste Ge„wicht hat, ist dies, daß mehrere dieser Fabeln nicht „einmal von denen, welche dieselben erzählen und sie ver„breitet haben, wie zum Beispiel vom Homer, He„siod und anderen, erfunden zu seyn scheinen; denn so„bald ich überzeugt wäre, daß sie wirklich von diesen „Schriftstellern und aus jenen spätern Zeitaltern her„rührten, so würde ich mir schon vermöge ihres Ur„sprungs weder etwas Großes noch Edles von ihnen „versprechen. Man darf aber nur mit einiger Aufmerk-

„samkeit hierüber nachdenken, um sich sogleich zu über-
„zeugen, daß diese Fabeln von den eben genannten Au-
„toren, andern überliefert wurden, und zwar nicht et-
„wan als Dinge von ihrer eigenen Erfindung, sondern
„vielmehr als solche, die in frühern Zeiten erdacht wor-
„den sind, und die sie durch Ueberlieferung von andern
„erhalten haben. Dies ist es hauptsächlich, was meine
„Achtung für jene Fabeln vermehrt; denn ich halte sie
„keineswegs für Produkte neuerer Zeiten und für die Er-
„findungen jener Dichter, sondern vielmehr für ein sanf-
„tes Murmeln, für einen Hauch besserer Zeiten, wel-
„cher sich durch mündliche Ueberlieferung über ältere Völ-
„ker verbreitete, und endlich aus den Flöten und Trom-
„peten der Griechen ertönte."

„Sollte denn unser Autor in vollem Ernste glau-
„ben, daß man immer höhere Wissenschaften und Kennt-
„nisse vorfinde, je weiter man in der Geschichte des
„menschlichen Geistes zurückgeht, und daß folglich rohe
„und barbarische Völker gelehrter gewesen seyen, als
„wirklich gebildete Menschen? — — Doch, der Zeit-
„punkt, in welchem man in den Fabeln der Alten überall
„Allegoricen zu entdecken glaubte, ist nun vorüber; die
„aufgeklärtere Vernunft hat sie in ihrer Blöße darge-
„stellt und man hält sie nunmehro für das was sie sind,
„nämlich für Erfindungen aus den Zeiten der Barbarei
„und Unwissenheit, in welchen sich die Menschen vom
„Hange zum Wunderbaren blindlings beherrschen ließen."

So weit der Philosoph Kaimes. — Sind Sie

nicht aber auch der Meinung, daß diese Mode heutiges Tages wieder aufkömmt?

Achter Brief.

Opfer. — Verehrung des Lingam, oder Phallus. — Feste. — Wallfahrten. — Gebete. — Fasttage. — Abwaschungen — Bemerkungen über diese Religionsgebräuche, und über die Stiftung der Kasten.

In älteren Zeiten pflegten die Indier der Gottheit einen Stier, auch wohl ein Pferd, und den bösen Genien einen Menschen zu opfern: dergleichen Opfer, von welchen das erste Gomedha, das zweite Assuamedha, und das dritte Naramedha genannt wurde, sind aber im Cali-Jug, oder dem jetzigen Zeitalter, verboten, und nichts ist gewisser, als daß das neue Religionssystem des Buddha, wenigstens in diesem Betracht, diesseits des Ganges über die älteren noch immer das Uebergewicht behauptet. Der Stier und das Pferd wurden dem Indra dargebracht, welcher dieses Opfer dem Brama übergab, von dem es sodann dem höchsten Wesen überliefert wurde. Der Mensch wurde zu Ehren der Sciacti, Cali oder Bhavani geschlachtet, die sodann dieses Opfer den bösen Geistern übergab. In jenen entfernten Zeitaltern sollen die Opferpriester, oder Braminen, nach Aussage meines Pandit, die Macht gehabt haben, den Stier, das Pferd, und

den Menschen, welche bei dergleichen Gelegenheiten geopfert wurden, wieder von neuem zu beleben; denn jene wie dieser starben nicht sowohl unter dem Schlachtmesser, als vielmehr durch die Zaubergewalt der Worte aus dem Veda, welche man über sie aussprach und durch deren Kraft sie zugleich wieder ins Leben zurückgebracht wurden.

Heutzutage werden keine Thiere mehr geopfert, außer ein Büffel, welchen die Maratten der Durga, oder Bhavani widmen, noch ein anderer Büffel, der in Bengalen während des Festes, genannt Dohra, geschlachtet wird, und ein Schöps, welchen man zur Zeit des großen Opfers, das unter der Benennung Jagam bekannt ist, unter Beobachtung vieler Feierlichkeiten erdrosselt *). Indeß habe ich zuweilen wahrgenommen, daß man auf der Malabarküste auch Hüner opferte. Dies geschah jedoch nur von Leuten, die zu den geringeren Kasten gehörten, und ohne Zuthun der Braminen. Bei einer andern Gelegenheit, und zwar zu einer Zeit, wo ein Schiff, das dem Könige von Travankor zugehörte, nicht ans Land kommen konnte, sah ich, daß man einem Bocke den Kopf abhieb, und mit dessen Blute das Gestade besprengte. Von andern Opfern, wobei Blut vergossen wird, habe ich in

*) Sobald das Thier todt ist, reißt man ihm das Herz aus dem Leibe, und vertheilt es stückweise unter die vornehmsten Braminen. Dies ist meines Wissens der einzige Fall, in welchem die Braminen Fleisch essen dürfen.

ganz Indien nie reden gehört; aber der unblutigen giebt es viele, und von allerlei Arten. So nahm ich einst in Madras bei einer Feierlichkeit, die, wenn ich nicht irre, der Göttin Parvati zu Ehren veranstaltet wurde, Folgendes wahr. Man machte einen Aufwurf von Erde, dessen Höhe ungefähr einen Fuß betrug, und der zehn bis zwölf Schritte ins Gevierte hatte. Auf diesem Plätzchen verbrannte man einen großen Holzstoß, und bedeckte es sodann über und über mit glühenden Kohlen. Nun giengen die Gläubigen (es waren Frauenspersonen, welche Kinder auf dem Rücken hatten) zwei bis drei Mal über diese Feuerbrände weg, ohne daß es ihnen den geringsten Schmerz zu verursachen schien *).

*) Plinius beschreibt eine ähnliche Feierlichkeit. Haud procul urbe Roma, sagt er, in Faliscorum agro familiae sunt paucae, quae vocantur Hirpiae, quae sacrificio annuo, quod fit quod ad montem Soractem Apollini, super ambustam ligni struem ambulantes, non aduruntur. Varro erkläret uns aber dieses Wunder in folgenden Worten. Locus hic fuit celebratus solemnibus sacris Hirpinorum, qui ambulaturi per ignem medicamento plantas tingebant. Ob sich die Personen, welche ich zu Madras über die Feuerbrände gehen sah, die Fußsohlen ebenfalls mit einer gewissen Salbe geschmiert hatten, weiß ich zwar nicht; aber auch ohne diese Vorsorge würden sie keinen sonderlichen Schaden genommen haben, da die Indier von ihrer Kindheit an barfuß gehen, und folglich äußerst harte Fußsohlen haben. Hierzu kam noch der Umstand, daß sie nur ein paarmal auf den Feuerbränden hin und her gehen musten.

Von dem Opfer, welches Tukam genannt wird, und schon früher von andern Schriftstellern beschrieben worden ist, habe ich Ihnen, dünkt mich, bereits eines und das andere erzählt. Das Fest, an welchem die Indier die Früchte des Kokosbaums, oder des sogenannten Tenga, ins Meer werfen, wenn sich die Zeit einstellt, wo dasselbe schiffbar wird, ist allen denen, die sich in Indien aufgehalten haben, sattsam bekannt, und es rührt allem Anscheine nach noch aus den ältesten Zeiten her. Ein anderes, an welchem sich die kriegerischen Kasten mit einem gewissen rothen Pulver bemalen, und solches einander zuwerfen, ist eine Art Bachanal, das in der Absicht veranstaltet wird, das Andenken des Parasu-Rama, oder eines andern Helden, der, von Blute triefend, aus der Schlacht zurückkehrte, von neuem in Erinnerung zu bringen. Dieses Fest, an welchem eine Art Triumphwagen, der mit den Bildnissen indischer Götter in erhabener Arbeit verziert ist, von mehreren tausend Menschen in feierlicher Prozession herumgefahren wird, ist bereits von andern Schriftstellern so umständlich beschrieben worden, daß ich mich ohne Bedenken darauf einschränken darf, es bloß zu erwähnen, und demnächst von etwas anderem zu reden. Die Verehrung, welche die Indier dem Lingam, oder dem Phallus, erweisen, rührt unwidersprechlich aus dem grauesten Alterthume her, wo der Mensch das Glück hatte, keinem andern Gesetze unterworfen zu seyn, als nur dem: Thue was dir beliebt! Wahrscheinlich wurde dieser gottesdienstliche Gebrauch bloß in der Absicht angeordnet, um dem Allmächtigen dafür zu danken,

daß er den Akt, vermöge dessen der Mensch seines Gleichen zeugt, mit so wonnevollen Empfindungen verbunden hat; zugleich auch zur Verehrung der unendlichen Macht und Güte, nach welcher er den Thieren das Vermögen verlieh, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und von welchem die successive Fortdauer aller erschaffenen Wesen, die das Weltall beleben, abhängig ist. Es ist leicht zu erachten, daß dieses Wirkungsvermögen der Natur auf jene rohen und unerfahrnen Menschen einen weit stärkern Eindruck machte, als jedes andere, und daß sie sich von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen fühlten, als sie sich in ihren Kindern und Enkeln verjüngt sahen, ohne selbst zu wissen, wie solches zugieng.

Wenn die Menschen die Ceres und den Bachus schon deswegen als Götter verehrten, weil ihnen dieselben Unterricht im Feld- und Weinbau ertheilten, ihre Subsistenz vergewisserten, und ihnen Mittel an die Hand gaben, sich des Lebens zu erfreuen; warum sollten sie nicht den Werth einer noch köstlicheren und wundernswürdigeren Gabe zu schätzen gewußt haben, der Gabe, einander das Leben mitzutheilen und es zu empfangen?

Uebrigens läßt sich nicht anders vermuthen, als daß diese Art des Gottesdienstes in weniger unschuldigen Zeiten von gewissen Menschen gemißbraucht, und ihrer ursprünglichen Stiftung zuwider verunreinigt wurde; denn es giebt Leute, welche bemerkt haben wollen, daß sowohl in den Tempeln, als auch an den oben

erwähnten Triumphwagen, die den Göttern zu Ehren in feierlicher Prozession herumgefahren werden, allerley theils männliche theils weibliche Gestalten abgebildet sind, welche durch die Vermischung mit verschiedenen Thieren widernatürliche Sünden begehen. Auf der Malabarküste sieht man den Schiwa nie auf andere Art abgebildet, als unter der Gestalt des Lingam. Diese besteht aus einem Cylinder, welcher auf einem viereckigten Fußgestell ruht, dessen unterer Theil eine Halbkugel bildet. Sie bedarf keiner weitern Erklärung; denn man sieht es dieser obscönen Figur sogleich an, was sie bedeuten soll.

Das Fest des Lingam wird im März gefeiert, und zwar in einer Nacht, welche Schiwaratri, die Nacht des Schiwa, genannt wird. Jeder kauft sich alsdann einen kleinen nachgemachten Lingam, wenn er nicht schon damit versehen ist. Man fastet, wäscht sich den Körper zu wiederholtenmalen ab, und versammelt sich im Tempel, wo ein großes Bildniß des Schiwa und ein großer Lingam in Prozession herumgetragen wird. Bei dieser Gelegenheit werden verschiedene unzüchtige Lieder gesungen, die zu dieser Feierlichkeit passen. Eines derselben soll sich, wie Pater Paulinus versichert, mit folgenden Worten anfangen: Scivae Dei phallus saltat; si quae pulchrae sunt mulieres, accedant! —

Außer diesem giebt es noch ein ähnliches Fest, welches Schacti-pugia genannt, aber ganz in Geheim

und nur von solchen Personen gefeiert wird, die eine notorisch schlechte Lebensart führen, und ihr Vergnügen daran finden, sich in den niedrigsten Wollüsten herum zu wälzen. Es fängt sich damit an, daß man bei Nachtzeit und an einem verborgenen Orte, eine Frauensperson unter Beobachtung vieler Ceremonieen und unter allerlei Gebetsformeln, die ein ausdrücklich hierzu bestellter Priester hersagt, ganz nackend auszieht. Man trinkt sodann Wein; ißt Fleischspeisen; die Mannes- und Frauens-Personen von allerlei Kasten (denn jede Kaste hat bei diesem Feste den Zutritt) entkleiden sich bis auf die Haut, trinken sich toll und voll, und vollziehen die heiligen Gebräuche. Wann sie alsdann auseinander gehen, so glauben sie durchaus geheiligt und entsündigt zu seyn, betrachten sich als engverbundene lebenswierige Freunde, und stehen nun in dem Wahn, als würden alle ihre Wünsche erfüllt, sie selbst aber den Göttern ähnlich werden. Uebrigens dürfen sie von dem, was in diesen Mysterien vorgeht, nicht das geringste bekannt werden lassen; und das versteht sich denn wohl von selbst. Die Könige vom Stamm der Hinduer, haben diese Orgien aufs strengste verboten, und sie haben bloß einem schändlichen Hange zur Wollust ihr Daseyn zu danken.

Ich erinnere mich irgendwo in einer Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß die Nasareer *), welche

*) Volney, der uns einen kurzen Abriß ihrer Geschichte mitgetheilt hat, und der Ceremonie, von welcher hier die

in Syrien eine eigene Sekte ausmachen, deren Mitglieder unter den Muhammedanern, Drusen und Christen zerstreuet sind, am Neujahrstage, und sonst noch einigemal im Laufe des Jahres, ein Fest feiern, das mit dem oben erwähnten viele Aehnlichkeit haben soll. Sie nennen dasselbe Matrix, pflegen an dergleichen Tagen die Frauenspersonen mit einer Art von religiöser Ehrfurcht zu grüssen, fallen vor ihnen nieder, und umfassen mit vieler Zärtlichkeit ihre Kniee. Dann führen sie dieselben in den Opfersaal, machen die Fenster zu, und löschen die Lichter aus. Hierauf finden sich die Mannespersonen ebenfalls ein, und jeder bedient sich einer Frauensperson, die ihm der Zufall in die Hände spielt, oder vielmehr derjenigen, mit welcher er zuvor dieserhalb Abrede genommen hat. Das Oberhaupt der Sekte wohnt dieser Versammlung ebenfalls bei, und bringt seine Frau mit, welche auf eben die Art wie die andern Weiber behandelt wird. Diese Feierlichkeit wird in der Absicht veranstaltet, die Erschaffung des Mannes und Weibes in Andenken zu erhalten; und daß sich die Mannespersonen an solchen Tagen so äusserst devot gegen das weibliche Geschlecht bezeigen, dies geschieht (sagen sie) bloß in der Absicht, weil sie sich verpflichtet glauben, ihre Dankbarkeit gegen dasselbe, in so fern

Rede ist, ebenfalls erwähnt, nennt sie Ansarié. Sie nehmen Reisende, aus welchem Lande sie kommen, und zu welcher Religion sie gehören mögen, sehr gastfreundlich auf, und versorgen sie, so lange sie sich bei ihnen aufhalten, mit einer Frau.

es nämlich als die zweite Ursache ihres Daseyns zu betrachten ist, an den Tag zu legen.

Außer den Opfern, Gaben, Gelübden, Almosen, und andern guten Werken, haben die Hinduer auch ihre Wallfahrten, Gebete, Fasttage, Abwaschungen, und andere dergleichen Gebräuche, wodurch sie sich wenigstens der kleinern und erlaßlichen Sünden zu entledigen suchen.

Ihre Wallfahrten gehen an den Ganges, Indus, Caveri, Giumna oder Jamuna; nach Kasi, oder Kassi, hauptsächlich aber nach Benares, Giagannatha, Ramischvaran, Ramanathampuram, Hura, Cangipuram und Salsette; dann nach den Bergen in Thibet, Narasinga, und so weiter. Diese Ortchaften sind den Indiern dasselbe, was den Europäern Sankt Jago von Compostell, Loretto, und andere dergleichen Wallfahrtsorte sind. Sie nehmen auch Wasser aus den dasigen Flüssen, und Erde von jenen heiligen Stätten mit nach Hause, auf eben die Art, wie unsere Landsleute Denkmünzen, Agnus Dei und andere dergleichen Heiligthümer mitbringen. Das Wasser aus dem Ganges wird in wohl verwahrten und versiegelten Gefäßen sehr weit versendet und hernach um einen verhältnißmäßigen Preis verkauft; oder man überreicht es den Rajahs und Fürsten als ein Geschenk, die sodann nie unterlassen, dem Ueberbringer ein Gegengeschenk zu machen, und ihm auf eine sehr ausgezeichnete Art ihren Dank zu bezeugen.

Die Fasttage gehen gewöhnlich, auf eben die Art wie bei uns, vor den Festtagen her. Nach der Vorschrift und den Verordnungen der Braminen, müssen die Indier eigentlich den ganzen Monat December fasten, und zwar zur Erinnerung des Sieges, welchen einst Darmaragia, oder Judishtira, über den Durgiodana erfocht.

Der eilfte Tag nach dem Eintritte des Vollmondes, und der eilfte nach dem Eintritte des Neumondes, sind ebenfalls Fasttage, ob sie gleich nicht von der ganzen Kaste, ja nicht einmal von denen, die zu einer und derselben Kaste gehören, und an manchen Orten gar nicht, gehalten werden. Nebst dem hat jeder seine eigenen Fasttage, Andachtsübungen und Gelübde. Die Weiber und Mädchen haben ebenfalls ihre eigene Fastenzeit, zu Ehren des Camadeva, oder Amors, und zur Zeit gewisser Feste, deren Feier ihnen ausschließlich obliegt.

Außer den Privatandachten und öffentlichen Betstunden, in den Pagoden oder Tempeln, besitzen die Indier noch ein anderes Mittel, die Seele von ihren Sünden zu reinigen, nämlich die Abwaschungen. Dies ist unstreitig eine ganz vortreffliche Veranstaltung, um den Körper jederzeit rein zu erhalten, wodurch unter einem so heißen Himmelsstriche die Fortdauer der Gesundheit zuverlässig nicht wenig befördert wird. Damit nun aber das Volk die Anwendung eines so heilsamen Gebrauchs nicht etwa aus Trägheit unterlassen möchte, so fand der Gesetzgeber für gut, ihm dieselbe als eine

Religionspflicht ausdrücklich vorzuschreiben. Moses und Muhammet geboten dieselbe zwar eben auch wie Brama im Namen des Himmels, aber keinem wurde so pünktlich Folge geleistet, wie letzterem. Weder die Hebräer, noch die Muselmänner, und vielleicht kein anderes Volk auf dem ganzen Erdboden, hält sich immer so rein und sauber wie die Hinduer.

Die Braminen und einige andere der höhern Kasten, beobachten bei dergleichen Abwaschungen eine Menge Ceremonieen von allerlei Art. Dahin gehört zum Beispiel, daß sie das Wasser bald so, bald anders, in die Hand nehmen, und es zwischen dem Zeigefinger und Daumen, oder ein Paar andern Fingern hindurch laufen lassen, je nachdem sie es dieser oder jener Gottheit darbringen; daß sie es mit dem Finger dreimal gen Osten sprützen, sich alsdann umdrehen, und das Gesicht nach einer andern Himmelsgegend richten; daß sie sich zuvörderst den Mund ausspülen, ehe sie die andern Theile des Körpers waschen; daß sie das Wasser in den Mund schütten, ohne ihn mit der Hand zu berühren; und andere dergleichen Verhaltungsregeln, welche sie äußerst gewissenhaft und pünktlich beobachten. Mittlerweile sagen sie die Namen des Wischnu, des Schiwa, und anderer Götter, wie eine Litanei her, und während der Zeit, daß sie diese Namen aussprechen, deuten sie mit dem Finger bald auf die eine oder die andere Wange, bald auf die Ohren, bald auf die Achseln, bald auf die Brust, oder irgend einen andern Theil des Körpers, ungefähr auf eben die Art, wie es unsere

Priester machen, wenn sie ein Kind taufen, oder sonst ein Sakrament administriren.

Die, welche zu den vornehmern Kasten gehören, müssen sich unter allen am häufigsten waschen. Wenn sie etwas unmittelbar aus den Händen eines Europäers, oder sonst von Jemanden erhalten, der zu einer unreinen Kaste gehört; wenn sie von einem dieser Menschen unversehens berührt werden; wenn sie einer Hütte zu nahe kommen, worin ein Paria oder Pulia wohnt, dann dürfen sie nicht eher Speise oder Trank zu sich nehmen, bis sie sich zuvor gewaschen haben. Jeder Bramine muß sich des Tages wenigstens drei Mal waschen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie lästig eine Religion seyn müsse, deren Bekenner ihr ganzes Leben hindurch nie damit fertig werden, diese und andere für heilig gehaltene Gebräuche zu beobachten. Zuverlässig würde sich kein anderes Volk auf der Welt dazu verstanden haben, sich derselben zu unterwerfen, als diese verblendeten und von Stolz beseelten Menschen, denen es darum zu thun war, sich durch die Beobachtung dieser ungeheuern Menge von Ceremonieen und Religionsgebräuchen über andere zu erheben, oder ihnen wenigstens weiß zu machen, daß sie höherer und besserer Art seyen.

Brama, wenn er anders der Urheber dieses Unwesens ist, handelte sehr unklug, als er den Indiern die Verbindlichkeit auflegte, dergleichen unbedeutende

Kleinigkeiten als heilige und außerordentlich wichtige Dinge zu behandeln. Er hätte sich besser dazu geschickt, der Stifter eines Mönchsordens, der von fremdem Brode lebt, als der Gesetzgeber eines ganzen Volks zu seyn.

Die Art und Weise, sagt Pietro della Valle *), wie die Hinduer ihr Gebet verrichten und ihre unzähligen Götzen verehren müssen, ist äußerst ermüdend und langweilig. Selbst die Könige dürfen sich nicht davon dispensiren, und müssen täglich, wenn sie auch noch so dringende Geschäfte zu besorgen haben, sieben bis acht Stunden damit zubringen, sich unzähligemal verbeugen, auf die Erde nieder werfen, und andere dergleichen Grimassen machen, die so beschwerlich und ermüdend sind, daß selbst der stärkste Kerl sich darüber das Herz aus dem Leibe arbeiten möchte.

Die Stiftung der Kasten ist eines erleuchteten Gesetzgebers ganz unwürdig. Sie stößt nicht nur die natürliche Gleichheit der Menschen geradezu über den Haufen, ist nicht nur in ihren Folgen äußerst lästig und lächerlich, sondern auch noch überdies grausam. Wenn Jemand krank wird, und keine Leute bei sich hat, die zu seiner Kaste gehören, oder von andern aus einer höhern Kaste im Stich gelassen wird, so muß er, da er schlechterdings nicht zugeben darf, daß ihn Jemand aus einer Kaste, die für unrein gehalten wird, anrühre, dem Tode unter=

*) Siehe dessen Reise im ersten Theile, S. 80.

liegen. Ein reisender Bramine, der in Gefahr war, zu verdursten, bat eine Frau, die zu einer der geringern Kasten gehörte, und ein Gefäß voll Wasser auf dem Kopfe hatte, sie möchte ihm doch zu trinken geben. Um sich jedoch nicht zu verunreinigen, machte er eine kleine Furche in die Erde, an deren einem Ende die Frau das Wasser hineingoß, indeß der Bramine am andern Ende trank. Demungeachtet ward er deswegen von einem andern Braminen, der dieses zufälliger Weise mit angesehen hatte, verklagt, in einer allgemeinen Versammlung der Braminen über den Vorgang der Sache vernommen, und aus seiner Kaste gestoßen. Dies hat mir ein Bramine selbst erzählt.

Gleichwohl wird in den uralten Gesetzen des Menu, oder vielmehr des Bhrigu, welcher sie aus dem Munde des erstgenannten niederschrieb, ausdrücklich gesagt, wenn ein Bramine seinen Hunger auf keine andere Art stillen könne, so sey es ihm erlaubt, von Leuten, die zu einer unreinen Kaste gehören, Speise anzunehmen, weil ihnen hierin verschiedene Resci, oder heilige Braminen, mit ihrem Beispiele vorgegangen wären.

Da es einem gewissenhaften Braminen oft äußerst schwer fällt, und zuweilen schlechterdings unmöglich ist, allen Pflichten und Obliegenheiten seiner Kaste Genüge zu leisten, so gewöhnt er sich endlich daran, in dergleichen Fällen Hunger und Kummer zu leiden. Hierzu kömmt noch, daß alle Kasten so eifersüchtig auf einander und so hartnäckig in der Behauptung ihrer Prärogati-

ven und herkömmlichen Gebräuche sind, daß keine der untern sich etwas anmaßen darf, das nur den obern geziemt, und wenn sie auch nur im geringsten über ihre Schranken hinausgienge, so würde augenblicklich ein fürchterlicher Lärm entstehen, welcher sich nur durch Waffengewalt und Blutvergießen endigen würde, wie solches mehr als einmal der Fall war.

Neunter Brief.

Notizen in Betreff der Küste von Malabar. — Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, der Braminen, Najer oder Nairen, Mapuler, Cegoi oder Tier, Muccoa u. s. w. — Kleidungstracht der Indier. — Die Parià und Pulià.

Das Seegestade auf der **Malabarküste**,*) wird größtentheils (in so fern hier die Rede von gebornen Indiern ist) von der niedrigen und gemeinen Kaste der **Muccoa**, d. i. der Fischer bewohnt. Die **Najer** und Braminen hingegen, suchen sich so viel möglich vom Gestade zu entfernen, und wenn sie gleich von Zeit zu Zeit an dasselbe herabkommen, so halten sie sich wenigstens nicht

*) Der eigentliche Indische Name dieser Küste ist **Malayala**, wie uns P. **Paulinus** versichert, der in seiner Reisebeschreibung S. 103 u. f. sehr schätzbare Nachrichten von derselben mitgetheilt hat. D. H.

lange daselbst auf, und gehen äußerst vorsichtig zu Werke, damit sie nicht verunreinigt werden. Ich mache die Najer und Braminen hauptsächlich deswegen hier namhaft, weil sich die andern Kasten in dieser Hinsicht mehr oder weniger herausnehmen. Die sogenannten Cegoi, oder nach dem gewöhnlichern Ausdrucke, die Tier, welche die untere Küste von Malabar bewohnen, sind überall zerstreut. Ihre Beschäftigung besteht hauptsächlich in der Wartung und Pflege der Kokosbäume, wiewohl sie sich auch zu andern Arbeiten, wie sie immer Namen haben mögen, gebrauchen lassen. Diese Kaste wird nur in so fern zu den gemeinen und unreinen gezählt, als man sie den Najer und Braminen entgegenstellt; an und für sich betrachtet, gehört sie aber keineswegs zu den niedrigsten und unsaubern. Die Frauenzimmer dieser Kaste, welche sehr schön sind, und viele Bildung besitzen, nehmen nicht den mindesten Anstand, sich mit den Europäern und andern Fremden in Liebesintriguen einzulassen, und betragen sich folglich ganz anders, wie die der Braminen, Nairen, und anderer vornehmen Kasten. Zu Talicerri, Kalkutta, und andern auf der Malabarküste liegenden Ortschaften, welche dermalen unter brittischer Herrschaft stehen, sind sie im eigentlichsten Verstande die Liebesgöttinnen der englischen Martissöhne, auch hat sich hier diese Kaste der Tier gewissermaßen über ihre ursprüngliche Einrichtung emporgeschwungen.

Die Najer scheinen zwar, dem äußern Ansehen nach, wie überhaupt alle Hinduer, ziemlich viel Kaltblütigkeit zu besitzen, lassen aber gegen die geringern

Kasten viel Herrschsucht und Stolz blicken, sind störrisch, hartherzig, rachgierig, voll Muth und Verachtung des Todes. Sie machen zwar auf der Malabarküste die vornehmste Volksklasse aus, wenn Sie aber in einem oder dem andern Buche lesen, daß diese Leute durchgehends aus Adelichen bestehen, so vergessen Sie ja nicht, daß dieser Ausdruck nur unter gewissen Einschränkungen statt finden kann. Sie dürfen sich nämlich unter diesen Leuten durchaus keine solche Edelleute vorstellen, wie unsere europäischen sind; denn die ärmsten unter ihnen schämen sich nicht, das Feld mit ihren eigenen Händen zu bearbeiten und alle Morgen Butter und Milch, zum Verkauf an unsere Landsleute, auf den Markt zu bringen. Diese Kaste ist eine der zahlreichsten; doch sind die Mapuler in einigen Distrikten eben so stark, wo nicht noch stärker. Diese letztern welche sich zur muhammedanischen Religion bekennen, sind eigentlich arabischer Abkunft, und waren schon vor mehrern Jahrhunderten, in der Absicht ein besseres Land aufzusuchen, aus ihrer Heimath emigrirt, bei welcher Gelegenheit sie sich zufälliger Weise hier niederließen. Man kann sie leicht daran von den Indiern unterscheiden, daß sie fast alle eine Art enger Mützen tragen, welche knapp an den Kopf anschließen, und demnächst auch eine viel freundlichere und einnehmendere Physiognomie haben, als jene.

Wenn ein Fischer, oder sonst ein gemeiner Hinduer, eine gewisse Anzahl Kinder hatte, so legten ihm die Mapuler, wie man mich wenigstens versichert hat, die Verbindlichkeit auf, ihnen eines oder zwei derselben zu überlassen,

die sodann in der Muhammedanischen Religion erzogen wurden. Dieser Zwang hat aber aufgehört, seitdem die Bewohner der Malabarküste von der Herrschaft des Hyder Aly und seines Sohnes, des Tippu Sultan, befreit worden sind, und unter der englisch-ostindischen Kompagnie stehen. Die Mapuler haben überall ihre Moscheen, besitzen ansehnliche Ländereien und andere liegende Gründe, treiben den Ackerbau, und beschäftigen sich hiernächst auch mit dem Handel und der Schiffahrt, wodurch einige zu großen Reichthümern gelangt sind. Die Muselmänner, welche von den Patana und Mongolen abstammen, betrachten die Mapuler als ganz gemeine Muhammedaner, widmen sich lediglich dem Soldatenstande, und verleben ihre Tage lieber in stolzer Armuth und Unthätigkeit, als daß sie sich mit den Künsten und Handwerken abgäben. Uebrigens giebt es in Malabar auch eine beträchtliche Anzahl Christen, die aus Syrien und den angränzenden Ländern hieher gekommen sind, sich zum syrischen Ritus bekennen, und Nazarenische Mapuler genannt werden.*)

Die Najer behandeln die geringern Kasten, wie ich bereits gesagt habe, auf eine sehr stolze und verächtliche Art, und erlauben sich viele Grausamkeiten gegen ihre Sklaven und Leibeigenen (servi glebae) die Pulià

*) M. s. Hrn. Wrede's Nachrichten von den Thomaschristen auf der Küste Malabar im I. Bande der Beiträge zur Kunde von Indien, S. 387 u. ff. D. H.

oder Peleja, die sich zu ihnen fast eben so verhalten, wie ehedem die Heloten zu den Spartanern. Vor Zeiten durften sie dieselben des kleinsten Versehens wegen, ungestraft tödten, oder höchstens kamen sie mit einer unbedeutenden Geldbuße davon, welche sie desfalls an den Rajah bezahlen mußten. Diese barbarische Vergünstigung, oder Nachsicht, ist aber heutiges Tages etweder ganz abgeschaft, oder wird wenigstens äußerst selten in Anwendung gebracht. Sie rührt nicht sowohl von einem Hange zur Grausamkeit her, der den Najern von Natur eigen wäre, als vielmehr von ihrer Erziehung, vermöge welcher man sie daran gewöhnt, die Puliä als eine Art von Geschöpfen zu betrachten, die vor den Thieren wenig oder gar nichts voraus haben. Doch, ich werde weiter unten Gelegenheit nehmen, Ihnen von diesen Elenden ausführlichere Nachrichten zu ertheilen.

Die Najer sind überaus gut gewachsen, haben eine schöne Gesichtsbildung, und zeigen sich von einer sehr liebenswürdigen Seite, so lange man es gut mit ihnen meint; nehmen sie aber wahr, daß man eine Art von Verachtung gegen sie äußert, so ist es äusserst schwer, je wieder Vergebung von ihnen zu erhalten. Ihre Weiber, welche sich eben so sehr durch ihre Schönheit, als durch ihre außerordentliche Reinlichkeit auszeichnen, haben sie unter sich gemein, wie Sie bereits anderwärts gelesen haben werden. Ein Najer heurathet zum Beispiel ein Mädchen unter Beobachtung der gewöhnlichen Ceremonieen,

die von einem Braminen vollzogen werden, und tritt dasselbe gleich darauf, ohne es nur einmal mit nach Hause zu nehmen, an einen andern Najer ab, der es in seine Wohnung führet, und mit ihr von nun an als mit seiner Frau lebt. Der, welcher sich mit dem Mädchen verheurathet hat, bekümmert sich weiter nicht darum, sondern treibt sein Wesen mit einer andern, die ebenfalls verheurathet ist. So will es das Gesetz, oder vielmehr das Herkommen, von dem Niemand abweicht. Was hiernächst die Frauen betrifft, mit welchen sie wirklich in der Ehe leben, so beruht alles auf der gegenseitigen Uebereinkunft zwischen dem Manne und seiner Geliebten. Jener überreicht ihr ein Stück Zeug zur Kleidung, und wenn sie dies annimmt, so ist es ein Zeichen ihrer Einwilligung. Beide leben mit einander, so lange es ihnen beliebt, trennen sich, sobald ihre gegenseitige Zuneigung aufhört, und sehen sich nach einer andern Person um, mit welcher sie ein glücklicheres Leben zu führen hoffen. Die Kinder bleiben jedoch bei ihrer Mutter und beerben dereinst ihren Oheim von mütterlicher Seite; eine Gewohnheit, welche sich sogar bis auf die königliche Familie erstreckt. Dies geht so weit, daß nach dem Tode des Königs von Travankor kein einziger von seinen Söhnen zur Thronfolge gelangt, sondern vielmehr der erstgeborne Sohn seiner ältesten Schwester, welche im eigentlichsten Verstande die Rolle der Königin spielt. Die Söhne des Königs, deren Anzahl meistens nicht klein ist, leben als Privatpersonen von einer ihnen angewiesenen Pension; oder man giebt ihnen eine Bedie-

nung, deren Ertrag ihnen ein hinlängliches Auskommen gewährt. Zur Erklärung dieser sonderbaren Gewohnheit, welche nun gesetzliche Kraft hat, führt man allerlei Ursachen an; z. B. daß dadurch die Absicht verhindert werde, die Güter einer Familie in ununterbrochener Folge auf eine andere zu transferiren; daß die jungen Leute, wenn man sie der weiblichen Aufsicht entziehe, viel geschickter und zum Kriegsdienste tauglicher würden, und wie sonst noch die weiteren Erklärungen lauten. Was hiernächst den König von Travankor betrifft, so sagte mir einer seiner Sekretäre, in ältern Zeiten sey zwar die Thronfolge unter den männlichen Erben des Königs ebenfalls eingeführt gewesen, da aber die Anzahl derselben immer mehr zugenommen, ihre Mütter allerlei Intriguen gespielt, sie selbst aber sich dieserhalb aus Stolz mit einander veruneinigt hätten, hiernächst auch der Staat, wegen der Schwierigkeit das Recht der Erstgeburt ganz außer Zweifel zu setzen, unaufhörlich in Krieg verwickelt worden sey: so habe man für gut befunden, die dermalige Art der Thronfolge einzuführen, wornach sich auch alle andern Rajahs auf der Malabarküste zu richten pflegten.

Wiewohl sich nun aber die Najer in Ansehung ihrer Liebschaften alle erdenkliche Ausschweifungen erlauben, so sind sie doch in Betreff der Frauenspersonen, die zu ihrer Kaste gehören, äußerst eifersüchtig, so daß sie jede, die sich in verbotenem Umgange mit einem Europäer, oder Jemanden aus einer andern Kaste (nur die Braminen ausgenommen) betreten läßt, entweder, wie

solches schon oft geschehen ist, auf der Stelle tödten, oder sie wenigstens mit Schimpf und Schande aus ihrer Kaste stoßen.

Die Najer halten ihre Mütter ganz außerordentlich in Ehren; erwähnen aber selten oder nie ihrer Väter, und thun, als ob ihnen dieselben gar nicht bekannt wären. Desto zärtlicher aber lieben sie ihre Oheime und Tanten, und die Liebe, welche sie für ihre Geschwister hegen, ist nicht geringer. Die Gemeinschaft der Weiber, vermöge welcher sie sich sammt und sonders gewissermaßen als Anverwandte und Blutsfreunde betrachten, hat die Folge, daß sie fest zusammen halten, und gemeinschaftliche Sache machen, wenn einer aus ihrer Mitte von Jemanden, der zu einer andern Kaste gehört, beleidigt wird. Dann zeigt es sich, daß ihre Kaste, so zu sagen, von einem gemeinschaftlichen Geiste beseelt ist. Bei all ihrem Stolze verstehen sie sich aber sehr gut darauf, eine Beleidigung zu verschmerzen, wenn sie wahrnehmen, daß sie schwächer als ihre Gegner sind, und sie können sich lange Zeit ganz gleichgültig stellen, bis sie die Gelegenheit absehen, sich mit glücklichem Erfolge zu rächen.

Die Braminen dürfen sich die Weiber der Najer und anderer angesehenen Kasten, zum Beispiel der Rajputen, öffentlich als Beischläferinnen zulegen, wenn sie nur nicht unterlassen gewisse Ceremonieen zu beobachten, die bei dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich sind. Die Najer rechnen sich dies zur besondern

Ehre an, empfangen die Braminen mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung, und lassen es sich gar nicht einfallen, demjenigen ihre Tochter oder Schwester zu verweigern, der ihr ihm Beiseyn ihrer Anverwandten und einiger Zeugen, nach herkömmlicher Art, ein Stück Zeuch, etwas Betel und andere dergleichen Dinge darreicht, um ihr dadurch zu erkennen zu geben, daß er sie öffentlich für seine Beischläferin erkläre.

In Travankor wird ein gewisses Fest gefeiert, an welchem die Najer den Braminen ihre Häuser öffnen, sich bei ihrer Ankunft entfernen, und ihre Weiber diesen wollüstigen Pfaffen Preiß geben müssen. Jene Najer, die an diesem schändlichen Gebrauche ein Aergerniß nehmen, begeben sich mit den Ihrigen von dem Orte, wo dieses Fest gefeiert wird, hinweg, und kommen nicht eher wieder, bis dasselbe seine Endschaft erreicht hat. Wehe dem Najer, der auf den Einfall käme, Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Unfehlbar würde man ihn mit dem Tode bestrafen, wenn er sich mit der Frau eines Braminen auf frischer That ertappen ließe.

Auf der Malabarküste waren in den ältesten Zeiten keine Braminen, sondern sie sind erst von Carnate, oder Carnaba, als Colonisten dahin gekommen. Ihrem Vorgeben nach fällt ihre Ankunft hieselbst in das fabelhafte Zeitalter des Parasu-Rama, in welchem ein Theil des Wischnu in menschlicher Gestalt erschien. Man hat hiervon eine weitläuftige, in malabarischer

Sprache abgefaßte Beschreibung, die, wenn ich nicht irre, den Titel Cherulapatti führt. Zu Folge derselben, war das Land, welches heutzutage Malabar genannt wird, vom Meere bedeckt. Parasu-Rama, der eine Menge Kshattria getödtet hatte, und über und über mit Blute besprützt war, bat den Wischnu, er möchte ihm doch erlauben, dieses Vergehen, wozu ihn der Zorn verleitet habe, durch Vollbringung einer gottgefälligen That wieder einigermaßen gut zu machen. Als er sein Gebet verrichtet hatte, warf er von einem der höchsten Gottesberge einen Stein, oder so, was, aus Leibeskräften auf die Oberfläche des am Fuße desselben befindlichen Meeres, welches eine große Strecke zurücktrat, so daß ein ganz neues Land zum Vorscheine kam. Dieses schenkte nun Parasu-Rama den Braminen, um sich daselbst niederzulassen; es war aber anfänglich so voll Schlangen und andern Ungeziefers, daß sie sich mehrmals in der Nothwendigkeit befanden, diesen so gefährlichen Wohnplatz, wo sie Tag und Nacht keine Ruhe hatten, wieder zu verlassen. Endlich entfernten sich aber die Schlangen, und nun blieben die Braminen im ruhigen Besitze des, ihnen vom Parasu-Rama geschenkten, Landes.

Heutiges Tages finden sich, sowohl von der Koromandelküste, als auch aus andern Gegenden, eine Menge Braminen in Malabar ein, die in der Absicht dahin kommen, ihr Glück zu machen. Dies gilt besonders von Travankor, wo sie von jeher eine theilnehmende und liebevolle Aufnahme fanden. Hier sehen

sie sich unter dem Schutze und durch die Freigebigkeit eines indischen Fürsten, der noch immer seine Unabhängigkeit zu behaupten gewußt hat, in Stand gesetzt, ihr Ansehen nach seinem ganzen Umfange geltend zu machen, und ihrem Pfaffenstolze alle mögliche Befriedigung zu verschaffen.

Die malabarischen Braminen werden nach den verschiedenen Abstufungen ihrer Hierarchie, und nach Maßgabe der Würde, welche sie bekleiden, und der Lehren, welche sie vortragen, Namburi, Arritiri, Pattatiri, Achitiri, Baidighen, Somabri, und sonst noch auf allerlei Art benannt.

Die Braminen essen bekanntlich durchaus nichts, was Leben gehabt hat, oder woraus etwas Lebendiges entstehen kann, wie zum Beispiel Eier. Die Najer hingegen tragen kein Bedenken das Fleisch geschlachteter Thiere zu verzehren, nur allein die Kuh ausgenommen. Indeß giebt es Leute unter ihnen, die, da sie mehr und und frömmer als andere seyn wollen, sich nur einer einzigen Gattung Thiere zu ihrer Nahrung bedienen, zum Beispiel der Fische. Gewisse Nambier, und gewisse Kurpu (Leute die zu einer höhern Klasse der Najer gehören) ahmen aus Affectation die Gebräuche der Braminen nach, und beobachten folglich die nämliche Diät, wie diese. Die Rajputen, welche sich kein Gewissen daraus machen, Schöpse, Ziegen, und andere dergleichen Thiere zn verzehren, können sich, ich weiß selbst nicht aus welcher abergläubischen Aengstlichkeit, durch-

aus nicht dazu verstehen; nur einen einzigen Bissen Hünerfleisch zu sich zu nehmen.

Es ist allen Kasten der Hinduer aufs strengste verboten, von dem Fleische einer Kuh oder eines Rindes zu speisen; den beiden untersten, nämlich den Pariá und Pelejá ist jedoch solches in so fern gestattet, als sie ein gefallenes Stück Vieh dieser Art irgendwo liegen sehen; schlachten dürfen sie aber durchaus keines, wenn sie sich nicht eines schweren Verbrechens schuldig machen wollen, das die Fürsten der Hinduer unausbleiblich mit dem Tode bestrafen.

In keinem Lande auf der Welt sieht man die Menschen auf so mancherlei Art gekleidet, wie in Indien. Dies erstreckt sich von der gänzlichen Nacktheit bis zur gänzlichen Umhüllung aller Theile des Körpers; von dem kostbarsten und prachtvollsten Anzuge, bis herab auf den armseligsten und schmutzigsten.

Die Kleidung der Braminen, der Najer und Tier, wie überhaupt fast aller Indier auf der Malabarküste und einem großen Theile von Koromandel besteht bloß in einem Stücke weißer Leinwand, die mehr oder weniger fein ist, um den Leib gewickelt wird, und bis auf die Knie geht; dann in einem kleinern Stücke solcher Leinwand das um den Kopf gewickelt wird, aber nicht allgemein im Gebrauche ist. Bei feierlichen Gelegenheiten, besonders aber wenn sie mit Fremden zu thun haben, tragen die Großen des Landes ein langes Gewand

von weißem Musselin, das oben enge, nach unten zu aber sehr weit ist, und bis auf die Erde reicht. Auf dem Kopfe tragen sie einen kleinen Turban. Die Frauenzimmer kleiden sich beinahe auf dieselbe Art wie die Mannspersonen; nur mit dem Unterschiede, daß sie noch ein anderes Stück Leinwand überwerfen, welches nachlässig von der einen Schulter quer über die Brust fällt, und womit sie sich zuweilen den bloßen Kopf bedecken. Jene Indierinnen, welche die christliche Religion angenommen haben, gehen nie unbekleidet, sie müßten denn aus Armuth schlechterdings nicht im Stande seyn ihre Blöße zu bedecken. Eben so machen es auch die Mohrinnen, oder Muhammedanerinnen, die in Indien ganz von ihrer anderwärts üblichen Gewohnheit abweichen, sich das Gesicht zu verschleiern, welches hier nur noch unter einer kleinen Anzahl vornehmer Damen gebräuchlich ist.

Die Weiber und Töchter der Cegoi, oder Tier, und der Najer, oder mit andern Worten, die Tieti und Nairicci, dürfen nie in Gegenwart höherer Personen mit verhülltem Busen erscheinen, und pflegen überhaupt, wie ich Ihnen bereits weiter oben sagte, fast immer auf diese Art einherzugehen. Sonach bleibt den Gedanken nichts zu errathen übrig: das Auge sieht die Reize des schönen Geschlechts frei und ungehindert hervor keimen, blühen und verwelken, ohne daß es im mindesten durch Beihülfe der Kunst getäuscht werden kann.

Dieses Kostum ist nicht nur auf der ganzen Malabarküste, sondern auch im ganzen Südlichen Theile

dieser Halbinsel, in so fern von selbiger im Allgemeinen die Rede ist, überall eingeführt.

In Kanara hingegen, in Guzerat, und weiter gegen Norden hin, ist diese Entblößung des Körpers bei dem weiblichen Geschlecht eben so wenig gebräuchlich, als bei dem männlichen. Eben so verhält es sich auch in dem vornehmsten Besitzungen der Europäer zu Bombay, Goa, Madras, Calkutta, und anderwärts. Die gewöhnlichsten Zierrathen der Frauenspersonen in ganz Indien, sowohl bei den Hinduern, als auch bei den Muselmännern und Parsen, sogar bei den Christen, bestehen darin, daß sie an den Faustgelenken mehrere Armbänder tragen, die aus verglaseter Erde bestehen, und allerlei Farben haben, z. B. schwarze, grüne, gelbe u. s. w.; an den Fingern und Fußzehen, messingene goldene und silberne Ringe; um den Hals Ketten und an den Füssen Ringe von demselben Metall, die mitunter ganz vortrefflich gearbeitet sind. Daß diese Zierrathen schon in den ältesten Zeiten Mode waren, läßt sich an den Bildnissen der indischen Götter und Göttinnen abnehmen, die man selten oder nie ohne dergleichen Schmuck dargestellt sieht. Einige tragen auch Ohrengehänge, und ziehen sogar goldene und silberne Ringe durch das Nasenbein; dies thun jedoch nur Tänzerinnen und einige andere dergleichen Putznärrinnen.

Die Nairicci lassen sich schon in der frühesten Kindheit Löcher in die Ohren stechen, und stecken ein

zusammengerolltes Kokosblatt durch, das vermöge seiner Elastizität das Loch immer mehr erweitert; oder sie hängen Blei hinein, und stecken sodann runde elfenbeinerne Büchschen durch, die ihren Reizen ein gewisses Relief geben, oder ihnen wenigstens nicht zum Nachtheil gereichen. Unter den Mannspersonen in ganz Indien herrscht die Gewohnheit, sich das Haar vom Kopfe abscheeren zu lassen. Die Najer und andere Kasten, lassen ein Büschel derselben auf dem Wirbel stehen, und die Braminen ein ähnliches Büschel auf dem Hinterhaupte. Die Weibspersonen schlingen ihre Haare entweder auf eine ganz ungekünstelte Art in einen Knoten zusammen, oder sie machen es wie die Tänzerinnen, und flechten sie in zierliche Zöpfe. Nur Weiber die um ihre Männer trauren, oder solche, die wegen eines Verbrechens bestraft worden sind, gehen mit geschornem Kopfe. Nur wenige Hinduer, und wenige in Indien befindliche Muselmänner, lassen sich das Haar am Kinn wachsen, aber fast alle haben Knebelbärte. Nur in Malabar und in Carnate lassen sich die Hindu das Barthaar ganz abscheeren. Ueberall in ganz Indien gehen sowohl die Manns- als Frauenspersonen barfuß. Die Kinder (und diese sind meistens sehr lebhaft, gut gebildet, lernen auch eher laufen und reden, als die Europäischen) läßt man ohne Unterschied des Geschlechts mutternackt gehen, nach Belieben im Sande herumpuddeln, sich auf demselben hin und her wälzen, und damit ihren Muthwillen treiben. Indeß gebraucht man die Sorgfalt, sie oft und fleißig abzuwaschen. In Indien bekömmt man nir-

gends eine Wiege zu sehen; auch pflegt man die Kinder nicht, wie bei uns Europäern, in Windeln einzuzwängen. Doch, ich habe Ihnen noch eines und das andere von Malabar ins besondere zu sagen!

Kein Cego oder Tier, kein Muccoà, am allerwenigsten aber Jemand, der zu einer unreinen Kaste gehört, darf sich unterstehen einen goldenen oder silbernen Ring zu tragen, einen Schirm oder Stock zu führen, oder einen Schreibegriffel an der Seite hängen zu haben, wie solches bei den höhern Kasten eingeführt ist; es müßte denn seyn, daß er hiezu ausdrücklich Erlaubniß erhielte, um welche er zuvor bei dem Rajah ansuchen, und dem er eine gewisse Geldsumme bezahlen muß, wenn er sich, gleich andern, durch diese glänzenden Ehrenzeichen hervorthun will. Hieraus erhellet, wie weit sich noch heuzutage in Travankor und andern Provinzen, die Macht der Rajahs erstreckt. Nur die Najer, als die Militärklasse der Nation, haben die Erlaubniß Waffen zu tragen und dergleichen in ihren Wohnungen aufzubewahren. So genau sind hier die Gränzen bestimmt, in welche man den Stolz der Menschen eingeengt hat! Die Unterthanen sind weiter nichts als Lastthiere, die für den König und seine Trabanten arbeiten müssen, und diese drehen sich um ihn, als ihren Schwerpunkt herum, wie die Trabanten der Planeten um den ihrigen. Die höhern Kasten, wie zum Beispiel die Rajputen in den nördlichen Gegenden, die Najer in Malabar, dann die Modeli, die Pulle und die Velala auf der Koromandelküste

schicken ihre Kinder in die Schule, wo sie bloß schreiben, lesen und rechnen lernen, als worauf sich das ganze Wissen derer beschränkt, die nicht zur Kaste der Braminen gehören. Keine andere Kaste läßt sich dies nur auf die entfernteste Art einfallen; denn so was würde zu vielen Stolz verrathen, und wäre ganz gegen die hergebrachte Ordnung.

Arme Leute bedienen sich bei schlechter Witterung eines Machwerks von Kokos- oder Bananen-Blättern, das einem großen Hute sehr ähnlich sieht, und die Stelle eines Regenschirms vertritt; aber auch dies ist ihnen nicht überall gestattet. Wann ein Cego, oder sonst Jemand, der zu einer gemeinen Kaste gehöret, einem Najer begegnet, so muß er ihm Ehren halber so lange ausweichen, bis derselbe bei ihm vorübergegangen ist. Der Bramine läßt jedem gemeinen Indier von weitem zurufen, oder ruft ihm wohl selbst zu, daß er ihm in gehöriger Entfernung aus dem Wege gehen soll. Der kindische Stolz dieser Menschen erstreckt sich gar so weit, daß sie diese Entfernung mit möglichster Genauigkeit bestimmt haben, so daß selbige, nach Verhältniß der Kaste, bald mehr bald weniger groß ist. Für einen Cego, oder Tier, zum Beispiel, ist sie auf sechs und vierzig Schritt festgesetzt, ein Schuster hingegen, ein Paria, oder Pulia, muß sich hundert und acht zwanzig Schritt weit entfernt halten. Diese und andere dergleichen Gebräuche, die von einem unerträglichen Stolze zeugen, und unter der Herrschaft einiger indischen Fürsten noch bis auf den heutigen Tag hie

und da befolgt werden, müssen natürlicher Weise den gerechten Unwillen eines jeden Europäers erregen. Aller Wahrscheinlichkeit nach rühren sie noch aus jenen frühesten Zeitaltern her, in welchen die mehrerwähnten Kasten gestiftet wurden, mit welchen sie sich zugleich in andere indische Ortschaften verbreitet haben. In jenen Gegenden, die unter fremde Herrschaft gekommen sind, werden jedoch diese unvernünftigen und die Menschheit entehrenden Gebräuche, von dem gemeinen Indier ziemlich vernachlässigt, so streng sonst die höhern Kasten auf deren Befolgung hielten. Sollten Sie es sich als möglich denken, daß diese die Frechheit hatten, sich hierüber sogar bei den Gerichten zu beschweren? Daß sie mit ihren Klagen abgewiesen wurden, versteht sich von selbst. Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieses nicht der einzige Vortheil seyn möchte, welcher den gemeinen indischen Volksclassen unter der Herrschaft der Europäer zu Theil wurde!

In älteren Zeiten war die Regierung in Malabar den Händen einer bestimmten Anzahl Häuptlinge anvertrauet, die an der Spitze gewisser vornehmen Familien standen. Nach und nach ward diese Anzahl immer stärker; jene Häuptlinge veruneinigten sich miteinander, rissen sich von der gemeinsamen aristokratischen Verfassung los, und es entstanden nunmehro eine Menge kleiner unabhängiger Fürsten, welche sich sammt und sonders Rajahs, oder Könige, nannten. Unter allen diesen kleinen Regenten war keiner, der nicht bald den einen, bald den andern seiner Nachbarn befehdete, ohne

daß jedoch einer von ihnen ein entscheidendes Uebergewicht erlangte; denn, wiewohl dergleichen Fehden immer von neuem zum Ausbruch kamen, so waren sie doch nur von kurzer Dauer, und es lag hiebei nicht sowohl die Absicht zum Grunde, Land und Leute zu erobern, als vielmehr wegen einer oder der andern erlittenen Beleidigung Rache zu nehmen. Allem Vermuthen nach erkannten sie aber den Zamorin für ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, ob er gleich solches nur dem Namen nach war. Was in neuern Zeiten aus allen diesen Rajahs geworden ist, wird Ihnen zum Theil schon bekannt seyn; das Uebrige sollen Sie in einem meiner nächsten Briefe vernehmen.

Die Ehrenzeichen, welche die indischen Fürsten, da wo sie die Oberhand haben, von Alters her auszutheilen pflegten, und noch dermalen austheilen, bestehen aus einem oder zwei goldenen Armbändern, die derjenige, welcher diese Decoration erhält, am Faustgelenke trägt; ferner darin, daß sie ihm einen Palankin schenken, und ihm die Erlaubniß ertheilen, sich darin austragen zu lassen; und in andern dergleichen Prärogativen, mit welchen es so ziemlich die nämliche Bewandniß hat, wie mit den Ritterorden die unsere Europäischen Fürsten austheilen.

Die Hinduer bezeugen ihren Fürsten den tiefsten Respect, und nahen sich denselben nie, ohne ihre Unterwürfigkeit auf eine Art an den Tag zu legen, die beinahe an Anbetung gränzt. Man liest selten oder nie,

daß das Blut eines indischen Fürsten von seinen eigenen Unterthanen vergossen würde, da hingegen die Geschichte der Muhammedanischen Fürsten, die in Indien herrschten, fast auf allen Blättern mit Nachrichten besudelt ist, welche die schändlichsten Verräthereien und Mordthaten betreffen, die von den Unterthanen dieser nämlichen Fürsten an ihnen verübt worden sind.

In Malabar würde sich ein neuer Souverän vom Geschlechte der Hinduer, aus Achtung für seinen verstorbenen Vorfahren, um alles in der Welt nicht erdreusten, sich auf den nämlichen Stuhl zu setzen, in demselben Bette oder Zimmer zu schlafen, oder aus dem Gefäß zu trinken, wovon derselbe Gebrauch gemacht hat. Alle und jede, dem verstorbenen Rajah zugehörige Geräthschaften, werden für heilig gehalten und bei Seite geräumt.

Die Parià machen in Indien, wie Sie bereits wissen, eine eigene Kaste aus, die von jeder andern verabscheuet wird, und deren Mitglieder zu den niedrigsten Verrichtungen gebraucht werden, wie zum Beispiel, verreckten Thieren das Fell abzuziehen, Häute abzuschaben, die gegerbt werden sollen, Abtritte zu reinigen, und was dergleichen mehr ist.

Was wohl die Ursache seyn mag, wodurch die andern Kasten veranlaßt wurden, diese unglücklichen Menschen mit Schimpf und Schande zu überhäufen, und sie auf immerwährende Zeiten zu brandmarken? Viel-

leicht machten sie sich einst eines unverzeihbaren Verbrechens schuldig, um dessentwillen sie aus der menschlichen Gesellschaft verbannt wurden. Vielleicht waren sie mit der Pest, mit dem Aussatze, oder irgend einer andern ansteckenden Krankheit behaftet, weswegen sie von andern Menschen verstoßen, und in die Nothwendigkeit gesetzt wurden, sich von ihnen ganz abzusondern, indeß der Abscheu, welchen man gegen sie hegte, auch nach beseitigter Gefahr noch immer fortdauerte, und das ganze Geschlecht dieser Unglücklichen einer immerwährenden, eben so ungerechten als barbarischen Herabwürdigung preis gegeben wurde.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß die Parià in ihrem Aeußern etwas Abschreckendes haben. Sowohl sie selbst als ihre Weiber, lieben den Trunk; sie sind zänkisch und streitsüchtig, unreinlich und schamlos, führen sich äußerst schlecht auf, und haben eine widrige Gesichtsbildung. Es fällt aber von selbst in die Augen, daß ihre Untugenden größtentheils daraus entspringen, daß man sie auf eine so schimpfliche und verächtliche Weise behandelt, und wenn sie ihren Nebenmenschen scheele Gesichter schneiden, so rührt dieses daher, daß sie von andern ebenfalls keines freundlichen Blickes gewürdigt werden.

Wenn die Parià schon in früher Kindheit von Europäern in Dienste genommen werden, so schlagen sie ungemein gut ein. Sie weigern sich nicht, alles anzugreifen, wenn Dienstboten, die zu andern Kasten gehören,

tausenderlei, theils religiöse, theils bürgerliche Gebräuche vorschützen, warum sie diese oder jene Schüssel nicht anrühren, dieses oder jenes häusliche Geschäft nicht besorgen dürfen, weil sonst ihre Ehre darunter leiden würde. Indeß darf ich nicht unbemerkt lassen, daß Europäer, denen es darum zu thun ist, sich bei den Hinduern in Achtung zu erhalten, oder in deren Behausung Leute von andern Kasten oft ein und ausgehen müssen, um ihres eigenen Besten willen gleichsam gezwungen sind, keine Paria oder Pulia in Dienste zu nehmen.

Letztere sind noch weit schlimmer daran, als die Paria, und stehen gleichsam auf der untersten Stufe des Elends und der Verachtung, bis zu welcher man die Menschen herabwürdigen kann. Sie sind, wie ich bereits angeführt habe, Sklaven der Najer, die ihre Felder von ihnen bearbeiten lassen. In Travankor wohnen sie, von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, auf den sumpfigen Feldern, wo sie sich mit dem Reißbau beschäftigen, und in engen erbärmlichen Hütten, wo man sie wie das Vieh zusammenstallet, und auch eben so behandelt. In einigen andern Gegenden der Malabarküste, halten sie sich in den Wäldern und Bergklüften auf. Einige sind so dumm, so furchtsam und scheu, und sehen zugleich so verwildert und unreinlich aus, daß man in Versuchung geräth, sie nicht sowohl für Menschen, als vielmehr für wilde Thiere zu halten. Ihre Nahrung, sie mögen nun selbst dafür sorgen, oder sie von dem Najer erhalten, ist äußerst elend und oft kaum hinreichend, ihren Hunger zu befrie-

digen. Sie dürfen sich ihren Herren nie nähern, sondern müssen in einiger Entfernung stehen bleiben, wenn er sie herbeiruft und ihnen etwas befiehlt. Sie haben weiter nichts auf dem Leibe, als einen Lappen, den sie um die Lenden befestigen, und in einigen Gegenden gehen ihre Weiber ganz nackt, bis auf ein Blatt, welches ihnen der Mann vor die Schamtheile bindet. Sie dürfen sich nicht einmal auf den Märkten einfinden, wo die Hinduer ihre Waaren feil haben, sondern müssen das, was sie gern kaufen möchten, von weitem fordern. Wann dies geschehen ist, so legen sie den Betrag dafür hin, und ziehen sich ein wenig zurück. Der Verkäufer holt sodann das Geld ab, und läßt die Waare dafür liegen. Sobald nun die Pulia dieselbe in Empfang genommen haben, laufen sie in möglichster Geschwindigkeit auf und davon.

Als ich einst von Palgacceri, oder Palacacceri, nach Kalkutta *) reiste, und mich in ei-

*) Dieser Landstrich hat ein malerisch schönes Ansehen. Er ist von fruchtbaren Thälern und anmuthsvollen Hügeln durchschnitten, die bald rund, bald spitzig und steil, bald mit Holz bewachsen, bald nackt und kahl sind. Die Bevölkerung ist äußerst schwach; die Dörfer sind klein, selten, und größtentheils von Nayren bewohnt. Es giebt hier viele Wiesen, die mit dem schönsten Grase prangen, das um so stolzer empor proßt, da es selten oder nie vom Vieh beschädigt wird. Im Schatten anmuthiger Lustwäldchen, und an den Ufern sanft murmelnder Bäche, steht hie und da ein Kloster oder ein Tempel, worin man zu gewissen Stunden des Tages den Gesang der Braminen vernimmt.

ner Berggegend befand, die zwischen Koala påre und Tartalè mitten inne liegt, kamen einige Pulia nebst ihren Kindern, aus ihren im Walde liegenden Höhlen hervorgekrochen, und kletterten so lange an dem jähen Felsen abwärts, bis sie eine Stelle erreichten, wo ich sie, ihrer Ueberzeugung zufolge, nicht nur sehen, sondern auch verstehen konnte. Hier erhoben sie nun ein klägliches Geschrei, verdrehten ihre Gliedmaßen, schlugen sich mit beiden Händen vor den Leib, und suchten sonst noch auf allerlei Art mein Mitleid zu erregen, das ohnehin schon bei Erblickung dieser elenden Geschöpfe, die von den Affen und andern Thieren, unter welchen sie ihre Lebenszeit zubringen, kaum zu unterscheiden waren, den höchsten Grad erreicht hatte. Ich gab ihnen zwar wiederholt zu verstehen, sie sollten zu mir herabkommen, konnte sie aber schlechterdings nicht überzeugen, daß ich nichts Böses gegen sie im Schilde führe. Sie wissen weiter nichts, als was man ihnen, so zu sagen, von ihrer Geburt an eingeprägt hat; nämlich dies, daß sie sich keiner andern Kaste ungestraft nähern dürfen. In der That scheinen sie fest überzeugt zu seyn, daß dieses unter allen Verbrechen, deren sie sich schuldig machen können, das größte seyn würde. Diese und andere dergleichen Beispiele, können zum Beweise dienen, was für tolles Zeug sich der Mensch zu einer Zeit in den Kopf setzen läßt, wo er sonst noch nichts darin hat.

Ich hatte eine Anzahl Sipajen, oder indische Soldaten bei mir, unter welchen einige waren, die ein kleines Geldstück auf einen Stein legten, nach welchem

die Pulià hindeuteten. Kaum hatten sich die Sipajen entfernt, als jene pfeilschnell herzu eilten, und das Geldstück abholten. Aus Neugierde, und bloß zum Spaß machte ich endlich den Versuch, einiger dieser Pulia habhaft zu werden; da sie sich aber viel besser darauf verstanden, die Felsen hinan zu klettern, als ich, so machten sie sich mit solcher Eilfertigkeit aus dem Staube, daß ich mein Vorhaben aufgeben mußte. Das nämliche ist mir auch sonst noch an verschiedenen Orten mit einigen andern Pulia begegnet. Wie wenig ist doch der Mensch von den Thieren unterschieden, so lange er noch in seinem rohen und uncivilisirten Zustande lebt!

Die Pulià nehmen nie mehr als eine einzige Frau zur Ehe (wenn sich anders dieser Ausdruck auf sie anwenden läßt) und bleiben ihr treu. Weder sie, noch die Parià dürfen sich in den Tempeln einfinden, sondern müssen sich weit von denselben entfernt halten. Die Häuptlinge ihrer Kaste, vertreten daher bei ihnen die Stelle der Priester, verrichten die Trauungsceremonieen, und besorgen, was nach ihrer Art sonst noch zum Gottesdienst gehört, in gewissen kleinen Kapellen, die ihnen zu diesem Behuf angewiesen sind. Auf eben diese Art hält es der Najer seiner Ehre nicht für nachtheilig, dem Tier zuweilen als Priester zu dienen, und dieser thut dasselbe, in Bezug auf eine oder die andere geringere Kaste. Die Kerma, die Canachèn und die Uràli, gehören zwar ebenfalls zur Kaste der Pulià und müssen dieselbe Verachtung erdulden, sind aber doch nicht so ganz zum Vieh herabgesunken, wie diese. Erstere ge-

ben sich, wie ich von einigen versichert worden bin, für die eigentlichen Urbewohner von Malabar aus. Noch muß ich anmerken, daß sich nicht nur die höhern, sondern selbst die geringern Kasten, wie z. B. die Tier, vor der Annäherung der Pulià scheuen, und denselben, wenn ihnen dergleichen begegnen, schon von weitem zurufen, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Die Parià und die Pulià, in so fern hier im Allgemeinen von ihnen die Rede ist, und man sie mit andern Kasten vergleicht, sehen schwarz aus.

Die Pulià existiren bloß auf der Küste von Malabar, oder wenn es auch noch anderwärts Menschen giebt, welche diesen Namen führen, so befinden sie sich wenigstens nicht in einem so elenden Zustande. Die Parià hingegen sind überall zerstreut, und werden in andern Gegenden Parvàri, Dèvi, Mahàra, Allegòre, Ciandàla *) genannt.

Nicht selten bin ich durch Orte gekommen, wo Leich=

*) Raynal hat die Parià und Pulià mit einander verwechselt. Er sagt, letztere hätten die Pulici, welche noch verächtlicher als sie wären, von sich ausgestoßen. Nun giebt es aber weder auf der Malabarküste, noch sonst wo eine Kaste, die unter dem Namen Pulici bekannt wäre. Dieses Wort ist das Foemininum von Pulia, und man versteht darunter bloß die Frauenspersonen, welche zu dieser Kaste gehören, so wie die Ausdrücke Nairici und Braminici, nur die Weiber und Töchter der Nairen oder Rajer, und der Braminen bezeichnen.

name von Leuten, die zu diesen unreinen Kasten gehörten und auf offener Straße den Geist aufgegeben hatten, unbeerdigt da lagen, weil die Einwohner, welche von andern Kasten waren, dieselben nicht anrühren durften. Ehe sich Jemand fand, der sie einscharrte, waren sie bereits über die Hälfte von Raben, Geyern und andern Raubvögeln verzehrt. Herr De Pauw klagt sehr über die äußerst harte Behandlung, welche den Parià und Pulià von Seiten der andern Kasten widerfährt, und Jeder, der nur einen Funken von Menschenliebe und gesunder Vernunft besitzt, wird ihm beistimmen. Der Pater Paulinus hingegen, der eben kein gar gefühlvolles Herz zu besitzen scheint, macht ihm hierüber die bittersten Vorwürfe, und fragt ihn unter andern, ob denn die Abdecker, Privetfeger, und andere dergleichen in seinem Vaterlande befindliche Leute, ein besseres Schicksal hätten? Diese Frage dünkt mich, ist hier sehr übel angebracht; denn zwischen denen, die in Europa eine unehrliche Handthierung treiben, und jenen unglücklichen Parià und Pulià, findet gar kein Vergleich statt. Letztere müssen schlechterdings bei ihrer Kaste bleiben, und ihr ganzes Leben in der tiefsten Verachtung zubringen, ohne sich jemals zu einem bessern Zustande emporschwingen zu können; in Europa hingegen steht es Jedem frei, eine selbst beliebige Beschäftigung zu ergreifen, und wenn es ihm sonst nicht an Tugend und Talenten gebricht, so kann er dadurch sein Glück machen.

Man hat mich versichert im Tempel zu Giagannatha werde jährlich ein Fest gefeiert, an welchem aller

Unterschied der Kasten bei Seite gesetzt werde, und der Paria mit dem Braminen schmause. Dieses Fest soll darauf abzwecken, die ursprüngliche Gleichheit der Menschen wieder in Erinnerung zu bringen. Da nun in diesem Tempel Wischnu in seiner Avatara des Buddha verehrt wird, dieser nämliche Buddha neue Lehren verbreitete, und, nach dem buchstäblichen Ausdrucke meines Pandit, die Vedabücher unter seine Füße legte, so könnte man allerdings die Vermuthung aufstellen, daß er, unter anderen Reformen, auch auf die Abschaffung der Kasten Bedacht genommen, und dieses Fest angeordnet habe. Buddha konnte aber seine Absichten nicht ausführen; denn die Anzahl derer, welche sich zu seiner neuen Lehre bekennten, war, wenigstens diesseits des Ganges, zu unbedeutend, weil die Braminen, denen dies neue Licht äußerst zuwider war, sich alle erdenkliche Mühe gaben, dasselbe gleich in seiner ersten Entstehung wieder auszulöschen.

Dem sey aber wie ihm wolle, genug man hat mir erzählt, im Tempel zu Giagannàtha würden sieben große Gefäße, oder vielmehr Töpfe, auf einander gestellt, die mit Reiß angefüllt wären, welchen man bei einem und demselben Feuer kochen lasse. Wenn nun der Reiß in dem obersten Topfe gar sey, so werde er nebst den andern vom Feuer genommen, und der Reiß unter die Anwesenden vertheilt, so daß jeder Hindu, gleich viel zu welcher Kaste er gehöre, eine Portion bekomme. Die Pilger nähmen sodann diesen Reiß, welchen sie, da er geweiht sey, als eine Art von Heiligthum betrachte-

ten, mit in ihre Heimath, und verschenkten oder verkauften ihn an die Glaubigen, welche sich in den verschiedenen Theilen von Indien vorfänden, ungefähr auf eben die Art, wie solches in katholischen Ländern mit den Reliquien, Denkmünzen und anderen dergleichen Dingen geschieht.

Andere erwähnten zwar dieser Ceremonie nicht, erzählten mir aber, daß sich an dem gedachten Tage alle Kasten ohne Unterschied in Giagannàtha einfinden, überall herumgiengen, und sich auf den Marktplätzen, die dann sehr stark besucht würden, und mit Waaren jeder Art reichlich versehen wären, Alles einkaufen dürften, wozu sie Lust und Belieben hätten. Der Umstand aber, daß die geringern Kasten bei dieser Gelegenheit die Erlaubniß erhalten, sich unter die höhern zu mischen, und brüderlich von ihnen behandelt werden, ist, so viel ich wenigstens in Erfahrung gebracht habe, durchaus ungegründet. Kurz, dieses so große und hohe Fest, bei welchem sich wenigstens hundert und fünfzig tausend Pilger einfinden, scheint mir von den verschmitzten Braminen in keiner andern Absicht veranstaltet zu seyn, als an dem gedachten Tage durch allerlei Ränke und Kunstgriffe, selbst von den ärmsten Leuten, Geld zu erpressen. Jeder bringt an demselben der Gottheit so große und kostspielige Opfer dar, als seine Vermögensumstände zulassen; mithin ist leicht zu erachten, daß die Braminen eine sehr reiche Aerndte halten. Dergleichen bloß auf Prellerei abzweckende Ceremonieen und andere solche Schelmstreiche, werden von den Braminen und Najern nicht nur hier,

sondern auch anderwärts veranstaltet. So stellt sich, z. B., zu Korongonur, oder Kranganor auf der Malabarküste, der Rajah am letzten Tage eines jährlichen Festes an die Thüre der Pagode, und ertheilt allen Kasten aus ganz besonderer Gnade die Erlaubniß, bei ihm vorüber zu gehen. Jeder berührt sodann mit der Hand die Schwelle des Tempels, legt seine Gabe hier nieder, und geht seines Weges. Der Rajah entfernt sich nun ebenfalls, um seine Ablutionen zu verrichten, und das in Empfang genommene Geld zu zählen.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß die Gränzlinien, wodurch die verschiedenen Kasten von einander abgesondert sind, so wie ihre besondern Gebräuche und Einrichtungen, in jenen Ortschaften so genau beobachtet werden, welche an die See gränzen, und wo folglich der Handel, das gegenseitige Interesse und das immerwährende Durchkreuzen der Meinungen, dieselben natürlicher Weise mit einander ausgleichen, sie verschmelzen und einschränken. Ueberhaupt gilt die Bemerkung, daß die Lebensweise, die Sitten, und die Gebräuche der Indier, in allen den Muselmännern und Europäern zugehörigen Ländern, besonders aber in ihren vornehmsten und am stärksten besuchten Niederlassungen, eine größere oder mindere Veränderung erlitten haben. Hier müssen es sich die Hindner gefallen lassen, daß die Kühe und Ochsen vor ihren Augen geschlachtet werden, und man das Fleisch derselben öffentlich verkauft; auch dürfen es sich die höhern Kasten [illegible]icht einfallen lassen, vor den ge=

tingern einen entschiedenen Vorzug behaupten zu wollen. Beispiele wirken; und da im Staate nie eine Revolution vorgeht, ohne zugleich auch eine in Religionssachen zu bewirken, und umgekehrt, so äußert auch hier die Veränderung der Regierungsform allmählich ihren Einfluß auf die Gesetze, welche die Braminen unmittelbar vom Himmel erhalten haben wollen.

Eine Folge davon ist, daß in Karnate verschiedene Kasten, die, wo nicht einen höhern, doch wenigstens gleichen Rang mit den Najern behaupten, gegen die untern Kasten nicht mehr jenen Stolz und Widerwillen äußern, welchen sie in Travankor gegen dieselben an den Tag legen. Ein Bramine, der zu Madras, oder Kalkutta ansässig ist, und nicht nur mit Europäern, sondern überhaupt mit Leuten aus allerlei Volksklassen, Verkehr hat, ist bei weitem keine so heilige Person, und scheuet sich weit weniger vor Verunreinigung, als einer der sich an einem entlegenen Orte aufhält, wo wenig oder gar keine Fremde hinkommen. In jenen entferntern Gegenden besteht jedoch das Religionssystem der Hinduer noch immer in seiner vollen Kraft, und man sieht hier Indien noch heutzutage in demselben Zustande, worin es sich nach aller Wahrscheinlichkeit in den alleraltesten Zeiten befand.

Zum Beschlusse will ich Ihnen nun noch einige Nachrichten von verschiedenen auf der Malabarküste existirenden Kasten ertheilen.

Bei einer gewissen Kaste in Korgo ist der Gebrauch eingeführt, daß sich drei, vier, auch wohl fünf Brüder mit einer und derselben Frau behelfen, die der älteste Bruder im Namen aller heurathet. Wenn sich nun einer mit ihr zu thun macht, so legt er ein Zeichen vor die Thür des Zimmers, oder der Wohnung, woran die andern abnehmen, daß sie sich eine Zeitlang gedulden müssen. Diese nämliche Gewohnheit, welche ihren Grund, allem Vermuthen nach, in der Ersparungsliebe armer Familien hat, herrscht jedoch auch unter andern Kasten auf dieser nämlichen Küste, und wenn dem Strabo zu glauben ist, so war sie bereits unter den alten Arabern eingeführt. Ich will Ihnen doch eine Stelle aus diesem Schriftsteller vorlegen, worin er verschiedener arabischen Gebräuche erwähnt, die mit andern, welche noch jetzt unter den Indiern üblich sind, eine auffallende Aehnlichkeit haben. „In Arabien, sagt er, haben die, welche zu einerlei Stamme gehören, Alles unter sich gemein; und nur das Alter gewährt den Vorrang. Alle zusammen haben nur eine Frau. Der, welcher dem andern bei ihr zuvorkömmt, stellt seinen Stock vor die Thüre, und hat alsdann nicht zu fürchten, daß ihn ein anderer störe. Des Nachts aber hat der, welcher sich zuerst bei der Frau eingefunden hat, keineswegs das Recht, die andern Mitglieder der Familie vom Beischlafe abzuhalten. Blutschande zu treiben, wird von diesen Leuten nicht für ein Verbrechen gehalten, und der Sohn trägt nicht das mindeste Bedenken bei seiner Mutter zu schlafen. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, und man nimmt für bekannt an, daß derjenige, welcher sich

bei einer Frau betreten läßt, die zu einer andern Familie gehört, dieses Verbrechen wirklich begangen habe. Sie treten, fährt Strabo gleich darauf fort, bei andern Leuten in Dienste; die Mitglieder einer jeden Familie bedienen einander wechselsweise, und diese Gewohnheit ist sogar unter den Reichen und Wohlhabenden eingeführt."

Eben so verhält es sich auch in Indien mit den Najern, Braminen, Rajputen, und andern, wo die Aermern immer bei den Reichen, die aber nur zu ihrer und durchaus keiner andern Kaste gehören müssen, in Dienste treten. Was aber den Gebrauch anbetrifft, daß mehrere Brüder nicht mehr als eine Frau hatten, so konnte derselbe in Arabien eben so wenig allgemein eingeführt seyn, wie in Indien. Unfehlbar war die Gemeinschaft der Weiber auf eben die Art hier eingeführt, wie solches noch heutiges Tages unter den Najern in Malabar üblich ist, und ehedem bei den Brittanniern Sitte war, als Cäsar an ihrer Insel landete; denn, wenn sich ihrer viele überall und beständig nur mit einer Frau begnügt hätten, so würde ganz Arabien in kurzer Zeit entvölkert und zur Einöde geworden seyn.

Zehnter Brief.

Von den Banianen und ihren Gebräuchen. — Thierlazareth zu Surate. — Eintheilung der Kasten in Karnate. — Sonderbare Gebräuche einiger dieser Kasten. — Allgemeine Bemerkungen über die Stiftung dieser Kasten.

In einigen Büchern, die von indischen Gegenständen handeln, werden die Braminen ganz irriger Weise mit den Banianen verwechselt. Letztere gehören eigentlich zur Kaste Vaishia und bestehen aus Leuten, die sich mit allen erdenklichen Zweigen des Handels befassen. Sie sind Grossierer, Tauschhändler, Mäckler, oder Banquiers, die man gewöhnlich Saraffi, oder Sciaraffi, zu nennen pflegt; wiewohl sich auch einige Cettri, oder Csciattria, und verschiedene Braminen, theils aus Noth, theils aus Liebe zum Gewinn, mit dem Handel beschäftigen. Die Banianen sind zwar überall in ganz Indien zerstreut, vorzüglich stark ist aber ihre Anzahl zu Bombai, Surate, und in den angränzenden Provinzen. Ein grosser Theil dieser Menschen treibt den Aberglauben wo möglich noch weiter als die Braminen, in so fern es darauf ankömmt, kein Thier zu tödten, von dessen Fleische zu essen, oder ihm ein Leid zuzufügen. Wenn ein Bramine durch Zufall, oder unvermeidlicher Weise, ein Insekt tödtet oder zerdrückt, so sucht er dieses Vergehen dadurch wieder abzubüßen, daß er den Tag über sich mehr-

mals wäscht, und gewisse Gebete hersagt. Er handelt daher gewissermaßen nach den Lehrsätzen unserer Theologen, kraft deren geringfügige Sünden mit Weihwasser abgewaschen, und durch andere dergleichen unbedeutende Andachtsübungen getilgt werden. Unter den Banianen giebt es aber Leute, die hierin viel pünktlicher und gewissenhafter zu Werke gehen. Einige tragen beständig ein Stückchen feine Leinwand vor dem Munde, damit sie nicht etwa ein fliegendes Insekt verschlucken, und ihm das Leben rauben. Andere führen überall eine zarte Bürste bei sich, um zuvor die Stelle abzukehren, wo sie sich hinsetzen wollen, damit sie nicht etwa ein Thierchen zerquetschen. Andere finden sich durch diese nämliche Besorgniß bewogen, immer mit niedergeschlagenen Augen einher zu gehen. Noch andere tragen ein Säckchen voll Zucker, oder Mehl, oder ein kleines mit Honig gefülltes Gefäß, unter dem Arme, welches sie auf die Nester der Ameisen und anderer solcher Thierchen streuen, damit es ihnen nicht an Nahrung fehle. Einige kaufen Thiere, die für die Fleischbänke bestimmt sind, und erhalten sie beim Leben. Die europäischen Schiffssoldaten und Seeleute, machen sich daher dieses übertriebene Mitleiden mitunter zu Nutze, nehmen einen Vogel oder irgend ein anderes Thier in die Hand, zeigen solches den Banianen, und stellen sich, als wenn sie es erdrosseln wollten, wodurch sich sodann dieselben bewogen finden, es ihnen abzukaufen, und ihm die Freiheit zu schenken.

Wie ist es nur möglich, hörte ich eines Tages ei-

nen der eifrigsten Banianen sagen, daß ihr Europäer, wenn ihr auch nicht an die Seelenwanderung glaubet, es über das Herz bringen könnet, ein Thier zu tödten, oder zu quälen, das Leben und Athem hat? Jener Hirsch, den ihr, um euch ein Vergnügen zu machen, mit Wunden bedecket, jenes arme Vögelchen, welches ihr auf der Jagd erschießet, oder auf der Leimrutge fanget, um es nachher Zeitlebens in einen Käfig einzusperren, empfindet es etwa die Eindrücke des Schmerzes nicht eben so lebhaft wie ihr? Hat es nicht eben auch, so gut wie ihr, seine Freuden, seinen Kummer, seine glücklichen und unglücklichen Lebenstage? Hat es nicht auch eine Mutter, einen Vater, eine Geliebte, die seinen Verlust beweinen, und darüber untröstlich sind? Welch eine Menge Wesen macht ihr durch die Befriedigung eurer Launen nicht unglücklich!

Sie dürfen aber keineswegs glauben, lieber Freund, daß alle Banianen ohne Ausnahme so mitleidig sind. Das, was ich so eben angeführt habe, gilt nur von den frömmsten unter ihnen. Auch sind sie in manchem andern Betrachte eben nicht ganz vorwurfsfrei, besonders was ihr Betragen gegen die europäischen Kaufleute betrifft, wenn diese, wie solches gewöhnlich der Fall ist, sich derselben zu Besorgung ihrer Angelegenheiten bedienen müssen.

Das Lazareth für kranke, gebrechliche, alte und herrenlose Thiere, welches zu Surate auf Kosten mitleidiger Banianen und anderer Hinduer unterhal-

ten wird, welche die Uebereinkunft getroffen haben, zu diesem Behufe jährlich eine kleine Ausgabe von ihrem Handelsgewinn zu entrichten, besteht aus einer großen mit einer Mauer eingefaßten Ebene, die ungefähr fünf und zwanzig Morgen im Umfange hat, und verschiedene große Ställe enthält, worin diese Thiere schlafen, und bei schlechtem Wetter eine sichere Unterkunft finden. Raubthiere werden nicht darin aufgenommen. Die Vögel werden in Käfigen aufbewahrt; die vierfüßigen Thiere hingegen läßt man größtentheils frei umher laufen. Verschiedene Schriftsteller schildern dieses Lazareth als eine große vortreffliche Anstalt. Ich muß gestehen, daß ich solches nie selbst gesehen habe, allein nach dem zu urtheilen, was mir davon erzählt worden ist, kann ich diese vortheilhafte Meinung unmöglich bestätigen. — Man versichert unter andern, daß die Banianen von Zeit zu Zeit armen Leuten Geld geben, damit sie an Orten, wo es von Läusen und anderem Ungeziefer wimmelt, ihr Nachtlager aufschlagen und sich von ihnen zerfressen lassen, um diesen armen Thierchen ihren Unterhalt zu verschaffen. Zu dem Ende werden diese Elenden angebunden, damit sie nicht davon laufen, wenn ihnen diese Blutsauger zu große Schmerzen verursachen. Indessen möchte man sie wohl schwerlich auf eine solche Art anbinden können, daß nicht zuweilen einige dieser Thierchen zerquetscht oder getödtet werden sollten, so daß die Banianen, trotz ihrer guten Absicht, immer in Gefahr stehen, sich eines Läusemords schuldig zu machen. So unglaublich Ihnen diese Narrheiten vorkommen werden, so wenig dürfen Sie sich einbilden, daß die Banianen

durchgehends Ignoranten und Dummköpfe sind. Sie besitzen vielmehr ungemein viele Bildung, sind überaus pfiffig in Handel und Wandel, können auch eben so gut rechnen und eine Sache gehörig überlegen, als wir Europäer. Der Aberglaube hat aber von jeher und überall die traurige Folge gehabt, daß er die Menschen in Kinder, und leider nur zu oft in reißende Thiere verwandelt; und Kinder sowohl als reißende Thiere, können freilich nicht einsehen, daß sie es sind. So lächerlich, sagt ein gewisser Schriftsteller, uns Europäern dieser Aberglaube vorkommen mag, so dürfen wir doch auf diesem unsern Erdtheile nur bis ins mittlere Zeitalter zurückblicken, um auch bei uns das Beispiel eines der berühmtesten Heiligen aufzufinden, welcher sich bloß deswegen eine sechsmonatliche Buße auflegte, weil er eine Schnacke, oder Mücke getödtet hatte, von welcher er gestochen worden war.

Wenn sich ein Banian des kleinsten Vergehens schuldig macht, so wird er von den Braminen zu einer Geldbuße verurtheilt, die er an das erwähnte Lazareth entrichten muß, dessen jährliche Einkünfte, wiewohl sich dieselben, seitdem zu Surate der Handel in Verfall gerathen ist, merklich vermindert haben, noch immer sechs tausend Rupien betragen sollen. Diese Gelder werden dazu verwendet, Heu, Milch, Gemüse, Getraide, das aber größtentheils verdorben ist, und andere dergleichen Dinge dafür einzukaufen. Uebrigens bin ich sehr überzeugt, daß die verschmitzten Braminen, unter

deren Administration dieses Lazareth steht, den größten Theil dieser Gelder in die Tasche schieben.

Da die Hindner auf die Verpflegung der Thiere so sorgfältige Rücksicht genommen haben, so muß man sich um so mehr darüber verwundern, daß sie sich ganz und gar nicht um ihre Nebenmenschen bekümmern. Die Besitzungen der Europäer ausgenommen, giebt es in ganz Indien nirgends ein Lazareth für Menschen. Die Engländer waren unter allen Nationen die einzigen, die zu Kalkutta im Jahre 1794 eines anlegten, und im Jahre 1798 eröffnete man zu Madras eine freiwillige Subscription, um eines dergleichen für arme Indier zu stiften und einen Fond zu dessen Unterhaltung auszumitteln. In dem einen wie im andern sollten Leute von allerlei Kasten, sowohl Manns- als Frauenspersonen, sogar Kinder, verpflegt und von Personen bedienet werden, die zu den nämlichen Kasten gehörten. Ob übrigens diese Anstalten wirklich zu Stande gekommen sind und noch jetzt fortdauern, oder nicht, darüber kann ich weiter keine Auskunft ertheilen.

Weit zahlreicher als in Malabar sind die Abtheilungen der Kasten, besonders die der Kaste Shudra, zu Karnate. Hier giebt es Modeli, Pulle, Vellàlen, Agemmadhia, Badughèn, oder Telenga, Maravèn, Coravèn, Padhaci, Areshipalli, Uotta, Pallèn, Sciacchilièn, Cemman, Tottien, Cavarè, Valluvèr, Vannàn,

Nacivèn oder Ambettèn, und wie die Mitglieder dieser Kasten sonst noch genannt werden. Mehrere zu denselben gehörige Familien, haben Karnate verlassen, und sich theils nach Malabar, theils nach andern Ländern begeben, um daselbst Brod zu verdienen. Um Ihnen keine Langeweile zu verursachen, will ich hier abbrechen, und Sie nur noch mit einigen sonderbaren Gebräuchen dieser Kasten bekannt machen.

In Karnate, und zwar in der Gegend von Tinavelli, soll es, wie man mich versichert hat, eine Kaste geben, bei welcher es allen Mannspersonen ohne Ausnahme aufs strengste verboten ist, sich bei Tage einer Frauensperson zu nähern. Die verheuratheten Männer sogar dürfen ihre Weiber nur im Dunkeln besuchen, und sie weder bei hellem Tage noch beim Lampenschimmer in Augenschein nehmen. Letztere sind, wie die Kleider in einem Schranke, in verschiedene Zimmer eingeschlossen, worin sie sich, in Gesellschaft anderer Frauenspersonen von der nämlichen Kaste, damit beschäftigen, daß sie Matten flechten und andere weibliche Arbeiten verfertigen. Diese nämlichen Frauenspersonen sorgen, wann die Hausfrau erkrankt, für ihre Wartung, und wenn sie mit Tode abgeht, so steckt sie ihr Mann in einen Sack, und schickt sie ohne weitere Umstände auf den Scheiterhaufen. Diese sonderbare Gewohnheit, deren pünktliche Befolgung ich mir unmöglich erklären kann, soll seit ungefähr funfzig bis sechzig Jahren sehr in Abnahme gekommen seyn, und die Kaste selbst besteht etzt nur noch aus einer kleinen Anzahl Familien. Ich

bin zwar selbst zu Tinavelli, oder Tirunavelli gewesen, habe aber leider vergessen mich nach diesem seltsamen Gebrauche zu erkundigen.

Eine andere Kaste, welche Greiner genannt wird, und zwar hie und da verbreitet, übrigens aber nicht gar zahlreich ist, hat es sich zum Gesetz gemacht, an allen jenen Tagen, wo nicht die Sonne, wäre es auch nur auf ein Paar Minuten, aus den Wolken hervorblickt, schlechterdings keine Speise zu sich zu nehmen. Doch, ich bin es überdrüßig, alle diese Verirrungen des menschlichen Verstandes namhaft zu machen, und mich noch länger in dem ermüdenden Wirrwarr dieser unzählbaren Kasten herumzutreiben, deren ausführliche Beschreibung ein großes und dickes Buch füllen würde; ein Buch, das, wenn auch der Verfasser noch so viele Mühe darauf verwendete, am Ende dennoch, nach aller Wahrscheinlichkeit, ungelesen bliebe.

Sonderbar genug ist es, daß noch zur Zeit Niemand unter den geringern Kästen aufgestanden ist, der gegen die Lehre von den Kasten, und die dadurch von den Braminen gleich anfangs eingeführte und den Indiern aufgedrungene Ungleichheit der Stände, das mindeste eingewendet hat. Dies ist doch wohl der stärkste Beweis, daß die Religion und die ursprünglichen Einrichtungen, mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Charakter eines Volks wirken, und ihn dergestalt umändern können, daß es nicht mehr im Stande ist, dem Zurufe der gesunden Vernunft Gehör zu geben. Da

man dem Indier von der frühesten Kindheit an vorsagt, Gott habe ihn um der Sünden willen, die er in einem frühern Leben begangen habe, in den Zustand versetzt, worin er geboren worden sey, und bis an das Ende seines Lebens verharren müsse, so fügt er sich willig und gern in den vorgeblichen Willen des Allmächtigen, weil er fest überzeugt ist, daß er diese Strafe verdient habe, und nie wird es ihm einfallen, von Seiten seiner Priester nur die mindeste Betrügerei zu ahnen.

Welcher bösartige Genius, welcher Feind der menschlichen Natur, mag wohl die verabscheuungswürdige Einsetzung der Kasten erfunden haben? Wer kam wohl zuerst auf den verruchten Gedanken, die Menschen, welche die Natur ursprünglich zum gesellschaftlichen Leben bestimmte, von einander zu trennen und abzusondern? Wer durfte sich erkühnen, den wohlthätigsten unter allen Trieben, welche sie dem Menschen ins Herz senkte, für strafbar zu erklären? Der Mensch lebt mit den Thieren in Gesellschaft, vor welchen er einen so entschiedenen Vorzug behauptet, und er erfrecht sich, den Stolz so weit zu treiben, daß seine Nebenmenschen sich ihm nicht nähern, ihn nicht anrühren, nicht einmal die Luft einathmen sollen, die er einathmet? Muß nicht eine Anordnung dieser Art, so gehässig und herabwürdigend sie für die geringern Stände ist, zugleich in eben dem Verhältniß für die höhern und vornehmern lästig seyn und sie zum öftern in die größte Verlegenheit setzen? Da nun jede Kaste offenbar ihren Vortheil dabei finden würde, wenn sie dieser Anordnung entsagte, so fragt

sich, wie es wohl zugieng, daß sich dieselbe so viele Jahrtausende hindurch, troz den Eingebungen der gesunden Vernunft, troz der Intoleranz von Seiten der Muselmänner und Portugiesen, und des von andern Völkerschaften darüber erhobenen Spottes, dennoch erhalten hat?

Rollin lobt, wenn ich nicht irre, die alten Aegypter, daß sie das Volk in verschiedene Klassen eintheilten, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, in so fern mit den indischen Kasten einige Aehnlichkeit hatten, als Niemand aus seiner Klasse treten, oder ein Gewerbe treiben durfte, das ihm nicht vermöge seiner Geburt zukam. Einige andere achtungswürdige Schriftsteller sind in Betreff der Kasten ebenfalls ganz anderer Meinung als ich, und halten den Stifter derselben für einen sehr einsichtsvollen tiefdenkenden Gesetzgeber, der Jedem, ehe er noch das Licht der Welt erblickte, seine dereinstige Bestimmung unabänderlich anwies, ihm die Bahn vorzeichnete, welche er von Anbeginn seiner irdischen Wallfahrt, bis an das Ende derselben, ohne im mindesten davon abzuweichen, durchlaufen mußte, mithin allen Stolz, so wie überhaupt jede stürmische Leidenschaft, in der Geburt erstickte, folglich die Ordnung, die zur Erhaltung der Ruhe und Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens schlechterdings nothwendig ist, auf den zweckmäßigsten und dauerhaftesten Grundlagen befestigte. Diese Veranstaltung, sagt man, erhält und befördert die Subordination, ohne welche kein gut eingerichteter Staat bestehen kann; sie verhindert die Auswanderung,

und macht es den Unterthanen beinahe unmöglich, ihr Vaterland zu verlassen, weil ihnen keine andere Wahl übrig bleibt, als entweder nie wieder dahin zurückzukehren, oder sich im entgegengesetzten Falle der größten Beschimpfung und Herabwürdigung bloß zu stellen; sie hat endlich die Folge, daß sich der menschliche Geist, da er sein Schicksal nicht zu ändern vermag, nach dem Gesetze der unvermeidlichen Nothwendigkeit fügt, und nicht nur in den ihm vorgezeichneten Schranken bleibt, sondern auch innerhalb derselben ein ruhiges und zufriedenes Leben führt. Sonach wird es dem Indier von der frühesten Jugend an leicht, sich dem Geschäfte oder der Lebensart, wozu ihn, seiner Meinung nach, der Himmel berufen hat, mit Vergnügen zu widmen, ohne sich von ängstlichen oder kümmervollen Gedanken beunruhigen zu lassen. Die Handwerke, die Künste, die Wissenschaften, womit sich diese oder jene Kaste ausschließlich beschäftigt, können daher desto leichter und zweckmäßiger in Aufnahme gebracht, verbessert und zu ihrer endlichen Vollkommenheit gefördert werden.

Von dieser oder ähnlicher Art sind die Gründe, wodurch sich einige veranlaßt gefunden haben, die Erfindung der Kasten für eine eben so weise, als nützliche politische Anstalt zu halten.

Wenn aber diese Erfindung schon an und für sich betrachtet nichts taugt, und auf ganz ungegründeten Voraussetzungen beruht, wenn sie sich schlechterdings nicht mit der natürlichen Ordnung der Dinge verträgt,

und sich weit über alle Gränzen erstreckt, wie kann sie denn auch nur auf die entfernteste Art von Nutzen seyn? Sie schafft weder Weber, noch Zimmerleute, noch Soldaten, sondern bloß Menschen. Es ist offenbar gegen die natürliche Freiheit des Menschen, daß dadurch seine Neigungen eingeschränkt werden; denn die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens erfordert solches nur dann, wann diese Neigungen mit den Rechten aller und jedes Einzelnen im Widerspruche stehen. Die Unterwürfigkeit, welche eine geringere Kaste gegen eine höhere zu beobachten hat, ist in Indien weder so wichtig, noch so nothwendig, wie in jedem andern gut eingerichteten Staate; sie gründet sich weder auf hervorstechende Talente, noch auf einen höhern Grad von Tugend, oder Verdienst, das der Vornehmere entweder wirklich besitzt, oder wenigstens zu besitzen scheinet; kurz, sie ist etwas ganz anderes, wie allen denen bekannt seyn wird, die sich eine Zeitlang in Indien aufgehalten haben.

Hiernächst ist das Vorgeben, als wenn die Künste und Wissenschaften durch die Stiftung der Kasten immer mehr vervollkommnet würden, durchaus ohne Grund, wie solches sowohl aus der Geschichte der Indier, als auch jener der Aegypter, klar und deutlich hervorgeht. Wenn man den Menschen dazu verurtheilt, sein ganzes Leben hindurch in demselben Zustande zu bleiben, worin er geboren wurde, so erschlaffen alle seine Geisteskräfte. Jener Wetteifer, ohne welchen die Künste keine Fortschritte machen, und der die Menschen anfeuert, sich großen Anstrengungen zu unterziehen, ist in Indien gänzlich er-

löschen. Ehrenbezeugungen, welchen die Industrie hauptsächlich ihr Aufkommen zu danken hat, sind hier keine Belohnungen für die, welche sich auf eine oder die andere Art auszuzeichnen suchen. Jeder Künstler und Handwerker begnügt sich mit dem, was er von seinem Vater erlernt hat, und thut, wenn er auch gleich könnte, schlechterdings keinen Schritt weiter vorwärts. Was sollte ihn denn auch dazu antreiben? Vielleicht das Bestreben Reichthümer zu erwerben? Diese würden ihn aber, wenn er auch wirklich dazu gelangen könnte, doch nicht aus seiner Kaste befreien, deren Lebensgenüsse er sich auch ohne eine solche Anstrengung verschaffen kann. Ueberdies würde er sich dadurch der Raubgierde und den Plackereien seines Despoten nur um so mehr ausgesetzt sehen. Noch mehr! Wenn sich eine gewisse Klasse Menschen zu sehr vervielfältigt (ein Fall, der natürlicher Weise über kurz oder lang eintreten muß), wenn es, zum Beispiel in einem Staate weit mehr Schuhmacher giebt, als Leute, welche Schuhe nöthig haben, was sollen alsdann die, denen es an Arbeit fehlt, anfangen, wenn ihnen ein für allemal verboten ist, ein anderes Metier zu ergreifen? Was würde wohl in jenem Zeitalter, wo das Mönchswesen noch in vollem Flor stand, aus Europa geworden seyn, wenn die Pfaffen, die Laienbrüder und Nonnen, die Erlaubniß gehabt hätten, sich unter einander zu verheurathen, und wenn sodann ihre Kinder ebenfalls Pfaffen, Laienbrüder und Nonnen hätten werden müssen, ohne sich je dem Ackerbau, den Künsten und Handwerkern, dem Soldatenstande, dem Seewesen u. s. w. widmen zu dürfen? Unfehlbar würde

diese einzige Volksklasse den andern alle Arbeiten aufgebürdet, selbigen die Früchte ihres Fleißes vor dem Munde weggenommen, und überhaupt unter allen Ständen Jammer und Elend verbreitet haben. Bei uns Europäern wäre es beinahe so weit gekommen, und in Betreff der Braminen ist dieser Fall wirklich in Indien hie und da eingetreten. Die Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes erforderte zwar anfänglich eine gewisse Anzahl Priester; die sämmtlichen Nachkommen derselben widmeten sich aber ebenfalls dem geistlichen Stande; ihre Anzahl nahm daher so außerordentlich zu, daß sie sich, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, allerlei Ränke und Betrügereien erlaubten, und folglich dem ganzen Staatskörper auf die unerträglichste Weise zur Last fielen. Nach den Gesetzen des Menu ist es zwar den Braminen allerdings gestattet, sich auch noch auf andere Art, als bloß mit ihren geistlichen Verrichtungen zu beschäftigen; dieses Hülfsmittel findet aber nur unter den dringendsten Umständen statt, und ist noch überdies durch eine Menge Klauseln so sehr beschränkt, daß es ihnen wenig oder gar keinen Nutzen verschafft. Diejenigen Braminen, welche sich auf eine andere als die ihnen vorgeschriebene Art beschäftigen, stehen sowohl bei ihrer, als andern Kasten in keiner sonderlichen Achtung.

Der Mann, wer er auch immer gewesen seyn mag, der in Indien die Kasten erfand, und das Volk in verschiedene Klassen eintheilte, stellte solches dadurch allen den Uebeln blos, die es seitdem erduldet hat, und noch

jetzt erduldet; denn eben davon, anderer Ursachen nicht zu erwähnen, rührt meines Erachtens hauptsächlich jene Schwäche her, welche die Indier, so oft sie von einem feindlichen Einfalle bedrohet wurden, jederzeit an den Tag legten. Wo keine Gleichheit der Rechte statt findet, kann natürlicher Weise keine Eintracht herrschen, und wo keine Eintracht ist, fehlt es an Stärke. Diese zwar einfache, aber äußerst wichtige Wahrheit, findet man auf jedem Blatte der Geschichte bestätigt. Brama setzte den Fortschritten der Civilisirung bei den Indiern unübersteigliche Hindernisse entgegen, und es schien, als wenn er bei jeder Gelegenheit zu diesem Volke sagte: Bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter. Seine Priester suchten es in der tiefsten Unwissenheit zu erhalten, häuften Fabeln auf Fabeln, anstatt nützliche Kenntnisse und faßliche Wahrheiten zu verbreiten, erfanden eine Menge nichtiger Formalitäten in Betreff der Religion, und verblendeten die Gemüther durch den crassesten Aberglauben. Sie bestrebten sich demnächst auf alle erdenkliche Art, jene künstlichen imaginären Dämme zu befestigen, welche die verschiedenen Kasten von einander absondern, leisteten eben dadurch den Eroberern Indiens den thätigsten Beistand, und trugen, selbst ohne es zu wissen, das meiste dazu bei, daß diese schönen Gegenden bis auf den heutigen Tag noch immer von den Engländern unterjocht sind. Letztere sehen nur allzugut ein, daß sie gegen ihren eigenen Vortheil handeln würden, wenn sie den Einfluß, welchen die Braminen auf jene Völkerschaften haben, die ohne sie viel fester zusammen halten, folglich weit mehr Stärke be-

sitzen würden, zu vermindern suchten. Sie lassen es sich daher äußerst angelegen seyn, dieselben in Achtung und Ansehen zu erhalten, und bedienen sich ihrer bei allen Arten von Geschäften, die sie mit den Hinduern abzumachen haben; denn sie wissen aus täglicher Erfahrung, daß sich diese Menschen, wie alle andern Völker der Erde, von ihren Pfaffen bei der Nase herumführen lassen.

Eilfter Brief.

Bemerkungen über die Braminen. — Einige ihrer Schelmenstreiche. — Glaube der Indier an die Astrologie, Zauberei u. s. w.

In diesem Briefe will ich Ihnen nun einige Bemerkungen über die Priester des Brama mittheilen, über jene erhabenen, großmüthigen Philosophen, wie sie der Verfasser des Systema Brahmanicum zu nennen beliebt, die mit so außerordentlicher Strenge auf die Befolgung ihrer uralten, heiligen Gesetze halten. Vor allen Dingen kann ich Ihnen nicht bergen, daß mit diesen Leuten, seitdem sie der Verfasser des gedachten Werks zum letztenmale gesprochen hat, eine gewaltige Veränderung vorgegangen seyn muß; denn ich habe schlechterdings nichts bei ihnen wahrgenommen, was sie berechtigen könnte, auf diese ehrenvollen Benennungen Anspruch zu machen. Ich will zwar keineswegs in Abrede stellen,

daß sie strenge auf die Beobachtung ihrer Gesetze und herkömmlichen Gebräuche halten, wenn sie dabei ihren Vortheil finden; nicht minder gewiß ist es aber auch, daß sich eine große Anzahl dieser Menschen durch eine mäßige Summe Geldes sehr leicht bewegen läßt, sie gänzlich hintan zu setzen. Verheimlichung, Stillschweigen, dies ist es, worauf alles ankömmt, und darum ist es ihnen hauptsächlich zu thun. In ihrem Innern scheinen sie fest überzeugt zu seyn, daß ihr System nicht sowohl einen religiösen, als vielmehr politischen Zweck habe. Kurz, von ihrer Großmuth, ihrer erhabenen Philosophie, die der gedachte Verfasser so außerordentlich rühmt, ist mir, wie ich mit voller Wahrheit versichern kann, nicht das allermindeste bekannt, es müßte denn seyn, daß er hierunter den eben so strafbaren, als boshaften Gebrauch verstände, welchen sie von ihren höhern Kenntnissen und Eigenschaften machen, um ihren Nebenmenschen durch eine ungeheure Menge Fabeln den Kopf zu verwirren, sich ein wichtiges Ansehen zu geben, und denselben ihre kleine Habe aus den Händen zu reißen.

Dieser nämliche Schriftsteller erzählt, als einst der König von Travankor, Xama Varmer, in Kriegszeiten einige öffentliche, zu gottesdienstlichem Gebrauche bestimmte Gebäude habe niederreißen lassen, sey ihm von den Braminen angedeutet worden, daß sie ihn von dieser Sünde nicht eher lossprechen könnten, bis er den Göttern zuvörderst eine Menge Opfer darbringe, und eine goldene Kuh gießen lasse, welche von solcher Beschaffenheit seyn müsse, daß er hinten hinein und vorn

wieder herauskriechen könne, um sein Vergehen auf diese Art wieder abzubüßen. Ist dies die erhabene Philosophie die den Pater Paulinus so sehr zur Bewunderung hinreißt? Der gedachte Fürst begieng wirklich die Schwachheit, sich dieser lächerlichen Ceremonie, wie sein Vorgänger Vira Martanda, zu unterwerfen; denn die Braminen hatten ihm zu verstehen gegeben, daß dieses das einzige Mittel sey, seine Wiedergeburt zu bewerkstelligen, und sich aus der Kaste der Nayer, in welcher er geboren war, wenigstens bis zur untersten Klasse der Braminen empor zu schwingen. Der Verfasser des Systema Brahmanicum läugnet zwar, daß hiebei diese Absicht zum Grunde gelegen habe; das einstimmige Zeugniß der Einwohner von Travankor ist aber mehr als hinreichend, ihn zu widerlegen. Er sagt ferner, Herr Donaud, ein französischer Ingenieur in Diensten des gedachten Fürsten, hätte ihn versichert, daß er diese goldene Kuh zu Padmanaboram selbst in Augenschein genommen habe, wo sie auch noch jetzt aufbewahrt werde. Ich habe wohl länger in der Welt gelebt, und mehr gesehen, als unser Autor sammt seinem Herrn Donaud. Letzterer der nun mit Tode abgegangen ist, war ein Erzlügner und Schwätzer. Die große goldene Kuh wurde, sobald die Ceremonie vorbei war, auf Veranstaltung der Braminen in Stücken zerschnitten und unter sie vertheilt. Ganz Travankor kann dies bezeugen. Der Bramine ersinnet die Opfer und Gaben, wodurch die Götter versöhnt werden sollen, und thut sich nachher auf Kosten der Andächtler etwas zu gute. Uebrigens giebt es unter diesem indischen Pfaffenpack, wie anderwärts auch, sowohl

Betrüger als Betrogene, Menschen, die sich maschinenmäßig leiten lassen, und andere, die diese Maschinen in Gang setzen. Die rohesten und unwissendsten, glauben alles ganz treuherzig, was man ihnen vorschwatzt, und lassen sich durch diesen Glauben nicht selten zum Fanatismus verleiten, die schlauern und hellsehenden hingegen, wissen woran sie sind, lassen sich als treue Gehülfen gebrauchen und führen die Aufsicht über das große Werk, worauf sich ihr Interesse und ihre Macht gründet. Wer mir nicht glauben will, der komme hieher, sehe mit eigenen Augen wie die Sachen stehen, und ich bin sehr überzeugt, daß er alsdann wenigstens mir glauben wird.

In den Asiatic Researches wird ein Vorfall erzählt, der mit dem oben erwähnten viele Aehnlichkeit hat. Der unglückliche Raghu-Nath-Raja, gewöhnlich Ragobà genannt, schickte nämlich zwei Braminen ab, welche sich als Gesandte nach England begeben sollten; sie waren aber kaum bis nach Sues gekommen, als sie schon wieder durch Persien in ihre Heimath zurückkehrten. Da sie nun auf ihrer Reise über den Indus *) gegangen waren, den weder die Braminen noch

*) Eben so streng ist es auch den Hinduern verboten, über den Caramnasa, oder den verfluchten Fluß, zu setzen. Bei diesem Verbote lag zuverlässig keine andere Absicht zum Grunde, als dadurch das Auswandern zu verhindern. Die Glossatoren unter den Braminen sagen, der Urheber dieses Verbots habe bloß die gewöhnlichen und bekannten Mittel, über diese Flüsse zu setzen, berücksichtigt; wenn daher Jemand auf einen Sprung, oder in einem Luftballon, oder

andere dem Dienste der Gottheit gewidmete Personen, passiren dürfen, und da man hiernächst für bekannt annahm, daß es ihnen schlechterdings nicht möglich sey, auf ihrer Wanderung durch so manche von unreinen Volksstämmen bewohnte Länder, nach der in den heiligen Büchern vorgeschriebenen Weise zu leben, so wurden sie bei ihrer Rückkunft als Leute behandelt, die nicht mehr in ihrer Kaste geduldet zu werden verdienten. Von allen Orten und Enden kamen daher die gelehrtesten Braminen zusammen, um über einen so wichtigen Punkt zu wiederholtenmalen mit einander zu berathschlagen. Mit seiner ganzen Autorität konnte es Ragobà schlechterdings nicht dahin bringen, daß seine beiden Braminen absolvirt worden wären. Bei dem allen fällte die gottgeheiligte Versammlung am Ende das Urtheil, daß selbige, in Betracht ihres unbescholtenen Charakters und in Erwägung ihrer zum Besten des Vaterlandes unternommenen Reise, regenerirt und von neuem in den Prie-

durch Zauberei, oder sonst auf eine noch zur Zeit unbekannte Art hinüber gelangen könne, so mache sich derselbe keiner Sünde theilhaftig. Ueberhaupt fehlt es den Braminen, in Fällen wobei ihr Gewissen ins Gedränge kömmt, nie an dergleichen Ausflüchten, und ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß sie in diesen und anderen solchen Stücken mit unseren katholischen Theologen und Kasuisten viele Aehnlichkeit haben. Der Caramnasa ist ein Fluß, den man während der trockenen Jahreszeit durchwaten kann. Dessen ungeachtet bezahlt der Indier, wenn er hinüber muß, lieber einen Muhammedaner, der ihn auf seine Schultern nimmt, und an das jenseitige Ufer trägt, um das verfluchte Wasser ja nicht mit seinen Füßen zu berühren.

sterorden aufgenommen werden könnten. Um nun diese Regeneration zu bewerkstelligen, verfertigt man eine Statüe vom reinsten Golde, die, um die gebärende Kraft der Natur zu symbolisiren, entweder ein Weib, oder eine Kuh vorstellt, und worin derjenige, welcher regenerirt werden soll, auf kurze Zeit eingesperrt wird. Wenn es nicht anders seyn kann (heißt es in den Asiatic Researches), so begnügen sich die Braminen auch wohl mit einer Abbildung des geheiligten Joni (weiblichen Zeugungsgliedes), durch welches derjenige, um dessen Regenerirung es zu thun ist, hindurch kriechen muß. Die Statüe, welche Ragobà, um die Regenerirung seiner beiden Gesandten ins Werk zu setzen, verfertigen ließ, war vom feinsten Golde und in natürlicher Größe. Die Geschenke, welche die von allen Seiten herbeiströmenden Braminen davon trugen, waren von unschätzbarem Werthe.

„In der That, sagt Pater Paulinus an einem andern Orte, unter allen Gesetzbüchern der Europäer, findet sich kein einziges, das so trefflich eingerichtet ist, wie jenes der Indier.“ Und nachdem er uns erzählt hat, daß sowohl die Tempel der Heiden als Christen, nebst den zu ihrer Unterhaltung angewiesenen Fonds, von allen Gelderpressungen frei sind, und dem Könige weder Steuern noch Abgaben entrichten dürfen, ruft er in vollem Enthusiasmus aus: „Ist es daher nicht viel besser unter den Heiden zu leben, als sich nach den albernen Gesetzen und Einrichtungen einiger europäischen Neuerer richten zu müssen?“

Verlohnt es sich wohl der Mühe, über dergleichen Stellen einige Bemerkungen zu machen?

An einem andern Orte erzählt er, den König von Travankor habe im Jahr 1785 fünf Personen spießen lassen, weil sie eine Kuh getödtet hätten *), führt hier-

*) Ich will hier dem obigen, von unserm Autor angeführten Beispiele, noch ein anderes beifügen. Zu Maulichere, in Travankor, brachte ein Rajer eine Kuh ums Leben, die in einem Holwege gerade auf ihn lossprang. Das Recht der Selbstvertheidigung war keineswegs hinreichend, diesen Unglücklichen von der eben so unvernünftigen als grausamen Strafe zu befreien, die gewöhnlich auf solche Vergehungen folgt. So wurde mir wenigstens in Travankor erzählt. Indessen hat es seine vollkommene Richtigkeit, daß in dem Gesetzbuche, welches die in Kalkutta befindlichen Braminen zusammengetragen haben, ausdrücklich gesagt wird, wenn man einer wütenden Kuh auf keine andere Art entgehen könne, so sey es allerdings erlaubt, sie zu tödten.

Im Vorbeigehen muß ich hier anmerken, daß das äusserst strenge Verbot, nach welchem im Gebiete Indischer Fürsten, wie zum Beispiel in Travankor, weder Kühe noch Ochsen getödtet werden dürfen, die Folge gehabt hat, daß sich hier diese Thiere ganz außerordentlich vermehrt haben; demungeachtet ist aber ihre Anzahl doch nicht so groß, wie in anderen Provinzen, die unter der Botmässigkeit muhammedanischer Fürsten, oder der englischen Compagnie stehen, wo man von ihrem Fleische Gebrauch macht.

Wenn in Travankor, oder im Gebiete des Rajah von Cochin, ein Christ eine Kuh tödtet, so bleibt dem

auf noch einige andere Beispiele an, die zum Beweis dienen sollen, daß die Indier für dieses Thier eine ganz besondere religiöse Achtung hegen, nennet jene Könige außerordentlich fromme Männer, Philosophen, und so weiter, und entrüstet sich endlich auf eine höchst lächerliche Art, gegen Herrn De Pauw, dem er, gleichsam im Triumph, folgende Frage vorlegt: „Mit welcher Stirn, auf welche Art, mit welchen Weisheitswaffen, darf sich wohl Jemand erdreusten, es mit diesen Königen, diesen bramanischen Philosophen aufzunehmen?" Lesen Sie das Uebrige selbst nach; es ist drolligt genug. Sollte man nicht auf den Gedanken verfallen, daß ein Mann, der sich auf diese Art ausdrückt, der solche Schlüsse macht, ganz von Sinnen seyn müsse? Ich habe mich einige Jahre lang im Gebiete des Rama Varmer, Königs von Travankor, aufgehalten, und verschiedentlich Gelegenheit gehabt, mit ihm zu sprechen; denn er konnte sich in der englischen und portugiesischen Sprache ziemlich gut ausdrücken. Man hielt ihn für einen Mann, der es in den Wissenschaften der Braminen sehr weit gebracht hatte. Er verstand das Sanskritanische, Persische, und einige andere Sprachen, war sehr herablassend, verrieth viele Bildung, und würde, dünkt mich, ein ganz vortrefflicher Fürst gewesen seyn, wenn ihm nicht die Braminen und ihre abergläubischen mit dem gröbsten Eigen-

dasigen Bischoff das Recht vorbehalten, ihm dieserhalb die Absolution zu ertheilen, damit der Fürst nicht zum Zorn gereizt werde, und sich veranlaßt finde, alle übrigen Christen zu verfolgen.

nutze verbundenen Gebräuche, den Kopf verwirrt hätten. Sein ganzes Leben hindurch, besonders aber in seinen alten Tagen, war er von einer ungeheuern Menge solcher Schurken umgeben, die aus allen Theilen von Indien Schaarenweise herbeieilten, um sich von dem Schweiße und Blute seiner Unterthanen zu mästen. Diese raubgierigen Hummeln verzehrten den größten Theil des Honigs, welches die arbeitsamen Bienen eingetragen hatten, und machten es folglich auch hier, wie überall, wo ihnen solches gestattet wird.

Unter unzähligen Beispielen, die von den Kniffen der Braminen zeugen, will ich hier nur einige namhaft machen.

Zu Palàni, einem Orte, der ungefähr zwei Tagereisen von Palacacceri entfernt ist, stand auf einem hohen Berge ein dem Gotte Subramannia gewidmeter Tempel, oder eine sogenannte Pagode, nebst einem Kloster, das eine große Anzahl Braminen bewohnen. Hier bringen nün die Andächtler eine ungeheure Menge Gaben und Opfer dar. Der Hirt opfert Milch, der Ackersmann Getraide; kurz Jeder giebt, nach Verhältniß seines Standes und Broderwerbs, was er vermag. Der Gott nimmt alles, und noch dazu, wie man sagt, mit eigenen Händen an. Die geringern Kasten, welche sich dem Tempel nicht nähern dürfen, entledigen sich ihrer Geschenke in einiger Entfernung, der Gott hat aber so lange Arme, daß er auch bis dahin reicht, und sie ebenfalls in Empfang nimmt. Da übrigens bei dieser Ge-

legenheit allerlei Sachen in den Tempel gebracht werden, wovon die Braminen keinen Gebrauch machen können, so glaube ich ganz gewiß, daß sie dieselben heimlich auf den Markt schicken, und sie wie andere Waaren unter der Hand verkaufen lassen. Der Gott Subramannia ist ein gewaltiger Wunderthäter. Nie fällt in der Nähe seines Tempels ein Blatt vom Baume; die zum Opfer dargebrachte Milch wird nie sauer; und kein unsauberes, lästiges, oder giftiges Insekt, wagt sich je in diesen heiligen Bezirk. Sich diesem Gotte zu Ehren den Leib aufzuschlitzen, oder die Kehle abzuschneiden ist, wie die Glaubigen versichern, bloß Spaß; denn der Subramannia macht den Leichnam dessen, der sich ihm auf diese Art opfert, sogleich wieder lebendig, und zwar auf eine solche Art, daß man von der Wunde keine Spur mehr sieht. Man verschafft diesem Gotte jährlich eine gewisse Anzahl auserlesener Jungfrauen, die er bis in ihr zwanzigstes oder fünf und zwanzigstes Jahr seines Beischlafs würdigt. Da er Soldat ist, so nimmt er es bei der Auswahl dieser Mädchen eben nicht so genau, und macht sich nichts daraus, wenn auch welche darunter sind, die zu den geringern Kasten gehören.] Humilia respicit. (Er erhöhet das Niedrige).

Eines Tages stieß ich zufälliger Weise auf eine dieser Beischläferinnen, die er, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, fortgeschickt hatte. Die Hauptveranlassung war gewiß keine andere, als daß sie ihm zu alt wurde. Sie hatte fünf oder sechs Bedienten bei sich, die in den Ortschaften, durch welche sie der Weg führte, über-

all umhergiengen, und die Geschenke in Empfang nahmen, die ihr von den Einwohnern, welche sie die Frau des Gottes nannten, dargebracht wurden. Ihre Kleidung war sehr anständig, ich möchte wohl sagen prachtvoll, und bestand aus goldenen und silbernen Spitzen. In der einen Hand hatte sie einen kleinen Spieß, nebst einem Bildnisse des Gottes, ihres Gemals, und sonst noch verschiedene Sinnbilder. Aus ihrem Betragen, aus allen ihren Gebärden, leuchtete ein so ungekünsteltes Wesen, eine solche Anmuth hervor, daß man deutlich genug merkte, sie habe sich den hierin von den Braminen erhaltenen Unterricht trefflich zu Nutze gemacht. Nie sah ich so feurige und durchdringende Blicke, nie eine schönere und reizendere Gesichtsbildung. So oft ich sie ansah, fiel mir der Vers ein:

Ihr Auge, das bald schweigt bald spricht,
Enthüllt das Herz, und trüget nicht.

In der Folge traf ich unterwegs wieder eine ähnliche Frau an, die ungefähr zwölf bis dreizehn Jahre alt seyn mochte. Die Andächtler eilten Haufenweise herbei, sie auf eben die Art, wie die vorerwähnte, zu bekomplimentiren, und veranstalteten ihr zu Ehren, als der Abend herannahete, allerlei kleine Freudenfeste und Illuminationen an. Auf vorgängige Bitte eines ihrer Anhänger, mit dem ich bekannt war, fand sie sich eines Tages nebst ihrem ganzen Gefolge zum Besuch bei mir ein, wo ich sodann Gelegenheit hatte, mich in Betreff des Gottes, ihres Ehegemals, ausführlich mit ihr zu unterhalten. Sie war, für ihr Alter, sehr gut unterrichtet, zwar nicht

sonderlich schön, aber eben so sittsam und artig, wie jene. Sie hatte einen Inspirirten bei sich, der, als er ein Paar Rupieen bekommen hatte, sogleich anfieng die Augen zu verdrehen, sich wie ein Besessener gebärdete, und mit aller Gewalt den Schleier hinwegzuschieben strebte, der uns Profanen die Geheimnisse der Zukunft verhüllt. Hierauf prophezeihte er mir verschiedene glückliche Ereignisse, die ich nun in christlicher Geduld abwarten werde.

Indessen begnügen sich die Götter und Göttinnen, deren die Braminen eine unglaubliche Anzahl in ihren Tempeln verehren, nicht immer mit denselben Opfern und Gaben, wie zum Beispiele mit Reis, Früchten, Milch, Butter, Zucker, Honig, und andern dergleichen Dingen. Einige sind äußerst lüstern nach gewissen Getränken, die mit unserm Branntweine viele Aehnlichkeit haben, welche sie aber ganz in Geheim zu sich nehmen. Kurz, diese Götter haben eben so sonderbare Launen und Einfälle wie die Menschen. Wiewohl nun aber alle berauschende Getränke den Hinduern auf das strengste verboten sind, so darf man dennoch nicht glauben, daß sie die Gewissenhaftigkeit so weit treiben, sich deren gänzlich zu enthalten. Ich selbst war in Malabar mit verschiedenen Najern bekannt, die den Trunk liebten, und während meines Aufenthalts zu Tirvandràm, oder Tiruvananda buròn, der Hauptstadt im Königreiche Travankor, wurden an den Thoren dieser Stadt einige Frauenspersonen verhaftet, welche mehrere Flaschen Arrak unter ihren Kleidern in der Absicht versteckt hatten, sie verschiedenen

Braminen zuzustellen, die deswegen bei dem Könige in Ungnade fielen. Ein gewisser Najer sagte mir, Wein und andere starke Getränke zu trinken, werde seiner Kaste zu keiner gar großen Sünde angerechnet, und man könne dieselbe durch das Hersagen eines gewissen Gebetes leicht abbüßen.

In ältern Zeiten waren die Braminen, allem Vermuthen nach, eben so listig und schlau, wie sie es noch bis auf den heutigen Tag sind. Als Muhammed der Erste *) nach einem sehr hartnäckigen Widerstande und einer mörderischen Feldschlacht, seinen Einzug in Sumnat, einer hohen Bergveste, gehalten hatte, die auf einer schmalen Halbinsel in Guzurate lag, auf drei Seiten vom Meere bespült wurde, und wegen eines ur-

*) Dies war der erste Muhammedanische Fürst, welcher in Indien Eroberungen machte, und die Zeit seiner Invasion fällt in das Jahr 1002 der christlichen Zeitrechnung. Er residirte zu Gazea, der Hauptstadt einer Provinz, die in der Nähe von Kandahar liegt, und war der Stammvater der Gaznaviten, die eine eigene Dynastie ausmachten. Diese herrschten über die Länder, welche er erobert hatte, bis zum Jahr 1157, wo sodann Kussen Gauri die Dynastie der Gauriten stiftete. Unter der Regierung dieser letztern wurde das Reich durch die eroberten Provinzen Multam und Deli vergrößert, worauf sodann mancherlei Revolutionen folgten, bis endlich Tamerlan im Jahr 1398 nach Indien kam, und hier die Herrschaft der Mogolen (Mungln) einführte. (S. Dow's Geschichte von Hindostan.)

alten, dem Sumnat gewidmeten Tempels berühmt war, gab er sogleich Befehl, die kolossalische fünf Ellen hohe Bildsäule dieses Götzen zu zerschlagen, und die Trümmer derselben theils vor die dasige Moschee zu werfen, theils sie als ein Opfer nach Mekka und Medina zu senden. Dieser Befehl veranlaßte einen allgemeinen Auflauf unter den Braminen, und sie erboten sich, zehn Millionen in Gold zu zahlen, wenn derselbe widerrufen würde. Die Omra riethen dem Muhammed dieses Erbieten anzunehmen, und stellten ihm vor, wenn er auch gleich die gedachte Bildsäule zertrümmern lasse, so sey er deswegen doch nicht im Stande den Götzendienst zu vernichten, und er könne sich daher eine Stufe zum Himmel bauen, wenn er dieses Geld unter dürftige Muhammedaner vertheile. Muhammed versetzte, dies sey wohl wahr, aber er fürchte, man werde ihn alsdann den Bilderverkäufer nennen, da er doch den ehrenvollen Titel eines Bilderzerstörers zu verdienen wünsche. Als man nun das Götzenbild zerschlug, fand sich, daß es durchaus mit Diamanten, Rubinen und Perlen angefüllt war, deren Werth weit mehr betrug, als die Geldsumme, welche die Braminen dafür geboten hatten.

Der besagte Tempel war ungeheuer groß und enthielt unermeßliche Schätze. Zwei tausend Braminen hatten darin die gottesdienstlichen Verrichtungen zu besorgen; auch waren an demselben fünfhundert Tänzerinnen angestellt, welche theils wegen ihrer Schönheit, theils in Ansehung ihrer hohen Geburt, alle Achtung verdienten; denn selbst die Rajahs hielten es für eine ganz be-

sondere Ehre, wenn ihre Töchter unter diese Anzahl aufgenommen wurden. Die Zahl der Musikanten belief sich auf dreihundert, und eben so stark war jene der Barbiere, die dazu bestellt waren, den Andächtigen, ehe sie vor dem Gotte erscheinen durften, das Haar abzuscheeren. Außer dem oben erwähnten kolossalischen Götzenbilde standen in dem gedachten Tempel noch einige Tausend kleinere, theils von Gold, theils von Silber; und die sechs und funfzig Säulen, welche die außerordentlich hohe Decke dieses so geräumigen Tempels stützten, waren mit Edelsteinen ausgelegt. Außer den unzähligen Geschenken, die aus allen Gegenden des Reichs hierher geschickt wurden, hatten die indischen Fürsten zwei tausend Dörfer, nebst den dazu gehörigen Grundstücken zum Unterhalte der Braminen angewiesen. Wann eine Sonnenfinsterniß eintrat, so fanden sich in diesem Tempel vierzig bis funfzigtausend andächtige Seelen ein. Das Götzenbild wurde Morgens und Abends mit Wasser aus dem Ganges gewaschen, obgleich dieser Fluß mehr als tausend italiänische Meilen*) von dort entfernt war. Eine einzige große Lampe war hinreichend den Tempel zu erhellen; denn da die Wände ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt waren, so strahlte das Licht, welches diese Lampe verbreitete, von allen Seiten blendend zurück.

Die Braminen machen sich ein eigenes Geschäft daraus, von Zeit zu Zeit allerlei Prophezeihungen zu ver-

*) Oder 250 geogr. Meilen. D. H.

breiten, allerlei Wunder zu erdichten, welche sich bald da, bald dort ereignet haben sollen, und das Volk durch drohende Orakelsprüche, welche sie auf die eine oder die andere Art vernommen haben wollten, in Schrecken zu setzen, damit es die erzürnten Götter durch Opfer und Gaben versöhne. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die abgeschmackten Mährchen anführen wollte, welche bald dieser bald jener in der Absicht erdichtet, nicht etwa nur das gemeine Volk, sondern sogar die angesehensten Leute, selbst die Rajahs nicht ausgenommen, und zwar immer mit dem glücklichsten Erfolge, hinter das Licht zu führen.

Die Indier, im Ganzen betrachtet, glauben steif und fest an Vorhersagungen, an die Wirksamkeit der Zaubermittel, der Talismane und Amulete, oder mit gewissen Charakteren und Formeln beschriebene Zettel, welche sie entweder um den Arm binden, oder am Halse, auch wohl am Gürtel tragen. Wenn Jemand ihrer Leichtgläubigkeit spottet, so lachen sie ihrer Seits ebenfalls über seine Unwissenheit, oder verwundern sich wenigstens, wie es nur möglich sey, an so zuverlässigen und durch die vollgültigsten Beweise bestätigten Thatsachen zu zweifeln. Ferner glauben sie an die Existenz und Macht bösartiger Geister, welche sich in gewissen Seen, auf gewissen Bergen, in gewissen bezauberten und heiligen Wäldern aufhalten und sie bewachen; so auch an Dämonen von mancherlei Art und Charakter, die von Zeit zu Zeit in menschliche Körper fahren und darin ihr Wesen treiben. Ich selbst habe verschiedentlich

die Ceremonieen mit angesehen, welche man in der Absicht veranstaltete, die bösen Geister aus dergleichen Besessenen auszutreiben. Es waren größtentheils Frauenspersonen, und dieses Geschlecht hat ohnehin, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, den Fehler an sich, daß es sich leicht von seiner zügellosen Phantasie hinreissen läßt und die unglaublichsten Dinge für wahr hält. Das imposante Ansehen und die gebieterische Stimme des Beschwörers, das Brüllen, die Zuckungen und die äußerst gewaltsamen Anstrengungen der Besessenen, dann das Geschrei und die ängstlichen Grimassen der erschrockenen Zuschauer, dies Alles stellte einen eben so frappanten und drolligen Anblick dar, wie man ihn bei unsern ehedem in Europa gebräuchlichen Exorcisationen wahrnehmen konnte. Dieses Possenspiel verwandelt sich aber in eine wahre Tragödie, wenn man es als eine Folge der Seelenkrankheiten betrachtet, welchen das arme Menschengeschlecht unterworfen ist, das ganz dazu bestimmt scheint, sich ewig am Gängelbande herumführen zu lassen.

Der allgemeine tief eingewurzelte Glaube der Indier an glückliche und unglückliche Tage, ist ein anderer nicht minder wichtiger Umstand, der sie mit immerwährender Angst und Besorgniß erfüllt. Keiner unternimmt eine Reise, ohne vorher den Braminen um Rath zu fragen, welcher das Buch besitzt, worin die Tage und Stunden angezeigt sind, an welchen der Indier ausgehen oder abreisen darf. Sobald er diese in Erfahrung gebracht hat, läßt er sich weder durch Regen noch Unge-

witter abhalten, seinen Marsch anzutreten, wenn er auch den ersten Tag nur eine kurze Strecke Weges zurücklegen sollte. Im entgegengesetzten Falle muß er einen, auch wohl mehrere Tage lang und bis zu einer glücklichern Stunde warten. Noch mehr! Sobald ihm, wenn er aus dem Hause geht, gewisse Thiere begegnen, gewisse Vögel einen andern Flug nehmen, als sie eigentlich nehmen sollten, oder sich sonst gewisse unglückliche Vorbedeutungen ereignen, so muß er augenblicklich wieder umkehren, und sich bis zu einem günstigern Zeitpunkte gedulden *). Auf dergleichen Umstände hat er auch beim Heurathen, Bauen, Handeln, Säen, kurz bei allen und jeden Gelegenheiten, wenn sie auch noch so unbedeutend wären, Rücksicht zu nehmen. Ist es nicht traurig, das sich der Mensch immer und überall mit einer Menge eingebildeter Leiden, Sorgen und Kümmernisse herumschlägt, als wenn die, welche ihm die Natur auflegt, und die er ohnehin nicht vermeiden kann,

*) Sollte man es sich als möglich denken, daß einige berühmte Europäische Astronomen schwach genug waren, auf eben die Art wie die Indier an die Astrologie zu glauben? Tycho Brahe, der ohnehin äußerst abergläubisch war, sagt ausdrücklich in seinen Schriften, er habe, als der Grundstein von Oranienburg gelegt werden sollte, hierzu einen Tag ausersehen, an welchem die Constellation der Gestirne diesem Bau eine vieljährige Dauer versprochen habe. Wann er ausgieng und ihm ein altes Weib begegnete, kehrte er sogleich wieder um und schloß sich ein, damit ihm kein Unglück widerführe. Eben so machte er es, wenn ihm ein Hase über den Weg lief.

noch lange nicht hinreichend wären! Die Hälfte des Jahres besteht für den Indier aus unglücklichen Tagen, und dennoch kann uns seine Indolenz und Unentschlossenheit in Verwunderung setzen? Ist etwa die Unthätigkeit dieser Menschen nicht eine natürliche Folge der Meinungen und Gebräuche, welche sie unter sich eingeführt haben.?

Wiewohl fast alle Indier, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche sonst in Betreff anderer Gegenstände keine gemeinen Einsichten verrathen, vollkommen überzeugt sind, daß die Wissenschaft künftige Dinge vorher zu sehen, ihre Richtigkeit habe, so wissen sie doch nur allzugut, daß sich die Braminen derselben zu Erreichung ihrer Privatabsichten bedienen, und daß die Regierungen durch diese nämlichen Braminen sie dazu anwenden, gewisse politische Zwecke zu erreichen, und die Ausführung manches Unternehmens zu beschleunigen, oder sie zu verzögern, z. B. Krieg zu führen, oder Friede zu schließen, ihre Unterthanen zu besänftigen, oder ihre Gemüther in Feuer und Flammen zu setzen, gerade so, wie es die Römer mit den Augurien machten.

Hiernächst giebt es auch noch gewisse Mittel, worauf die Indier ihr ganzes Vertrauen setzen, wenn sie eine Frauensperson zur Liebe reizen wollen; ingleichen auch Zaubermittel gegen die heimlichen Nachstellungen und offenbaren Anfälle der bösen Geister (von welchen sich einige sogar in Töpfe und andere irdene Gefäße verstecken sollen), gegen neidische feindlich gesinnte Leute,

gegen Vergiftungen; Mittel sie fest zu machen, oder doch wenigstens nicht besiegt zu werden; tausend Jahre und wohl noch länger am Leben zu bleiben; kurz, Worte und Zeichen, die auf nichts Geringeres abzwecken, als den Lauf der Natur zu verändern.

So oft ein Kind auf die Welt kömmt, schlagen die Braminen ihre astrologischen Tafeln nach, prophezeihen ihm sein künftiges Geschick aus der Constellation der Gestirne, und merken zu dem Ende sorgfältig die Stunde und den Augenblick seiner Geburt an. Die gelehrtesten unter ihnen verfertigen Almanache oder Kalender, und schicken sie aus den Hauptprovinzen in die minder bedeutenden, wo man sie abschreibt. In diesen Kalendern stehen die Sonnen- und Mondsfinsternisse, die Festage, die merkwürdigsten Begebenheiten, welche in demselben Jahre vorkommen, gerade so, wie in den unsrigen; auch sind darin die glücklichen und unglücklichen Tage angegeben, wovon weiter oben die Rede war; mit einem Worte alle jene Phantastereien, die man für baares Geld verkauft, um in den Gemüthern leichtglaubiger Menschen Furcht oder Hoffnung zu erregen. Ein großer Theil der Braminen lebt bloß davon, daß er Tag für Tag zu vornehmen und reichen Personen geht, und ihnen aus diesen Kalendern vorliefet *). Die Wahr-

*) Der Almanach, worin die Stunden, in welchen ein Unternehmen gut oder übel von statten geht, mit möglichster Genauigkeit angezeigt sind, wird Pangianga genannt. Die Indier theilen sowohl den Tag als die Nacht

sagerkunst macht in den Büchern, worin die Braminen ihre Einkünfte verzeichnen, einen sehr wichtigen und einträglichen Artikel aus. Hobbes hatte wohl recht, wenn

in dreißig Theile, die eben so viele ihrer Stunden ausmachen. Um Ihnen von diesem Pangianga einen Begriff zu geben, will ich hier die Stunden auszeichnen, welche den Montag von Sonnenaufgang an ausmachen, nebst deren glücklicher oder unglücklicher Bedeutung. Erste Stunde: In dieser ist weder Glück noch Gewinn zu hoffen. 2.) Gut Reisen. 3.) Die Waare bringt Gewinn. 4.) Nicht gut Säen. 5.) Es ist gut, wenn man sich wäscht, um das Herz zu reinigen. 6.) Alles was man anfängt, wird gut von statten gehen. 7.) Wer etwas in der Absicht unternimmt, seinen Nebenmenschen Schaden zuzufügen, dem wird es gelingen. 8.) Wer spielt, kann sein Glück machen. 9.) Gut Pachten oder Verpachten. 10.) Gut Essen. 11.) Gut Kinder zeugen. 12.) Wer Gutes zu stiften sucht, erreicht seinen Zweck. 13.) Verschafft Glück in Kampf und Schlacht. 14.) Ist gut, sich einer schlimmen Sache zu unterziehen. 15.) Wer nach Sieg strebt, erringt ihn. 16.) Wer einen Kranken in die Kur nimmt, stellt ihn wieder her. 17.) Wer Hammel, und andere dergleichen Waaren einkaufen will, hat sich vor Schaden zu hüten. 18.) Wer etwas unternimmt, um Jemanden in Schrecken zu setzen; der erreicht seine Absicht. 19.) Ist gut ein neu gebautes Haus zu beziehen und Besuch abzustatten. 20.) Wer Gift schluckt, dem wird solches eben so wenig schaden, als wenn er vom Amret, dem Tranke der Unsterblichkeit, getrunken hätte. 21.) Ist gut zu Veranstaltung eines Festes. 22.) Ist nicht gut Berathschlagen. 23.) Ist nicht gut, sich auf irgend ein Geschäft einzulassen. 24.) In dieser Stunde muß man mit Niemand sich in Streit einlassen; denn es könnte leicht übel ablaufen. 25.) Wie in der neunzehnten Stunde. 26.) Al-



er sagte, die Astrologie sey ein Stratagem, um den Hunger auf Kosten einfältiger Menschen zu befriedigen: fugiendae egestatis causa, hominis stratagema est, ut praedam auferat a populo stulto.

Diese Verblendung muß freilich jeden Europäer, der sie mit ansieht, oftmals zum Lachen, mitunter auch wohl zum Unwillen reizen. Könnte man ihm aber nicht mit allem Rechte zurufen: Quid rides? Mutato nomine de te fabula narratur!

Unsere Verwunderung über diese thörichten astrologischen Gebräuche der Indier, wie über ihre andern religiösen Phantastereien, wird sogleich ihre Endschaft

les geht glücklich von statten. 27.) Ist nicht gut auf einen Baum steigen. 28.) Ist gut für die, welche bei großen und vornehmen Leuten Beschäftigung suchen. 29.) Ist gut seine Feinde zu verfolgen. 30.) Ist gut, Handelsgeschäfte zu betreiben.

Auf eben diese Art hat jede Stunde der Nacht ihr eigenes Prognostikon. Wiewohl dies Alles weiter nichts als dummes Zeug ist, das die bitterste Langeweile verursacht, so kann es doch für einen Europäer, der viel Verkehr mit den Hinduern, und besonders mit solchen hat, die mehr als andere dem Aberglauben ergeben sind, allerdings von einigem Nutzen seyn, sich mit dergleichen Dingen bekannt zu machen. Abraham Roger ertheilt in seiner Abhandlung über die Abgötterei (Trattato della Idolatria) von diesem Pangionga, oder Almanach der Indier, ausführlichere Nachricht.

erreichen, wenn wir einen aufmerksamen Blick auf die unzählbaren, eben so unvernünftigen als abergläubischen Meinungen werfen, die in unserm Europa, in diesem nämlichen Europa, das wir für den Mittelpunkt der Aufklärung halten, von jeher geherrscht haben, und daselbst noch jetzt herrschen. Die Gegenstände des Aberglaubens mögen sich wohl verändert haben, aber die Unvernunft behauptet noch immer ihre vormalige Herrschaft und überall fehlt es an Prüfungsgeist. Die Religionsmißbräuche bei einem Volke ganz auszurotten, ist beinahe nicht möglich. Alles was der Gesetzgeber thun kann, ist dies, daß er ihre Anzahl zu beschränken und ihre Schädlichkeit zu vermindern sucht. Wer wird wohl in Abrede stellen, daß die Engländer eine der aufgeklärtesten Nationen sind? Und dennoch ist hier der Pöbel noch eben so dumm und abergläubisch, wie überall. Man denke hiernächst an die eben so mannichfaltigen als läppischen Religionsgebräuche, die bei den Römern eingeführt waren; an ihre Augurn, Luperken und Luperkalien; ihre Potitier und Pinarien; ihre Arvalischen Brüder und die von denselben veranstalteten Flurgänge Arnbarvalien genannt; an ihre Flamines Diales, Martiales und Quirinales; an ihren Rex Sacrificulus; an ihre Salier und deren Ancilien? an ihre Fecialen und den Pater Patratus; an ihre Deumvirn, Decemvirn und Quindecemvirn, welche die Sybillinischen Bücher in ihrer Verwahrung hatten; an ihre Koribanten, oder Priester der Cybele; und endlich an alles das, was Cicero in seinem Buche

de Divinatione im Betreff dieses Gegenstandes anführt. Bei diesem großen und berühmten Volke, gab es eben so viele Marktschreier und Scharlatane, wie bei den Indiern, und Niemand hat sie besser charakterisirt, als der Dichter Ennius. Glauben Sie vielleicht, daß der Aberglaube bei uns weniger überhand genommen habe, so belieben Sie hierüber nur den Compère Matthieu oder ein anderes Buch dieser Art nachzulesen.

Zwölfter Brief.

Gesichtszüge der Indier. — Schönheit ihrer Frauenzimmer. — Cölibat. — Ehescheidung. — Heurathsgebräuche. — Vielweiberei. — Verbrennung der Wittwen. — Von den Devadâsî oder Tänzerinnen.

Die Indier, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, haben in ihrem Aeußern, besonders aber in ihren Gesichtszügen, viele Aehnlichkeit mit den Europäern. Indeß bemerkt man unter ihren Kasten eine gewisse Verschiedenheit der Physiognomie, die sich zwar nicht deutlich beschreiben läßt, aber einem geübten Beobachter sogleich ins Auge fällt. Man kann sie daher gleich auf den ersten Blick eben so leicht von einander unterscheiden, wie bei uns einen Teutschen von einem Franzosen, einen Engländer von einem Spanier, und einen Holländer von einem Italiäner.

Obgleich die Indier, was ihren Wuchs anbelangt, den Europäern nicht unähnlich sehen, so haben sie doch bei weitem keinen so starken robusten Körperbau wie wir, sondern sind im Gegentheil viel zärter, gelenksamer, und ungezwungener. Einige schreiben dies der Wärme ihres Klima zu, ohne jedoch, wie mich dünkt, einen hinreichenden Grund anzugeben; denn die Afrikaner, welche doch unter demselben Grade der Breite wohnen, und andere Völkerschaften, die einen noch stärkeren Grad von Hitze erdulden müssen, sind ungleich robuster. Ich glaube daher, daß solches von mehrern und zwar ganz andern Ursachen herrührt; zum Beispiel von ihrer schlechten, spärlichen, oftmals ungesunden Kost; von dem Umstande, daß sie sich zu frühzeitig verheurathen, und daß sie sich zu wenig Bewegung machen; denn die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Indier, welche eine mühsame Handthierung treiben, und dabei nahrhaftere Speisen zu sich nehmen, den Europäern an vollem und starken Gliederbau im geringsten nichts nachgeben. Sugia-al-Doula, der zwar ein Muhammedaner, aber von einer Familie entsprossen war, welche sich schon vor langer Zeit in Indien niedergelassen hatte, soll im Stande gewesen seyn, einem Büffel mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf abzuhauen. Die Weiber und Töchter der Hinduer sind, bis auf die Verschiedenheit der Farbe, nicht minder schön als unsere Europäerinnen, oder als die Frauenspersonen bei irgend einem andern wohlgebildeten Volke. Sie haben einen eben so zarten proportionirlichen Wuchs, eben so regelmäßige Gesichtszüge, und übertreffen sie vielleicht noch

in Ansehung der Augen, deren Feuer und Lebhaftigkeit gewöhnlich nur dann erst erlischt, wann die kalte Alles vernichtende Hand der Zeit, die übrigen Theile des Körpers bereits ausgetrocknet und den Schönen dadurch angedeutet hat, daß ihre Reize vergänglich sind. Indessen muß man die Schönheit der Hinduerinnen weder nach dem Ansehen der Fischerweiber, welche sich am Seegestade aufhalten, noch nach jenen elenden weiblichen Gestalten beurtheilen, die sich zu den verächtlichsten niedrigsten Verrichtungen gebrauchen lassen, ihre ganze Lebenszeit in Mangel und Elend zubringen, und sich nur selten satt essen können. Demungeachtet pflegt dies von einigen Reisebeschreibern zu geschehen, die, sobald sie nur die Küste von Indien betreten haben, sogleich über Alles ein entscheidendes Urtheil fällen. Was den Hinduerinnen einen vorzüglichen Werth giebt, ist eine gewisse Anmuth, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen ist, eine gewisse Einfalt und Naivetät, eine gewisse Grazie, die sich schlechterdings nicht mit Worten beschreiben läßt, und welche unsere Europäerinnen, trotz aller angewendeten Kunstgriffe, gewiß nie erreichen würden. Uebrigens gereicht solches ihrem Witze und ihrem ungekünstelten Betragen nicht im geringsten zum Nachtheile. Da ich wenig oder nichts von ihrer Sprache verstehe, so kann ich Ihnen freilich nicht genau sagen, ob und in wiefern ihre galanten und verliebten Unterredungen unterhaltend und anziehend sind, oder nicht; indeß kann Ihnen folgendes Beispiel einen Begriff davon geben. Ich befand mich einst bei einem vornehmen Hinduer, und dieser führte mich in einen Garten, der an den sei-

nigen fließ, und worin die Tochter eines wohlhabenden Najers herumspazierte, indem sie zugleich einige Kühe hütete, die daselbst graseten. Da selbige, sobald sie uns ansichtig wurde, sich umdrehte, als wenn sie uns ausweichen wollte, so fragte sie der Hinduer, ob ihr vielleicht unsere Ankunft zuwider sey? Sie blieb stehen, und erwiederte lächelnd; Ich wüßte nicht, warum mir Ihre Ankunft zuwider seyn sollte. Sehen Sie nur, wie gut diesen Thieren (sie wieß auf die Kühe) seitdem Sie hier sind, ihr Futter schmeckt! Diese Bäume prangen jetzt mit einem frischern Grün und haben ein viel schöneres Ansehen. Diese Blumen putzen sich sichtbar heraus; sogar dieses Gras scheint sich zu freuen. Warum sollte denn mir allein Ihre Ankunft mißfallen? — „So übersetzte wenigstens mein Freund die Antwort der jungen Hinduerin. Sie war freilich etwas poetisch, und wenn unser Petrarka ins Malabarische übersetzt wäre, so würde ich darauf schwören, sie müsse ihn gelesen haben. Uebrigens gleicht die Schönheit der Hinduischen Frauenzimmer einer Blüte, welche sich hier viel schneller entwickelt, als anderwärts; und die Veränderungen, welche die Zeit damit vornimmt, sind eben darum desto auffallender und unangenehmer. Eine Frauensperson fängt hier gewöhnlicher Weise schon in ihrem zwanzigsten, oder fünf und zwanzigsten Jahre an zu altern und ist mit zehn oder zwölf Jahren, auch wohl noch früher, schon mannbar. Ob dieses, wie einige behaupten wollen, von der Beschaffenheit des Klimas, oder von dem Zusammentreffen mehrerer andern Umstände herrührt, getraue ich mir nicht zu

entscheiden; denn man findet in Indien hin und wieder mehrere Personen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, die ein eben so hohes Alter erreichen, wie unsere Landsleute in Europa. Die spärliche und noch überdies wässerichte Kost, welche daran schuld ist, daß die Fibern nie ihre gehörige Konsistenz bekommen; die wenige Sorgfalt, welche die Frauenspersonen auf die Erhaltung ihrer Schönheit verwenden; und mehr als dies, der frühzeitige Beischlaf und die darauf folgenden Entbindungen, machen dieses schleunige Hinwelken, dünkt mich, so ziemlich erklärbar.

Mit Ausnahme einer verhältnißmäßig unbedeutenden Anzahl Fanatiker, deren ich weiter oben erwähnte, sind die Hinduer eben keine sonderlichen Liebhaber vom ehelosen Stande. Ihre Religion macht es ihnen zur Pflicht, sich zu verheurathen, und sie halten dies für eine der schönsten und heiligsten Handlungen, deren sich der Mensch unterziehen kann, woran Gott einen besondern Wohlgefallen hat, und wozu er Segen und Gedeihen giebt. Den Cölibat hingegen, wenn er nicht durch die dringendste Nothwendigkeit veranlaßt wird, halten sie für eine schändliche, die Menschheit entehrende Lebensart, für eine offenbare Narrheit, die dem Gesetz der Natur zuwider läuft, und sich mit dem Glauben an die Vorsehung schlechterdings nicht vereinbaren läßt. Wer das Leben empfangen hat, sagen sie, muß es auch andern, wenn es irgend in seinem Vermögen steht, wieder mittheilen. Dies geht so weit, daß ihnen sogar nach den Gesetzen erlaubt ist zu lügen, wenn dadurch

eine Heurath zu Stande gebracht werden kann *); und daß man gleichsam mit einander wetteifert, demjenigen, welcher sich zu verheurathen wünscht, auf alle mögliche Art zu Ausführung seines Vorhabens behülflich zu seyn. Ungeachtet der von Seiten der Regierung verübten Tirannei, nehmen dennoch die elendesten Menschen nicht den mindesten Anstand, sich zu verheurathen; denn ihre Bedürfnisse sind so äußerst beschränkt, daß sie eben keine sonderliche Mühe anwenden dürfen, dieselben zu befriedigen; auch sind die Gesetze, nach welchen man sich in Ehestandsangelegenheiten zu richten hat, nichts weniger als streng. Sobald nämlich der Mann mit seiner Frau nicht mehr auskommen kann, steht es ihm frei, sich von ihr zu trennen, und eine andere zu nehmen; und auf eben diese Art verhält sich die Frau in Ansehung ihres Mannes. Es müssen zwar immer, wenn eine Ehescheidung vor sich gehen soll, gewisse Gründe angegeben werden, aber selten oder nie untersucht man die Wichtigkeit derselben, besonders wenn beide Theile mit einander einverstanden sind.

Die Gebräuche und Ceremonieen, welche vor und nach der Trauung beobachtet werden müssen, sind nach Verschiedenheit der Kasten von mancherlei Art. Bei jenen der Adelichen und Reichen, sind sie, wegen der vielen Gastereien und Feierlichkeiten, deren sie, nach herkömmlicher Sitte, nicht überhoben seyn können, sehr kostspielig und prachtvoll. Die Verlobten lassen sich

*) M. s. das Gesetzbuch der Gentoo oder Hinduer.

alsdann, auf das prächtigste gekleidet, mehrere Tage nach einander in ihren Palankins durch die Hauptstrassen tragen. Ihre sämmtlichen Anverwandten und Freunde, welche theils zu Pferde, theils auf Elephanten sitzen, geleiten sie in feierlicher Prozession und im Gefolge einer großen Anzahl Bedienten, Musikanten, und Tänzerinnen. Letztere zeigen ihre Kunst theils vor den Palankins, so oft die Neuzuvermählenden (welches von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt) Halt machen lassen, theils vor dem Hause der Braut, unter einer großen bedeckten Laube, welche bei dieser Gelegenheit erbauet und Paudal genannt wird. Diese Staatsprozessionen werden meistens des Abends veranstaltet, wo man es sodann auch nicht an Illumination und Feuerwerken ermangeln läßt.

Am Schlusse der Hochzeitsceremonie wird das Oman, oder Opferfeuer angezündet, welches für die Götter bestimmt ist, und aus verschiedenen für heilig geachteten Holzarten besteht, unter welchen besonders ein gewisser Baum bemerkt zu werden verdienet, der in der Sanskritansprache Batta und auf Malabarisch Al-Morón genannt wird. Der Bramine sagt bei dieser Gelegenheit einige Gebetsformeln und Stoßseufzer her, die an die Götter gerichtet sind, und wirft von Zeit zu Zeit, so wie die Neuvermählten, welche andächtiglich dabei stehen, Weihrauch, Sandelholz, Oel, Butter, Reiß und andere dergleichen Dinge ins Feuer. Dieses Oman, und mehrere andere Ceremonieen, von welchen einige mit der sogenannten Confarreation

der alten Römer viele Aehnlichkeit haben, nehmen den Tag über mehrere Stunden weg, und werden verschiedene Tage nach einander wiederholt. Endlich nimmt der Brautvater beide Hände seiner Tochter, legt sie in jene des Bräutigams, und übergiebt ihm dieselbe, indem er im Beiseyn sämmtlicher Hochzeitgäste gewisse feierliche Worte laut nachspricht, die ihm von dem Braminen vorgesagt werden. Hierauf zerbricht der Bramine eine Kokosnuß in zwei Theile, segnet das Tali ein, läßt es von allen Anwesenden anrühren, und überreicht es dem Bräutigam, der solches der Braut an einem Bändchen um den Hals hängt. Dieses Tali ist eine kleine goldene Figur, die alle verehlichte Personen am Halse tragen. Sie vertritt gewissermaßen die Stelle des bei uns gebräuchlichen Trauringes, und dienet eigentlich zur Befestigung des Bandes, wodurch die beiden Eheleute mit einander vereint sind. Wenn nun dies Alles vorbei ist, und sich bei der Braut noch keine Merkmale der Schwangerschaft äußern (wie solches, bei den angesehensten Familien und Kasten, so bald sich ein Mädchen verheurathet, gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt), so bleibt sie so lange in ihrer Aeltern Hause, bis diese Kennzeichen zum Vorschein kommen.

Bei den geringern Kasten sind zwar die Hochzeitgebräuche viel einfacher, doch muß die Trauung jederzeit in Gegenwart des Häuptlings der Kaste vollzogen werden, wenn anders die Ehe gültig seyn soll. In Malabar giebt ihm der Bräutigam einen kleinen Stein in die Hand, zum Zeichen, daß er unter Beobachtung der

gehörigen Formalitäten getrauet ist, und wenn er sich nachher von seinem Weibe scheidet, so fordert er dieses Steinchen wieder zurück, welches ihm dann auch verabfolgt werden muß.

Was die Mitgabe betrifft, so wird es damit verschiedentlich gehalten. Gehört die Braut zu einer höhern Kaste, so bringt sie dem Bräutigam gemeiniglich eine Aussteuer zu. In der Kaste der Sudra hingegen, ist der Gebrauch eingeführt, daß der Bräutigam dem Vater der Braut eine gewisse Geldsumme als ein Geschenk überreichen muß.

Ehe der Heurathskontrakt zu Stande kömmt, werden mit ängstlicher Sorgfalt, und mit der größten Genauigkeit eine Menge Beobachtungen angestellt, um die Constellation der Gestirne zu erforschen, und in Erfahrung zu bringen, ob die Ehe glücklich oder unglücklich ausfallen werde. Auch dürfen die Indier nicht zu allen Jahreszeiten heurathen, sondern nur im Februar, Mai, Junius, October, und zu Anfange des Novembers.

Es steht den Indiern frei, mehrere Weiber zu nehmen, aber meistens sind es nur die Reichen, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Arme Leute begnügen sich gewöhnlich mit einer einzigen Frau, und wenn sie Kinder mit ihr gezeugt haben, so lassen sie sich nicht leicht von ihr scheiden. Die Indier dürfen sich zwar mit den Kindern und Kindeskindern ihrer Schwestern, nicht aber mit jenen ihrer Brüder verehlichen. Einige

heurathen zugleich ihre Schwestern, oder legen sich dieselben öffentlich als Beischläferinnen zu, ohne daß ihnen solches im mindesten zur Schande oder zum Vorwurfe gereicht; wenn aber zwei Brüder zwei Schwestern ehelichen wollen, so wird ihnen solches durchaus nicht gestattet.

Der Umstand, daß die Schönheit der Frauenspersonen in Indien so frühzeitig verblüht, bietet zwar einen sehr scheinbaren Vorwand dar, die Einführung der Polygamie gewissermaßen zu beschönigen; wahrscheinlicher kömmt es mir aber vor, daß sie ihr Daseyn lediglich dem Despotismus zu danken hat. Ueberall, wo sie je festen Fuß gewann, war dieser daran schuld, nicht aber die Natur, welche stets dafür besorgt ist, daß die Anzahl der Manns- und Frauenspersonen unter jedem Himmelsstriche in gehörigem Verhältnisse steht. Wenn die Polygamie in unserm Europa nicht so wie in Asien statt finden konnte, so rührt solches bloß davon her, daß hier die Tirannei sich nie erfrechen durfte, so schamlose Eingriffe in die Rechte des Menschen zu wagen, wie dort. Ein gewisser männlicher Geist, der sich nie ungestraft beleidigen ließ, sich der Beispiele früherer Zeiten erinnerte und sich demnächst auf die Wissenschaften und eine ganz andere Ordnung der Dinge stützte, beseelte von jeher die Herzen der Europäer mit unerschütterlichem Muthe, und selbst die schlauesten Despoten getrauten sich nie, ihn zur Rache zu entflammen. Wo es der Mensch selten oder nie so weit bringen konnte, daß er seine Nebenmenschen als Wesen von einer ganz

andern Art betrachtete, da sah er auch ein, welcher Gefahr er sich aussetzen würde, wenn er auf den Einfall käme, fünfhundert bis tausend der schönsten Mädchen als sein ihm zugehöriges Eigenthum zu behandeln. Allein in Asien ist der Fürst, wie überhaupt der Große und Mächtige, nicht etwa nur unumschränkter Gebieter über seine Nebenmenschen; er ist ein Gott, in dessen Augen sie weiter nichts als elende verächtliche Insekten sind, so daß sich seine Rechte und die ihrigen schlechterdings nicht mit einander vergleichen lassen. Kurz, ich bin fest überzeugt, daß mit der Verfassung eines Staats, wo noch nicht alles Gefühl für Freiheit und Gleichheit erloschen ist, weit eher die Hurerei bestehen kann, als die Polygamie.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse mehrerer Schriftsteller, sind die Indierinnen anspruchslos und bescheiden, von tadelfreier Aufführung, gute Haushälterinnen, zärtliche Mütter *) und eben so treue als folgsame Gattin-

*) An der Gränze von Giuampore, einem Distrikte in der Provinz Benares, der an Ude gränzt, haben die Engländer nur erst vor wenig Jahren eine besondere Kaste entdeckt, welche Ragecumar genannt wird, und in Hinsicht dieses Punktes eine merkwürdige Ausnahme macht.

Es herrscht nämlich unter diesen sogenannten Ragecumar fast durchgehends die Gewohnheit, daß sie den neugebornen Kindern weiblichen Geschlechts weder Milch noch irgend ein anderes Nahrungsmittel reichen, sondern sie verhungern lassen. Diese unmenschliche Gewohnheit bei einem Volke, das doch sonst so gutmüthig ist, und im Gan-

nen. Dies ist, im Allgemeinen betrachtet, wahr, und kann auch nicht anders seyn. Die Natur hat allen Sterblichen ungefähr dieselben Leidenschaften zugetheilt;

zen betrachtet für seine Aeltern die zärtlichste Liebe äußert, scheint beinahe unglaublich zu seyn; und dennoch wird sie durch wiederholte Erfahrungen und Thatsachen nur zu sehr bestätigt. Als man sich bei den Ragecumâr nach der Ursache dieses grausamen Verfahrens erkundigte, gaben sie zur Antwort, es verursache ihnen allzu große und unerschwingliche Kosten, für ihre Töchter schickliche Partieen zu finden. Uebrigens sprachen sie von diesem abscheulichen Gebrauche mit der größten Gleichgültigkeit. Hier sieht man, was Gewohnheit und Beispiel vermögen! Unstreitig ist diese Barbarei eine Folge des Luxus und der Hoffart. Es verhält sich damit eben so, wie mit jener, deren sich viele Aeltern schuldig machen, die ihre Töchter in Nonnenklöster stecken, und sie gleichsam lebendig begraben. Jene Gewohnheit war jedoch, wiewohl sich überall Spuren davon zeigten, in dem Districte der Ragecumâr nicht allgemein eingeführt; denn reiche und wohlhabende Leute erziehen ihre Kinder, ohne auf die Verschiedenheit des Geschlechts Rücksicht zu nehmen. Dieser Ausnahme, und dem Umstande daß sie sich mit den Töchtern ihrer Nachbarn, der Rajputen verheurathen, die wahrscheinlich zu derselben Kaste gehören, oder doch wenigstens nicht sonderlich von ihr verschieden sind, ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Ragecumâr nicht aussterben. Einige in dieser Provinz als Gouverneurs angestellte Engländer, haben sich alle erdenkliche Mühe gegeben, diesen unmenschlichen Gebrauch abzuschaffen, und sowohl die Natur als die gesunde Vernunft wieder in ihre entrissenen Rechte einzusetzen. Sie lassen zu dem Ende die Ragecumâr auf ihre heiligen Bücher schwören, denselben nicht weiter fortzupflanzen.

sie werden aber nach Maaßgabe des gesellschaftlichen Zustandes, des Beispiels, des Herkommens und der Lokalverhältnisse, modificirt, und entweder aufgeregt, oder beschwichtigt, in Thätigkeit gesetzt, oder in Schlummer gewiegt. In Indien sind die Frauenzimmer noch nicht so sehr von der Hoffart und vom Luxus verdorben, wie bei uns in Europa; dort verleitet sie das Bestreben zu gefallen, nicht zu solchen Tollheiten wie hier; sie besuchen keine Bälle noch Schauspielhäuser, weder Assembleen noch andere dergleichen Lustbarkeiten. Wenn eine Frau keine Kinder bekömmt, so hält sie sich dadurch für entehrt, und selbst die ärmsten betrachten dies als ein besonderes Unglück, das der Himmel über sie verhängt hat. Ich habe gesehen, daß sie sich gegen die Götter zu Erfüllung gewisser Gelübde anheischig machten, Almosen austheilten, und die Braminen ansehnlich beschenkten, um dadurch die Gabe der Fruchtbarkeit zu erlangen. Ich habe ferner gesehen, daß sie auf weiten Reisen zwei bis drei kleine Kinder bei sich hatten, die sie mit bewundernswürdiger Geduld und Leutseligkeit bald an der Hand führten, bald auf den Armen oder auf dem Rücken trugen. Die Frauenspersonen, welche zur Kaste Uotta gehören, sind vor allen andern wegen ihrer Keuschheit berühmt. Diese Kaste besteht fast durchgehends aus Leuten, welche sich mit hacken und graben beschäftigen, Dämme ziehen, Graben, Teiche, Brunnen ausstechen, und andere dergleichen Arbeiten verrichten. Sie ist unter allen Kasten die fleißigste. Die Weiber stehen ihren Männern während der Arbeit bei, und kommen ihnen, so zu sagen, Tag und Nacht nicht von der Seite.

Bei dem Allen würde man sehr irren, wenn man hieraus den Schluß zöge, daß die Tugend der Keuschheit in Indien mehr respectirt werde, als anderer Orten. Die Unzucht hat hier äußerst überhand genommen, so daß man von gewissen Kasten und an gewissen Orten mit Recht sagen kann, die Wollust besteht hier die äußerste Probe. So sehr wird daselbst alles hervor gesucht und in Anwendung gebracht, was die üppigste und wollüstigste Einbildungskraft zur Befriedigung sinnlicher Lüste zu erfinden vermag.

Ein Europäer muß sogleich merken, daß sich die Indier von dem, was der Wohlstand mit sich bringt, ganz andere Begriffe machen, als er, wenn er sie von ihren Liebesfreuden, ohne die mindeste Zurückhaltung, ohne nur ein schaamhaftes Lächeln wahrzunehmen, auf eben die Art sprechen hört, wie von der Befridigung ihrer anderweitigen Bedürfnisse.

Nebst dem herrscht unter den Hinduern, sowohl auf der Malabarküste als in ganz Südindien, auch noch eine andere sonderbare Gewohnheit. Wenn sich nämlich bei einem Mädchen die Zeichen der Schwangerschaft äußern, wenn es sich mit seinem Bräutigam verspricht, ihn heurathet, oder ein Kind zur Welt bringt, so versammeln sich an demselbigen Tage alle seine Anverwandtinnen und Freundinnen in dessen Behausung, und erheben von Zeit zu Zeit, um der ganzen Nachbarschaft diese frohe Nachricht bekannt werden zu lassen, ein langsam feierliches Geschrei, daß ein Europäer, der solches zum ersten

Male mit anhört, nicht sowohl für eine Freudenbezeigung, als vielmehr für ein lautes Jammern und Wehklagen hält.

Wenn eine Frauensperson ihre monatliche Reinigung hat, so halten sie alle Hinduer, gleichviel von welcher Kaste sie seyn mögen, durchaus für unrein. Sie muß sich alsdann in einem abgesonderten Zimmer aufhalten, und so lange ihre Reinigung dauert, kömmt Niemand von ihren Anverwandten zu ihr. Gehört sie zu einer ganz armen Familie, in deren Behausung es an Platz fehlt, so muß sie sich in der Nähe derselben unter freiem Himmel aufhalten, und hier ihr Nachtlager aufschlagen.

Jene ungestüme Liebe, die den Menschen nicht selten bis zur Wut entflammt, scheint unter den Indiern ganz unbekannt zu seyn, wiewohl man sie oftmals in ihren Büchern beschrieben findet. Da es ihnen nicht an Gelegenheit fehlt, diesen Trieb ohne Anstand befriedigen zu können, so gelangt derselbe selten zur Reife, und wird, so zu sagen, in der Geburt erstickt. Auch lassen sowohl die Mädchen als ihre Aeltern den Liebhaber nicht lange schmachten, wenn er sonst nur zu ihrer Kaste gehört. Ist er aber von einer andern Kaste, so wird es dem Mädchen nicht leicht einfallen, sich um seine Hand zu bewerben, da sich vorhersehen läßt, daß dieser Wunsch nie gewährt werden kann. Mithin genießen beide Theile die Freuden der Liebe, ohne ihre Bitterkeit zu empfinden, und was diesen Freuden an Lebhaftigkeit mangelt, das wird durch öftere Abwechselung reichlich ersetzt.

Diejenigen Indier, welche sich zur muhammedanischen Religion bekennen, sind im Genusse der thierischen Liebe weit unmäßiger, als die eigentlichen Hinduer, und ihre Ausschweifungen haben die Folge, daß sie sich vor der Zeit entkräften, und das männliche Vermögen verlieren. Sie brauchen daher allerlei geheime Mittel und Quacksalbereien, die das Uebel nur ärger machen. Jeder Europäer, der sich als Arzt ankündigt, kann im voraus darauf rechnen, daß sich eine Menge Kranke dieser Art bei ihm melden werden, die seinen Beistand verlangen. Alle Hülfsmittel sind ihnen recht, nur von dem wirksamsten unter allen, von der Mäßigkeit, wollen sie nichts hören. Wenn dasjenige wahr ist, was man mir von einigen großen Städten, und von gewissen verdächtigen Häusern erzählt hat, so gehen die Schändlichkeiten, welche daselbst verübt werden, über alle Begriffe, und ich würde vor mir selbst erröthen, wenn ich mich entschließen könnte, dieses Blatt mit deren Beschreibung zu besudeln.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine Bemerkung hier einzuschalten. Eines der abscheulichsten Uebel, die der rastlose Handlungs- Eroberungs- und Entdeckungsgeist der Europäer über ferne Weltgegenden verbreitet hat, ist unstreitig jenes verderbliche Gift, welches ganze Generationen im Keime zerstört. In Asien und Afrika wüthet diese Pest heutzutage eben so arg, wo nicht noch ärger, als in Europa, weil die gehörige Kurart in diesen Welttheilen ganz unbekannt ist, und die Bewohner derselben ihren Ausschweifungen schlechter-

dings keine Gränzen setzen. Und wem hat es der Afrikaner, der Asiat, wem haben es die Bewohner jener Inseln, die so viele Jahrhunderte hindurch aller Welt unbekannt waren, wohl zuzuschreiben, daß sie von dieser fürchterlichen Landplage heimgesucht wurden, als ihren Mitbrüdern, den Europäern, die von der Vorsehung dazu bestimmt zu seyn scheinen, auf Erden unendlich viel Böses und sehr wenig Gutes zu verbreiten?

In ältern Zeiten war es üblich, daß vornehme Wittwen nach dem Absterben ihrer Männer den Scheiterhaufen bestiegen, und sich mit ihnen verbrennen ließen; aber heutiges Tages ist dieser Gebrauch, wenigstens in einigen Provinzen, beinahe ganz abgekommen. Auf der eigentlich sogenannten Malabarküste war er entweder nie eingeführt, oder er ist nunmehro ganz aus der Mode; denn ich habe während der ganzen Zeit meines dasigen Aufenthalts nie etwas davon gesehen noch gehört. In Karnate, Karnara, und bei den Maratten, sollen dergleichen Auftritte nicht selten seyn; und in Bengalen kommen sie wenigstens weit öfter vor, als man es nach den Berichten einiger Reisebeschreiber vermuthen sollte. Mehrere Europäer, welche sich ziemlich lange zu Kalkutta aufgehalten hatten, versicherten mich dessen; und ich selbst weiß mich zu erinnern, daß in den vier bis fünf Monaten, die ich daselbst zubrachte, verschiedene Wittwen in der umliegenden Gegend verbrannt wurden. *)

*) „Der Aberglaube, (sagt ein zu Kalkutta ansessiger Engländer) „welchen die Braminen eingeführt haben, und der von so

Einige halten dafür, diese unmenschliche Gewohnheit sey bloß deswegen eingeführt worden, um die Weiber dadurch abzuhalten, daß sie ihre Männer nicht mehr, wie solches in ältern Zeiten häufig geschehen sey, vergiften sollten; andere sind hingegen der Meinung schwache Gemüther seyen bloß dadurch zu dieser fanati-

„Vielen als gutartig und unschädlich geschildert wird, ist „seiner Beschaffenheit nach, wie ich aus glaubwürdiger un„widerlegbarer Erfahrung überzeugt bin, äußerst grausam, „unbarmherzig und blutdürstig. Diese Ursache der Ent„völkerung verdient daher von Seiten der Regierung alle „mögliche Aufmerksamkeit. Das Verbrennen der Wittwen, „welches man sonst nur für einen partiellen sehr eingeschränk„ten Gebrauch hielt, erstreckt sich sehr weit und ist fast all„gemein eingeführt. Nach einer Berechnung des Ritters „Wilhelm Chambers, soll sich die Anzahl der Witt„wen, welche sich mit den Leichnamen ihrer Ehegatten ver„brennen lassen, nur allein in den zu Bengalen gehö„rigen Provinzen, jährlich auf funzig tausend belaufen." — Diese Berechnung des Ritters Chambers, sey er übrigens noch so gut unterrichtet gewesen, scheint allerdings übertrieben zu seyn. Indessen irre ich gewiß nicht, wenn ich die Anzahl der Wittwen, die jährlich auf diese barbarische Art hingerichtet werden, auf einige Tausende schätze. Nach dem Absterben eines Rajah müssen bekanntlich zwanzig, dreißig, auch wohl noch mehrere seiner hinterlassenen Weiber und Beischläferinnen den Scheiterhaufen besteigen. Abraham Roger erzählt, zu Paliacate, dem damaligen Aufenthaltsorte dieses Schriftstellers, auf der Koromandelküste, seyen einst nach dem Tode eines zur Kaste der Csciattria gehörigen vornehmen Herrn, nicht weniger als sechzig Frauenspersonen zu gleicher Zeit verbrannt worden.

schen Aufopferung bewogen worden, weil in den heiligen Büchern ausdrücklich gesagt werde: „Ein Weib, „das mit seinem Manne zu gleicher Zeit stirbt, wird „sich dereinst in seiner Gesellschaft einer immerwähren„den Glückseligkeit zu erfreuen haben.“

Die eigentliche Entstehung dieses seit undenklichen Zeiten eingeführten Gebrauchs, möchte sich wohl nicht leicht mit völliger Gewißheit ausmitteln lassen; indeß ist es nicht unwahrscheinlich, daß hieran die außerordentliche Liebe, welche einige Weiber für ihre Ehegatten hegten, und die sich bei deren Hinscheiden in Verzweiflung verwandelte, ebenfalls Antheil hatte, so wie auf der andern Seite die Eifersucht, welche verschiedene Ehemänner mit in ihr Grab nahmen; denn man hat mich versichert, daß einige dieser letztern, sowohl in gesunden Tagen, als auch insbesondere gegen das Ende ihres Lebens, ihre Gattinnen zu Entrichtung dieses Opfers vermittelst eines fürchterlichen Eidschwurs verpflichten, wozu sich diese in jenen Augenblicken der innigsten Rührung nicht lange nöthigen lassen.

Unter der Regierung der muhammedanischen Fürsten suchte man zwar diesen fürchterlichen Aeußerungen der Liebe, des Stolzes und der Todesverachtung, einigen Widerstand zu leisten, der aber so schwach war, daß die Hinduer nur eine gewisse Geldsumme erlegen durften, um selbige ungestört fortsetzen zu können. Dies mußte natürlicher Weise dazu beitragen, den Enthusiasmus immer stärker anzufachen, anstatt ihn zu mindern. Die

Engländer mißbilligen zwar diese Gewohnheit, scheinen sie aber zu dulden; wie sie denn überhaupt in Hinsicht der Indier Alles dulden, wenn diese nur Alles geduldig hergeben, was sie von ihnen verlangen.

Wenn sich solche Wittwen dem Scheiterhaufen nahen, so dürfen sie weder weinen, noch sonst einige Kennzeichen der Betrübniß äußern, sondern sie müssen die Fassung behalten, heiter und zufrieden aussehen, und ihre Freude darüber an den Tag legen, daß nun der Zeitpunkt vorhanden ist, wo sie in die Wohnungen der Seligen aufgenommen und mit ihren hingeschiedenen Gatten auf immer wieder vereint werden sollen. Man sagt, ihre Standhaftigkeit werde vorher auf die Probe gestellt, und nicht nur die Braminen, sondern sogar ihre eigenen Anverwandten und Freunde, redeten ihnen auf alle mögliche Art zu, sich nicht verbrennen zu lassen; wenn sie aber ein für allemal auf ihrem Entschlusse beharrten, so werde derselbe für heilig geachtet und könne nicht widerrufen werden. Ich für meine Person zweifle sehr, daß es die Braminen mit diesem Abrathen ernstlich meinen, desto wahrscheinlicher kömmt es mir aber vor, daß sie bloß damit prahlen, um über das Schlachtopfer desto mehr Glanz zu verbreiten, und daß sie bloß deswegen von seiner Standhaftigkeit so viel Wesens machen, um es in seinem Vorhaben zu bestärken; denn auf der andern Seite machen sie ihm weiß, wenn es sich aus reiner wahrer Liebe verbrennen lasse, so werde es in den Flammen wenig oder gar keinen

Schmerz empfinden, und sich noch überdies das Verdienst erwerben, den verstorbenen Gatten, falls er hienieden keinen guten Wandel geführt habe, in jenem Leben von der verdienten Strafe zu befreien.

Der Tag, an welchem dieses fürchterliche Brandopfer veranstaltet wird, ist sowohl für die Familie der Wittwe, welche den Scheiterhaufen besteigt, als auch für die Angehörigen ihres verstorbenen Mannes, insonderheit aber für die Braminen, welchen diese Feierlichkeit viel Geld einbringt, ein Tag der Ehre und des Ruhms. Leute von allen Klassen und Ständen dürfen diese Scene in einer gewissen Entfernung mit ansehen. Die letzten Umarmungen, unter welchen die Wittwe ihre Anverwandten und Freundinnen ans Herz drückt, das letzte Lebewohl, welches sie den Umstehenden zuruft, dies Alles ist außerordentlich rührend und herzerschütternd. Sie vertheilt ihre Juwelen und ihren Schmuck unter dieselben, und bestrebt sich, sie mit heiterer Miene möglichst zu beruhigen; jene hingegen überhäufen sie mit Segenswünschen, und beschwören sie, Gott zu bitten, daß er ihnen dereinst eben so viele Standhaftigkeit verleihen möge, wie ihr. Mit Erstaunen nimmt hier der Zuschauer wahr, was Muth und Entschlossenheit, was die sanftern zärtlichern Gefühle der Liebe, was die Erinnerung ehelicher Freuden in Verbindung mit ächter unverbrüchlicher Treue, was Todesverachtung und unerschütterlicher Glaube an Unsterblichkeit, über den Menschen vermögen. Alle diese Betrachtungen stürmen vereint auf ihn los, versetzen sein

Gemüth in die tiefste Schwermuth, und füllen seine Augen mit unwillkührlichen Thränen.

Die meisten dieser Wittwen gehen dem Tode als wahre Heldinnen entgegen, lassen in ihren Gesichtszügen nicht die mindeste Spur von Zaghaftigkeit blicken, und benehmen sich dabei mit aller erforderlichen Würde. Indessen ereignet sich doch nicht selten der Fall, daß eine oder die andere, besonders wenn die betäubenden Getränke, die ihr von den Braminen dargereicht werden, nicht wirksam genug sind, bei Erblickung des Scheiterhaufens, der sie in Asche verwandeln soll, zu zagen beginnt, und ihren Entschluß bereuet. Wenn sie aber bei dieser Gelegenheit zu entrinnen sucht; so wird sie von ihren eigenen Anverwandten, aus Rache wegen der ihnen zugefügten Schmach, ums Leben gebracht, oder man verstößt sie zu einer der verächtlichsten Kasten, z. B. in die der Alalcòre, oder der Paria, wo sie, während ihrer ganzen noch übrigen Lebenszeit, des Umgangs mit ihren Angehörigen und Freunden, so wie der ehrenvollen Behandlung, die ihr in ihrem vorigen Stande widerfuhr, auf immer beraubt ist. Die umstehenden Braminen aber, welche äußerst dafür besorgt sind, die Personen, welche sich aufopfern, insonderheit aber sich selbst bei Ehren zu erhalten, machen gemeiniglich nicht viele Umstände, sondern nehmen, während der Zeit, daß die dabei befindlichen Weiber und Kinder heulen und schreien, eine Menge musikalischer Instrumente wild durch einander tönen, und die versammelten Zuschauer einen fürchterlichen Lärm machen, ihr Tempo wahr, wo sie die Un-

glückliche unversehens fortschleppen, um sie mit Gewalt in den Scheiterhaufen zu stürzen, auf welchem sie, nebst dem Leichnam ihres schon dort befindlichen Gatten, verbrannt werden soll. Da nun derselbe aus ganz dürrem Holze besteht, außerdem auch viel Oel, Butter, Spezereien, und andere brennbare Materialien, hineingeworfen werden, so lodert er augenblicklich in hellen Flammen auf. Die Ueberbleibsel jener unglücklichen Schlachtopfer werden nachher mit möglichster Sorgfalt gesammelt, in Gefäße gethan, und in einen der Flüsse versenkt, welche die Indier für heilig halten. Die Braminen besprengen sodann jene Stätte, unter Beobachtung vieler Ceremonieen, mit Milch und Weihwasser; auch werden zuweilen kleine Kapellen an solchen Stellen erbauet.

Die Anzahl der von den Braminen hinterlassenen Wittwen, welche den Scheiterhaufen besteigen, ist weit geringer, als die der Esclattria, und anderer vornehmen Kasten. Indeß müssen sowohl jene wie diese wenigstens der Welt entsagen, sich das Haar abscheeren lassen, und ihre ganze noch übrige Lebenszeit, ohne allen Prunk und Staat, in trauriger Einsamkeit zubringen, und wenn sie es je wagen, wieder aus derselben hervorzugehen, so werden sie für ehrlos geachtet und aus ihrer Kaste verstoßen. Da überdies die Ehen von Seiten der Aeltern und Anverwandten zu einer Zeit zu Stande gebracht werden, wo die Verlobten noch Kinder sind, so darf sich die Braut, wenn ihr Bräutigam vor der Zeit mit Tode abgeht, nie wieder mit einem andern

versprechen. Diese durch die Gesetze geheiligte Gewohnheit, die in Indien sogar bei vornehmen muhammedanischen Familien eingeführt ist, bewirkt oft, wie alle dergleichen Anstalten, welche der menschlichen Natur zu viel Gewalt anthun, gerade das Gegentheil, und macht, daß sich diese frühzeitigen Wittwen den gröbsten Ausschweifungen ergeben.

Die Art und Weise, wie sich die Weiber bei einigen andern Kasten, die ihre Todten nicht zu verbrennen, sondern zu beerdigen pflegen, nach dem Absterben ihrer Männer benehmen, ist noch weit schrecklicher, ob sie gleich nicht so häufig vorkömmt. Sie lassen sich nämlich bei lebendigem Leibe mit ihnen einscharren, um ihnen noch im Tode Gesellschafft zu leisten.

Zu welcher Seelengröße, zu welchem Heroismus, hätte sich nicht dieses Volk unter der Leitung eines erleuchteten Gesetzgebers emporschwingen können, da Religion und Ehrgefühl selbst die schwachen und weichlichen Indierinnen mit so hohem Muthe und unerschütterlicher Standhaftigkeit beseelen? Gewiß, wenn es in Griechenland keine Spartaner, in Italien keine Römer mehr giebt, so liegt die Schuld lediglich an der verdorbenen tyrannischen Regierungsverfassung, an den unvernünftigen, zweckwidrigen Gesetzen, die alles Gute und Große im Keime ersticken, und den Boden, der ehedem jene starken, kraftvollen Pflanzen hervorbrachte, so gänzlich verwildern lassen, daß heutiges Tages keine daselbst mehr aufkommen kann. Doch hier ist der

Ort nicht, über dergleichen Gegenstände zu philosophiren! Statt dessen wollen wir uns lieber mit minder traurigen Betrachtungen beschäftigen.

Zu jedem begüterten Tempel gehören eine beträchtliche Anzahl Mädchen, die dem Gotte, welcher daselbst angebetet wird, gewidmet sind, und Devadâsi *) genannt werden. Ich habe deren bereits in meinem vorhergehenden Briefe erwähnt, als ich Ihnen einiges von Subramannia und seiner zu Palâni befindlichen Pagode erzählte. Die Braminen fordern diese Kinder ihren Aeltern ab, wenn sie noch ganz klein sind; diese bringen sie auch wohl von freien Stücken zum Dienste des Tempels dar, entweder weil sie sich hierzu vermittelst eines Gelübdes anheischig gemacht haben, oder in der Absicht, sich dadurch die Nahrungssorgen zu erleichtern. Diese Mädchen müssen sich zwar von den Braminen als Beischläferinnen gebrauchen lassen, da solches aber unter dem Deckmantel der Religion geschieht, so gereicht es ihrer Ehre nicht im mindesten zum Nachtheile. Man unterrichtet sie in dem stillen, friedlichen Umfange des Tempels frühzeitig in mancherlei Kenntnissen, hauptsächlich aber in der Kunst, ihre natürlichen Reize durch das einnehmendste, anmuthsvollste und bezauberndste Betragen zu erhöhen. Hier lernen sie die Kunst,

*) Sie führen auch noch andere Namen, z. B. Murli u. s. w. (Die Europäer nennen sie gewöhnlich mit einem aus dem Portugiesischen abstammenden Worte Bajaderen oder Bailladeren.) D. H.

in ihren schönen, schwarzen, schalkhaften Schlangenaugen, eine sanfte zärtliche Schwermuth zu heucheln; bald verstohlner Weise, bald frei und unbefangen, umherzublicken; brünstiges Verlangen und einladendes Wesen mit Verschämtheit zu paaren; Klugheit unter dem Scheine der Einfalt und Sorglosigkeit zu verbergen; insonderheit aber mit ihren behenden, niedlich geformten Gliedmaßen, alle jene Bewegungen zu machen, die dazu geeignet sind, wollüstige Begierden zu erregen und sie zu befriedigen; alle geheimen und unerforschlichen Triebfedern der Liebe und des sinnlichen Genusses in Thätigkeit zu setzen, Kunst durch Kunst zu verbergen; kurz, die ganze Zaubergewalt des magischen Gürtels, welchem die Liebesgöttin ihre Anbeter zu danken hatte, geltend zu machen.

Außer dem Hauptgeschäfte, wozu diese Mädchen eigentlich berufen sind, nämlich die wollüstigen Begierden der Braminen zu befriedigen, haben sie auch sonst noch allerlei im Tempel zu besorgen, die Lampen anzuzünden, und vor der Bildsäule des Gottes an feierlichen Tagen zu singen und zu tanzen. Demnächst sollen sie sich auch, sagt man, sehr willfährig bezeigen, diejenigen an ihren Gunstbezeigungen Theil nehmen zu lassen, von welchen sie hinlänglich dafür bezahlt werden; und die Braminen, welche ohnehin im Genusse dieser Freuden schwelgen, sollen gar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn dadurch die Einkünfte des Tempels vermehrt werden. Wann sich denn endlich die Braminen diese Mädchen, weil ihre Reize verblühen, oder aus ir-

gend einer andern Ursache, vom Halse schaffen und sie verabschieden, so haben selbige, da die Glaubigen sie als gottgeheiligte Jungfrauen betrachten, und ihnen folglich als solchen, alle erdenkliche Ehre erweisen, bei dieser Veränderung ihres Zustandes nicht den mindesten Nachtheil zu fürchten. Die durch ihren Abgang erledigten Stellen, werden gleich wieder durch andere Mädchen ersetzt, welche nun ebenfalls den Lüsten der Braminen fröhnen müssen, und aus einer Hand in die andere gehen. In dem großen Tempel zu Giagannatha, beläuft sich die Anzahl dieser Mädchen wenigstens auf fünf bis sechs hundert.

Mit diesen Devadâsi haben die Nartachi viele Aehnlichkeit, welche man sonst auch Vesciastri, Varàngana, Suarini u. s. w. zu nennen pflegt. Sie sind ebenfalls Tänzerinnen, die es sich zum Geschäfte machen, bei feierlichen Prozessionen ihre Geschicklichkeit zu zeigen, übrigens aber keineswegs darauf beschränkt sind, sich dem Dienste eines gewissen Tempels zu widmen und sich in dessen Bezirk einsperren zu lassen.

Die Canceni, eine Art sehr bekannter Tänzerinnen, welchen die Portugiesen gleich Anfangs den Namen Balliadère beilegten, den sie auch bis auf den heutigen Tag beibehalten haben, machen eine dritte Klasse dieser dem Dienste der Liebesgöttin gewidmeten Priesterinnen aus, welche man in allen Gegenden von Indien antrifft, die aber bei weitem nicht für so heilig geachtet

werden, wie die zwei erstgenannten. *) Einige dieser Mädchen sind außerordentlich schön; im Ganzen betrachtet sehen sie aber weder Nymphen noch Göttinnen ähnlich, wie ein gewisser Reisebeschreiber uns weiß machen will. Die Großen in Indien, sowohl Hinduer als Muhammedaner, veranstalten nicht leicht ein Fest, ohne diese Tänzerinnen, die zugleich auch Sängerinnen sind, dazu einladen zu lassen. Sie erscheinen gewöhnlich in Gesellschaft einer großen Anzahl Musikanten, die mit ihren Cymbeln, Tambourins und Tamtams, einen gewaltigen Lärm machen. Mancher reiche und angesehene Mann, hat eine ganze Truppe solcher Mädchen in Sold. Ihre Tänze sind gewöhnlich Pantomimen, aus welchen die Liebe athmet, und ihre meistens in Hindostanischer Sprache abgefaßten Gesänge, sind ähnlichen Inhalts. Wann sie tanzen, so tritt eine nach der andern auf, und ihre Bewegungen, die überhaupt wenig Zeit wegnehmen, bestehen hauptsächlich darin, daß sie einen Arm um den andern in die Höhe recken, ihren Schleier abnehmen und wieder überwerfen, allerlei verliebte, bittende, oder schmachtende Gebärden machen, die alle Nüancen des Entzückens, des Leidwesens, der Eifersucht, kurz alle Freuden und Leiden der Liebe skizziren, und

*) Merkwürdig und Auszeichnungswerth ist das Betragen derjenigen Bajadere, mit welcher einst der portugiesische Vice-Admiral Don Antonio de Sylva-Figuera sein Vermögen durchgebracht hatte, und die ihn dann, als er in Noth gerieth, großmüthig unterstützte, und ihm Alles hingab, was sie von Kostbarkeiten besaß. D. H.

die sie mit einem gewissen Lächeln, mit gewissen treffenden Blicken begleiten, die ihnen das Ansehen geben, als wenn sie ganz außer sich wären. Uebrigens wird der Wohlstand, wenigstens nach demjenigen zu urtheilen, was ich selbst mit angesehen habe, durch solche Darstellungen nicht im mindesten beleidigt. Der Anzug dieser Tänzerinnen ist äußerst geschmackvoll, und ganz dazu geeignet, ihre Schönheit und Reize im hellsten Glanze zu zeigen. Wer weiß, ob unsere Europäischen Schönen, da solche ohnedies mit ihren Moden unaufhörlich abwechseln, nicht über kurz oder lang auf den Einfall kommen, auch diese nachzuahmen! Hoffentlich werden sie aber alsdann ihre Arme und Beine nicht mit so vielen Ringen und Armbändern belasten, auch wahrscheinlich keine Juwelen in die Nasenlöcher hängen, wie jene indischen Tänzerinnen. Diese Zierrathen machen zwar anfangs einen widrigen Eindruck; es dauert aber nicht lange, so hat man sich, wenn gleich Raynal und Andere das Gegentheil behaupten, daran gewöhnt, wiewohl es allerdings besser wäre, wenn sie ganz weggelassen würden. Kurz, wenn man diesen Anzug mehr zu vereinfachen suchte, so würden sich selbst die Grazien keinen schicklichern wählen können, wenn anders die Grazien Kleider trügen. Raynal drückt sich hierüber auf folgende Art aus: „Alles trägt vereint dazu bei, daß diese ganz zur Wollust geschaffenen Mädchen so außerordentliche Eroberungen machen. Die Pracht und Kostbarkeit ihres Anzugs; die Sorgfalt, welche sie darauf verwenden, sich herauszuputzen, ihre langen rabenschwarzen Haare, die ihnen über die Schultern herabwallen, oder in Kno-

ten gebunden, reich mit Diamanten verziert, oder mit Blumen durchflochten sind; ihre stark mit Brillanten besetzten Hals- und Armbänder; sogar die Juwelen, welche sie in die Nase hängen, und die, ehe man sich an diesen Anblick gewöhnt, einen äußerst widrigen Eindruck machen: dies Alles giebt ihnen ein wunderschönes Ansehen, und verbreitet, durch die Uebereinstimmung aller einzelnen Theile, über ihr ganzes Wesen einen gewissen Zauber, der sich zwar nicht erklären läßt, dessen Einfluß man aber nach und nach fühlt.“

Nichts übertrifft die Sorgfalt, welche sie darauf verwenden, ihre Brüste zu erhalten, die unstreitig unter allen ihren Reizen am meisten dazu geeignet sind, die Blicke der Liebhaber an sich zu ziehen. Um zu verhindern, daß dieselben nicht zu groß oder unförmlich werden, verschließen sie solche in zwei Kapseln von außerordentlich leichtem und dünnem Holze, welche sie zusammenschnüren. Diese Kapseln sind so biegsam und nachgiebig, daß dadurch der Körper, wie man ihn auch immer bewegen mag, weder gedrückt, noch der feinsten Haut einiger Nachtheil zugefügt wird. Von außen sind sie mit einer Goldplatte belegt, die mit Diamanten besetzt ist. Dieser trefflich ausgedachte Putz ist unstreitig ganz dazu geeignet, die Schönheit der Brüste zu conserviren. Die gedachten Kapseln lassen sich eben so leicht abnehmen, als anlegen, und hindern das Auge ganz und gar nicht, das Klopfen, das Seufzen, die sanften wellenförmigen Bewegungen des Busens, wie überhaupt

Alles das, was zum Genusse der Wollust einladet, ganz deutlich wahrzunehmen.

Die meisten dieser Tänzerinnen malen sich mit einer Haar- oder andern Nadel, welche sie in pulverisirtes Antimonium tauchen, einen schwarzen Ring um die Augen, in der Meinung, daß solches ihrer Gesichtsfarbe ein frischeres Ansehen gäbe, und ihr Blick dadurch einen besondern Nachdruck gewinne. Diese vermeintliche Verschönerung, wovon alle morgenländische Dichter *) so viel Rühmens machen, kömmt einem Europäer anfangs sehr sonderbar vor, nach und nach aber gewöhnt er sich daran, und findet sie ganz erträglich. **)

Die Kunst sich zu putzen und zu gefallen, macht den einzigen Lebenszweck, die einzige Beschäftigung, die ganze Glückseligkeit dieser Tänzerinnen aus. Ihren einnehmenden Manieren zu widerstehen, ist beinahe nicht

*) Diese Gewohnheit ist seit undenklichen Zeiten in Indien eingeführt, wie aus dem Ghitagovinda des Giajadeva zu ersehen ist.

**) Manche schminken sich auch mit einer rothen Farbe, die eine Zeitlang Bestand hat, und bestreichen sich die Nägel mit dem Safte aus den Blättern einer gewissen Pflanze, die auf Tamulisch Madroni genannt wird. Auch herrscht sowohl unter diesen als anderen Indischen Schönen die Gewohnheit, sich den Leib mit dem Safte der Saffranwurzel abzureiben, und ihn nachher wieder abzuwaschen. Ihr Parfum besteht gewöhnlich aus Lavendel und pulverisirtem Sandelholze.

möglich. Man pflegt sie daher den schönsten Mädchen aus Kaschmire, mit welchen die Harems in Hindostan auf eben die Art angefüllt sind, wie die zu Ispahan und Konstantinopel mit Georgianerinnen und Circassierinnen, weit vorzuziehen. Das sittsame oder vielmehr zurückhaltende Betragen dieser stolzen Sklavinnen, die von allem Umgange mit Mannspersonen ganz abgesondert sind, läßt sich mit den Zauberkünsten und Raffinerieen jener ausgelernten Buhlerinnen durchaus nicht vergleichen.

Außer diesem ihren Lieblingszeitvertreibe, finden die Hinduer das größte Vergnügen an ihren Festen und Religionsgebräuchen, die bei ihnen, wie bei mehrern andern Völkern, die Stelle der Schauspiele vertreten.

Dreizehnter Brief.

Sitten und Gebräuche, Charakterzüge, Tugenden und Laster der Indier oder Hinduer.

Unfehlbar werden Sie erwarten, daß ich Ihnen allerlei Nachrichten in Betreff dieser und jener Gegenstände ertheile, deren ich, da ich solche beständig vor Augen habe, und sie mir folglich alltäglich geworden sind, gegen Sie zu erwähnen vergaß. Bis jetzt habe ich nur erst zwei Briefe von Ihnen erhalten; mithin kann ich unmög-

lich errathen, welche Gegenstände ich Ihnen genauer als andere beschreiben, und welche ich, um Ihnen keine Langeweile zu verursachen, nur oberflächlich berühren müßte. Ich werde daher, ohne mich jedoch an eine bestimmte Ordnung zu binden, fortfahren, Sie mit einigen Manieren, Gebräuchen und Charakterzügen der Indier, bekannt zu machen, deren Schilderung Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm seyn wird.

Die Hinduer, besonders die, welche zu den vornehmern und priesterlichen Kasten gehören, malen sich auf die Arme, die Brust und die Stirn, gewisse Zeichen und Striche, wozu sie sich eines weißlichten Pulvers bedienen, das aus getrocknetem und zu Asche gebranntem Kuhmiste, geraspeltem Sandelholze, Saffran, und einigen andern Ingredienzien besteht. Andere machen sich rothe und gelbe Zeichen und Streifen an die Stirn, die das Ciaccra des Wischnu, oder das dritte Auge des Schiwa, oder seinen Trident, und andere dergleichen Attribute, vorstellen. Die Anhänger des Wischnu malen diese Zeichen in horizontaler, die des Schiwa hingegen in senkrechter Richtung, an die Stirn. Das hiezu erfoderliche Pulver erhalten sie von den Braminen, die auch wohl selbst die Mühe übernehmen, sie des Morgens, wenn sie sich zuvor gewaschen haben, damit zu bezeichnen. Die Weiber der Braminen bringen einen großen Theil ihrer Lebenszeit damit zu, eine Menge des erwähnten Kuhmistes zusammenzutragen; sie trocknen und pulverisiren denselben, heben ihn bis zu ihrem Hinscheiden auf, und lassen sich, wenn sie den Scheiterhau-

sen bestiegen haben, über und über damit bedecken. Noch muß ich eines andern Gebrauchs erwähnen, den man von dergleichen Miste zu machen pflegt, und der Ihnen vielleicht sehr sonderbar vorkommen wird. Die Indier weichen ihn nämlich in Wasser ein, und bestreichen sodann den Fußboden ihrer Häuser damit, der sowohl bei Armen als Reichen aus festgestampfter Erde besteht. Er vertritt alsdann die Stelle eines Kittes, der dem Fußboden eine gewisse Härte mittheilt; weswegen man auch die Wände damit bestreicht, wenn diese bloß von Erde aufgeworfen sind, und folglich zu fürchten ist, daß sie sich blättern möchten. Dieses Bestreichen der Fußböden wird alle zehn bis vierzehn Tage wiederholt.

Die Hinduer haben die Gewohnheit, ihren Körper, besonders aber den Kopf, von Zeit zu Zeit mit Oel zu salben; allem Vermuthen nach glauben sie, daß diese Salbung, da sie die Transpiration mildert, und den Körper abkühlt, der Gesundheit sehr zuträglich sey. Eine oder zwei Stunden nachher, waschen sie sich den Körper sorgfältig ab, und parfümiren ihn. Auf ähnliche Weise, und in der nämlichen Absicht, pflegen sie sich auch mit pulverisirtem Saffran und andern dergleichen Pulvern zu bemalen und abzureiben. Dieser Gebrauch ist besonders unter einigen Frauenspersonen eingeführt.

Reiß ist das gewöhnliche Nahrungsmittel durch ganz Indien. Brod trifft man sonst nirgends an, als in den Niederlassungen der Europäer, wo es aus dem Getraide gebacken wird, welches man aus Guzurate,

Bengalen, und anderen nördlichen Gegenden, hieher bringt. Die Indier bedienen sich jedoch des Getraides ebenfalls, obgleich in weit geringerer Quantität als des Reißes, um eine Art dünner Kuchen daraus zu backen, und sonst noch auf andere Art. In Guzurate besteht das vorzüglichste Nahrungsmittel aus einer Art Getraide, Nili oder Giuári genannt, wovon es verschiedene Arten giebt. Dasselbe ist auch in verschiedenen Gegenden von Karnate und anderwärts gebräuchlich, wo es an Reiße fehlt. Das Beiessen, welches die Indier zu ihrem Reiße speisen, ist ein gewisses Gericht, das sie Karri nennen. Es besteht aus Fleisch oder Fischen, die mit verschiedenen Küchenkräutern abgesotten werden, und woran sie eine Menge Gewürz und andere Ingredienzien thun. Dieses Lieblingsgericht der Indier ist allgemein eingeführt, und hat, wenn es gehörig zubereitet wird, einen vortrefflichen Geschmack. Arme Leute essen gewöhnlich den Kangi, eine Art dickgekochten Reißes, zum Frühstücke.

Butter, Milch, Zucker, Kräuter, Gemüse, verschiedene Obstarten, Wurzeln und Gewürze, machen, nebst dem Reiße, die Kost der Braminen aus. Sie würden um alles in der Welt willen nicht mit uns Europäern an einer Tafel speisen, da selbige, sagen sie, über und über mit Knochen und Gerippen bedeckt ist.

Die Hinduer, einige wenige ausgenommen, haben weder Stühle noch Tische, sondern setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf Teppiche, Kissen und Matten. Hier

verzehren sie ihre Mahlzeiten, wobei sie die Speisen blos mit den Händen zerlegen, ohne je von Messer und Gabel, oder Servietten, Gebrauch zu machen. Die Speisen selbst tragen sie in den großen und glatten Blättern des Bananenbaums auf, welche sie auf eine eben so geschickte als geschmackvolle Art wie Schüsseln formen, und die sie nach jedesmaligem Gebrauch durch andere ersetzen. Sowohl vor als nach der Mahlzeit pflegen sie sich sorgfältig zu waschen, und nichts übertrifft ihre Reinlichkeit in Hinsicht der Küchengeschirre, der Zubereitung der Speisen, und des Orts, wo sie dieselben verzehren.

Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß die Mannspersonen, wenigstens die von den höhern Kasten, nie in Gesellschaft von Frauenspersonen, nicht einmal in der ihrer Weiber und Töchter, speisen.

Die Hinduer sind Leute von einfachen, sanften und einnehmenden Sitten. Zuweilen fallen zwar allerlei Zänkereien unter ihnen vor, wobei sie einen gewaltigen Lärm machen; aber selten oder nie endigen sich dieselben mit Blutvergießen. Ungeachtet des mitleidigen menschenfreundlichen Charakters, der ihnen, im Ganzen betrachtet, nicht abzusprechen ist; ungeachtet ihrer angebornen Schüchternheit und friedliebenden Denkart weiß ich mich aber dennoch gewisser Fälle zu erinnern, in welchen sie eine Grausamkeit an den Tag legten, die um so mehr Abscheu verdiente, da sie mit kaltem Blute überdacht war. Auch hat man Beispiele, daß sie den größten Gefahren, und selbst dem Tode trotzten. In Anse=

hung gewisser Kasten findet ohnehin eine Ausnahme statt. Die Rajputen, die Maratten, die Rohillas, und einige andere gegen Norden wohnende Völkerschaften, sind überaus tapfere und von kriegerischem Geiste beseelte Leute. Die Poligari, oder Palacar, und die Marawà in Karnate, sind es nicht minder. Sie brechen oft, ehe man sich dessen versieht, aus ihren Wäldern und Bergschluchten hervor, rauben die Früchte von den benachbarten ergiebigen Gefilden, die ihnen einst zugehörten, und beunruhigen die, von welchen ihnen dieselben widerrechtlicher Weise entrissen wurden.

Die Hinduer erlauben sich selten oder nie, über die Kleidungsart, oder die Sitten und Gebräuche ihrer Nebenmenschen zu spotten, wenn ihnen auch dieselben, wie es oftmals der Fall ist, noch so sonderbar vorkommen. Sie beharren bei den ihrigen, und respectiren die, welche sie an andern wahrnehmen. Sie sind klug, höflich, geschmeidig und gefällig, je nachdem ihnen solches vermöge ihrer Religion gestattet ist, welche sie sowohl gegen Ausländer, als gegen ihre eigenen Landsleute, die zu einer andern Kaste gehören, äußerst ungesellig macht. Auch dulden und entschuldigen sie oftmals an Fremden, was sie an letztern auf das strengste bestrafen würden. Trotz dem Despotismus, unter welchen sie ihren Nacken beugen, und des Elendes, in welchem sie schmachten, bemerkt man in ihren Gesichtszügen nie weder Kummer, noch Unzufriedenheit, oder irgend eine Art von Gemüthsunruhe. Sie finden ungemein viel Vergnügen an gesellschaftlichen Gesprä-

chen, Scherzreden und witzigen Einfällen; hören gern Neuigkeiten von Helden und Kriegern; von Bezauberungen, Hexen, und Verwandlungen der Götter und Göttinnen. Je wunderbarer und abentheuerlicher diese Erzählungen sind, je mehr sie mit ihrer Mythologie übereinstimmen, desto aufmerksamer und wißbegieriger hören sie dieselben mit an. Sie reden, besonders wenn sie Malabarisch oder Tamulisch sprechen, in einem starken männlichen Tone, der bald steigt bald fällt, mit Beobachtung der gehörigen Accentuation, und beinahe so, als wenn sie sängen. In Sprachen, deren Syntax, wie in den eben genannten, äußerst schwierig ist, und worin noch überdies eine Menge hyperbolischer Ausdrücke vorkommen, scheint dies eben so nothwendig zu seyn, wie die häufigen Gesticulationen, welche die Hinduer, während dem Reden von Zeit zu Zeit anzubringen suchen.

Man hat vielfältig, sowohl schriftlich als mündlich behauptet, daß die Tugend der Dankbarkeit den Indiern kaum dem Namen nach bekannt sey, und daß sie überhaupt gegen Niemanden eine aufrichtige Zuneigung hätten. Ich sage weiter nichts, als daß ich zwischen ihnen und andern Menschen in dieser Hinsicht eben keinen großen Unterschied wahrgenommen habe. Ueberhaupt aber fragt sich, ob und in wiefern den Europäern das Recht zusteht, von diesen Menschen Dankbarkeit und Zuneigung erwarten zu dürfen?

Der Geiz hat unstreitig fast bei allen Indiern sehr tiefe Wurzeln geschlagen, und es ist nicht zu läugnen,

daß dadurch ein großer Theil ihrer guten Eigenschaften merklich verdunkelt werden. *) Eines Tages fragte ich

*) Man hat einen spaßhaften Aufsatz von einem Engländer über die Geldgier der Indier, welchen ich, ebenfalls zum Spaß, hier einrücken will. Es ist eine Apostrophe des Gunga Bolraut an seinen Geldklumpen.

Ram! Ram! Shri Ram!

„Gestatte mir deine Reize zu betrachten; erlaube mir, meine Augen an deinem Glanze zu weiden! Zauberischer, entzückender Anblick! O vergönne mir, daß ich mit deiner holdseligen Bürde meine Arme belaste, daß ich an meinen Busen dich drücke; denn lieber bist du mir, als das Lächeln der reizenden Saburna, erfreulicher als die Gewässer des Ganges dem lechzenden Wanderer in der Wüste. Kostbares, glänzendes Metall! Welcher Verstand, welche Stimme ist vermögend, dich nach Würden zu preißen? Nie wird Gunga Bolraut jener Tage vergessen, an welchen er dich vermißte, an welchen er einsam, verlassen, in halber Verzweiflung umherschlich! Furchtbar und schrecklich lag die Zukunft vor ihm, wie eine Einöde, dunkel und finster, wie die schwärzeste Nacht. Aber Dank sey dir, o Brama, und gelobet sey dein heiliger Name! Gunga Bolraut Ram hat Schätze die Fülle, und der glücklichste Erfolg hat seine Mühe und Arbeit gekrönt. O, welchen Dank, welche Liebe, welche Verehrung ist er dir schuldig! Sonst hielt man seine Worte, so wie er nur den Mund öffnete, für Narrheiten, und achtete ihrer nicht; jetzt aber werden sie wie Orakelsprüche bewundert. Auf seiner Zunge thront Weisheit, und seine Stimme tönt wie die Stimme eines Gottes. Seine Gegenwart verbreitet überall Freude und Heiterkeit, und wo er sich hinwendet begleitet ihn Beifall und Achtung. Er, der sonst keinen einzigen Freund hatte, sieht sich jetzt allenthalben von Freunden umgeben. Un-

einen Indier scherzweise, um seine Meinung in Betreff dieser Leidenschaft, die seinen Landsleuten weder Tag

schätzbares Gold, was vermag nicht deine Zaubergewalt! Wer kann deinem heiligen Einflusse widerstehen! Allmächtiges Gold, du vermagst mehr als die Weisheit von hundert Braminen, bist stärker als eine Legion Bewaffneter, nützlicher als tausend Paar Arme und Hände! Du stehst der Jugend mit gutem Rathe bei, und verleihst dem Alter Verstand. Du verjüngest den Mann, und den kraftlosen kindisch gewordenen Greis. Ist wohl der fromme Bramine im Stande, seinen Lehren bei einem Narren Eingang zu verschaffen? Kann wohl ein weiser Mann seinen Unterricht einem störrischen widerspenstigen Schüler einprägen? Nur das Gold, das Gold allein, verschafft dem, der es besitzt, durch seinen allmächtigen Einfluß, die seltensten Kenntnisse und Wissenschaften, die erhabensten Talente, und hängt selbst dem häßlichsten Laster das glänzende Gewand der Tugend um."

„Welcher Herrscher ist so mächtig, welcher Sklave so folgsam, wie das Gold? Immer bereit zu gehorchen, und dennoch groß in seinen Wirkungen, überwiegt es Alles, was die theilnehmendste Freundschaft vermag. Es erweiset seinem Besitzer alle erdenkliche Dienste, ohne je Dank oder Belohnung zu erwarten. Selbst dann, wenn er es mißbraucht, hat er nicht zu fürchten, daß es ihm dieserhalb Vorwürfe mache. Wo ich nur hinsehe, erblickt mein Auge immer neue Gegenstände, die mir Veranlassung geben, seine nie rastende Beihülfe zu bewundern. Sehne ich mich nach den Liebkosungen der reizenden Paglarattan? Seine Allgewalt setzt mich in Stand, derselben sogleich theilhaftig zu werden. Lüstet mich, mit der lebhaften Perrina zu scherzen? Umsonst würde ich mich nach der Erfüllung

noch Nacht Ruhe lasse. Er antwortete: die Begierde nach Geld, ist bei dem Europäer, wie bei dem Indier gleich groß. Der ganze Unterschied liegt bloß darin, daß jener weiß, was er damit machen soll, dieser aber nicht.

Das ewige Zaudern und Zögern der Indier, sobald es darauf ankömmt einen festen Entschluß zu fassen, artet wirklich in Laster aus. Oft bringen sie ganze Tage mit Berathschlagen und unnützem Geschwätze zu, wo es schlechterdings nothwendig wäre, mit Entschlossenheit und Nachdrucke zu Werke zu gehen. Was die Ausführung anlangt, so verfahren sie, wo möglich, noch langsamer, als bei ihren Entschlüssen.

Fast sollte man glauben, als läge bei ihrem endlosen Geschwätze die Absicht zum Grunde, das Zustandekommen eines vernünftigen Beschlusses nicht sowohl zu

dieses Wunsches sehnen, wenn mir nicht das allmächtige Gold dazu behülflich wäre, ihn zu befriedigen."

„Wer war der Mensch, welcher sich zuerst erfrechte, dieses edle Metall die Quelle alles Unheils zu nennen? Nie müssen diese ruchlosen Worte einem Hinduer zu Ohren kommen. Wer ist wohl so unwissend, der nicht aus den heiligen Büchern ersehen haben sollte, daß in dem Mittelpunkte der sieben Welten der hohe Berg Meru sein Haupt erhebt, welcher durchgehends aus dem reinsten Golde besteht, aus Golde, das tausend Karat hält? Wie? Glückseligkeit ohne Gold? Wäre sie denkbar? u. s. w.

Anm. d. O.

fördern, als vielmehr zu hindern; so zweckwidrig, hinterlistig und selbstsüchtig sind die Meinungen und Gründe, welche sie bei solchen Gelegenheiten auskramen. Indeß ist nicht zu läugnen, daß sie ihre Zeit oftmals sehr gut zu benutzen wissen, wenn sie gleich nicht haushälterisch damit umgehen.

Die Nichterfüllung eines Versprechens, gehört zu den Dingen, deren Wichtigkeit die Hinduer nicht einsehen, und wodurch sie ihre Ehre nicht im mindesten für gefährdet halten. Der gelassenste Mann muß endlich die Geduld verlieren, wenn er Geschäfte mit ihnen abzuthun hat, und von einem Tage zum andern durch immer wiederholte Ausflüchte und eine Menge Lügen hingehalten wird, welche sie ihm nicht nur ohne Scheu und Scham vorsagen, sondern sogar für Talent und Tugend halten, in sofern selbige dazu dienen, sie aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Nectere moras (Aufschub veranlassen) scheint mir der Wahlspruch aller Indier überhaupt, insonderheit aber derer zu seyn, welche sich auf der Malabarküste niedergelassen haben. Ein Europäer, der mit dem Charakter dieser Leute noch nicht genau bekannt ist, hält sie anfangs für einfältig und etwas leichtsinnig, bis er endlich mit Schaden gewahr wird, daß er sich gröblich geirrt hat. Ich legte einstmals einem Malabaren, der mit dem Charakter mehrerer europäischen Nationen sehr gut bekannt war, und Portugiesisch sprach, Vorwurfsweise die Frage vor, wie es nur seine Landsleute über das Herz bringen könnten, auf eine so unverschämte Weise, und gleichsam

in einem fort, zu lügen. Was wollen Sie mehr? gab er mir ganz gelassen zur Antwort; jede Nation hat ihre Fehler. Betrachten Sie einmal den Engländer wenn ihn die Melancholie plagt. Für und wider Nichts jagt er sich eine Kugel durch den Kopf. Der Portugiese stößt Ihnen, als ob es nur Spaß wäre, das Messer ins Herz. Der Franzose greift jeden Augenblick nach dem Degen. Ihr Herren Italiener — — — Hier hielt er einen Augenblick inne; denn er besann sich, daß er mit einem Italiener sprach. Gleich darauf aber fuhr er fort: Wie können Sie es uns armen Malabaren verdenken, daß wir uns durch Nothlügen zu helfen suchen? Daß wir uns derselben als der einzigen Waffen bedienen, die man uns gelassen hat? — Der Mann hatte nicht ganz Unrecht; denn daß der Hinduer nicht Wort hält, rührt meistens von dem Umstande her, daß er es nicht halten kann, und hieran ist weiter nichts schuld, als daß er zu arm ist.

Eine Tugend, die der Indier in vorzüglich hohem Grade besitzt, ist die Geduld; ich möchte sie aber zugleich eines seiner größten Laster nennen: denn auf Rechnung derselben ist der größte Theil jener Uebel zu setzen, die er unter der tyrannischen Oberherrschaft fremder Nationen erduldet. Da er dieses Joch nicht abschütteln kann, so gehört freilich Geistesstärke dazu, dasselbe zu ertragen. Andere Nationen können sich hieraus eine wichtige Lehre ziehen.

In unzähligen Schriften wird gesagt, und Jeder-

mann wiederholt es, daß die Indier eine industriöse Nation seyen. Ich will dies zwar nicht in Abrede stellen; allein diese Industrie besteht nicht sowohl in einer Anstrengung ihrer Körper- oder Geisteskräfte, als vielmehr darin, daß sie die Kunst verstehen, sich mit Wenigem zu begnügen. Es ist, so zu sagen, eine Industrie der Entbehrungen und der Ersparniß, und sie beschränkt sich größtentheils auf geringfügige Gegenstände. Ueberdies ist die Zahl derer, welche sich dieselbe zu eigen machen, verhältnißmäßig nur klein; denn nicht leicht giebt es in irgend einem andern Lande so viele Müssiggänger, wie hier. Zum Beweise dürfen Sie sich nur des Sprüchwortes erinnern, welches sie unter sich eingeführt haben; nämlich: „Sitzen ist besser als laufen, liegen ist besser als sitzen, schlafen ist besser als wachen, aber das beste von Allem ist der Tod."

Man kann sich kaum vorstellen, wie träge und verdrossen die Handwerksleute sind, bei welchen man etwas machen läßt. Ihre Arbeit geht durchaus nicht von Statten, wenn man sie nicht unaufhörlich antreibt und unter Aufsicht stellt. Die Faulenzerei, womit sie die Zeit verderben, empört die Geduld des thätigen, arbeitsamen Europäers, und reizt ihn zum Zorne. Der Arbeitslohn ist zwar meistens gering, hingegen hat man aber auch nicht viel dafür zu erwarten. Ein europäischer Handwerksmann thut in einem einzigen Tage mehr, als ein Indier in zweien oder dreien. Hiezu kömmt noch, daß sich der Indier immer Geld voraus zahlen

läßt, indem er sich entweder mit seiner wenigen Zeit entschuldigt, oder vorgiebt, daß er dies und das nöthig habe, ehe er die Arbeit anfangen könne.

Man kann zwar mit Recht sagen, daß die Bevölkerung in gewissen Oertern, wo z. B. große Herren residiren, oder ein starker Handel getrieben wird, oder der Ruf von der Heiligkeit des Orts, und eine minder tyrannische Regierungsform, viele Menschen hinziehen, ziemlich stark ist; im Ganzen betrachtet, ist sie aber, meines Erachtens, dennoch nur schwach. Dessen ungeachtet würde der Ertrag der wirklich angebauten Ländereien bei weitem nicht hinreichen, die Einwohner zu ernähren, wenn sie so viel zu ihrem Lebensunterhalte bedürften, wie die Europäer. *) Die meisten Hügel und Anhöhen sind noch zur Zeit gar nicht angebaut; anderer unermeßlich großen Landstrecken, wo der Boden von der besten Beschaffenheit ist, nicht zu gedenken. Bei so bewandten Umständen ist kaum der funfzigste Theil des Landes urbar gemacht. In Bengalen und Guzurate ist weit mehr Land angebaut, weil hier der Boden von Natur ungleich fruchtbarer ist. In Tanschaure, Travankor und Coimbettore, ist er ebenfalls sehr ergiebig. Ueberhaupt finden, was die Fruchtbarkeit in Indien anlangt, nur hin und wieder einige Ausnahmen statt. In den Thälern und andern Gegen=

*) Man sagt, die vordere Halbinsel von Indien enthalte hundert Millionen Hinduer und zehntausend Muhammedaner.

den, welche sich leicht bewässern lassen, kann man des Jahres von einem und demselben Stücke Feld, zwei, drei, sogar vier, Reisärndten erhalten.

Hier muß ich anmerken, daß die Lehre von der Seelenwanderung wohl schwerlich unter einem andern Himmelsstriche in Umlauf gekommen seyn würde, als in Indien. Dieses himmlisch schöne, ganz ausserordentlich fruchtbare Land, wo sich der Mensch über nichts gegen die Natur beklagen kann, als über die drückende Hitze, und wo selbst diese von kühlen Winden, vom Schatten himmelhoher, mit nie verwelkendem Laube bekleideter Bäume, von unzähligen Bächen, Strömen und Flüssen gemildert wird, gewährte seinen Bewohnern gleich Anfangs Alles, was sie zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft bedurften, so daß sie nicht die mindeste Veranlassung hatten, Thiere zu schlachten und Blut zu vergießen. Wie hätte es aber dem Bewohner der unwirthbaren, nördlichen Weltgegenden nur auf die entfernteste Art in den Sinn kommen können, jene Meinung unter seine Religionslehren *) aufzunehmen, da er hier dem rauhen, unfruchtbaren Boden, der beinahe das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schnee bedeckt ist, und wo die Vegetation weder Kraft noch Wirksamkeit

*) Die Druiden glaubten zwar auch an die Seelenwanderung, zogen aber keineswegs die Schlußfolge daraus, daß es nicht erlaubt sey, sich an den Thieren zu vergreifen; denn dieser Glaube paßte nicht zu der Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnten.

äußert, seinen spärlichen Unterhalt mit der äußersten Anstrengung, und im Schweiße seines Angesichts, abzwingen muß? Der furchtbare Anblick dieser Wüsteneien, die Nothwendigkeit für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, das Bedürfniß den unerträglichsten Hunger zu stillen, dies war es eigentlich, was den Menschen zuerst veranlaßte, das Mordeisen zu ergreifen, Schlingen und Netze zu verfertigen, vermittelst derselben Fische, Vögel und Thiere zu fangen, und sich mit ihrem Fleische zu nähren.

Da ich im Vorhergehenden einiger den Indiern eigenthümlichen Laster erwähnte, so ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen am Schlusse dieses Schreibens auch noch eines und das andere von ihren Tugenden erzähle. Ihrer Sanftmuth, ihres Mitleids sowohl gegen Menschen als Thiere, ist bereits gedacht worden. Die Ehrfurcht und Liebe, welche sie für ihre Aeltern hegen, ist unstreitig eine ihrer schönsten Tugenden. Ich selbst war oftmals Zeuge, daß Kinder die Hälfte ihrer spärlichen Nahrung, welche kaum hinreichend war ihren Hunger zu stillen, für ihre Aeltern aufbewahrten. Leute, die Vermögen besitzen, bringen alljährlich, zum Andenken ihrer verstorbenen Aeltern, den Göttern Opfer dar, und theilen reichliche Almosen aus. Wenn ein Hausvater mit Tode abgeht, so übernimmt der ältere Bruder die Pflichten desselben in Hinsicht seiner jüngern Geschwister, und diese erweisen ihm denselben Gehorsam, dieselbe Achtung, wie ihrem leiblichen Vater. Ueberhaupt herrscht in den Familien eine Liebe, eine Eintracht, ein gegenseitiges

Einverständniß, dergleichen man selbst bei den cultivirtesten Nationen nur selten bemerkt. Die ärgste Beschimpfung, welche sich ein Hinduer zuziehen kann, ist die, wenn er sich gegen seine Aeltern, besonders gegen seine Mutter, mit Worten vergeht. Leute, die keine Kinder haben, nehmen oft arme Waisen an Kindesstatt an; eine Gewohnheit, die bei den Europäern — zu ihrer Schande sey es gesagt, beinahe ganz abgekommen ist, und von ihrer Gefühllosigkeit zeugt.

Unter den höhern Kasten der Hinduer bemerkt man ein äußerst zartes Ehrengefühl. Ein Engländer befand sich einst nebst seinem Bedienten, welcher zur Kaste der Rajputen gehörte, auf der Jagd, und dieser begieng den Fehler, daß er zur Unzeit einen Hund losließ. Hierüber ward der Engländer so böse, daß er ihm einige Stockschläge gab. Der Rajput, wie vom Donner gerührt, trat einige Schritte zurück, sah seinem Herrn starr ins Gesicht, zog im nämlichen Augenblicke einen Dolch hervor, und sagte voll edeln Stolzes: Dieser Dolch würde meine Ehre rächen, aber ich habe Dein Brod gegessen! Indem er dies sagte, stieß er sich den Dolch ins Herz, und gab seinen Geist auf. Dies war eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Dieser Arm, den Du genähret hast, soll Dich zwar nicht tödten; indem ich aber Deines Lebens schone, opfre ich das meinige auf, um der Schande zu entfliehen.

Dieser Vorfall wird selbst von einem Engländer erzählt, und ich erinnere mich, als Augenzeuge einige

ähnliche mit angesehen zu haben, wobei die Hindu er Beweise von Ehrengefühl und Furcht vor Schande an den Tag legten, die jenem nichts nachgaben.

Mehrere von Heldenmuth beseelte Indierinnen, sind ihren Männern in den Krieg gefolgt, und an ihrer Seite getödtet worden. Andere, die ihre Schande nicht überleben wollten, haben sich mit eigenen Händen ermordet. Noch andere legten ebenfalls Hand an sich, oder baten ihre Männer, sie umzubringen, um ihren Feinden nicht in die Hände zu fallen. Man hat Beispiele, daß ganze Besatzungen sich eher den Hals abschnitten, als sich zu Kriegsgefangenen ergaben. Kurz, man findet bei den Indiern Beweise der seltensten Treue, des unerschrockensten Muthes und der erhabensten Tugenden; um so mehr ist es daher zu bedauern, daß es ihnen an Geschichtschreibern fehlt, die dergleichen aufzeichnen. Was ihre Laster betrifft, so werden sie dieserhalb bei allen denen, die mit den Quellen, woraus dieselben entspringen, nicht unbekannt sind, Vergebung finden. Sie wissen lieber Freund, daß es gewisse, sowohl politische als religiöse Anstalten giebt, die den Menschen, er mag wollen oder nicht, zum Schelm und Betrüger, zum Tagediebe, Thoren und Bösewichte machen. Wenn das Staats- und Religions-System der Indier, nicht so äußerst fehlerhaft wäre, so würden diese Völkerschaften, da sie ein so gesegnetes Land bewohnen, das ihnen Alles gewährt, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlich ist, und anderwärts die Leidenschaften so gewaltsam ins Spiel

setzt, vielleicht die tugendhaftesten Menschen auf Erden seyn.

Vierzehnter Brief.

Begräbnißceremonien. — Religionsfreiheit. — Anderweitige Gewohnheiten.

Der Gebrauch, die Leichname zu verbrennen, ist unter den Hinduern nicht allgemein eingeführt; sondern einige, namentlich die Saniasi, pflegen dieselben in die Erde zu verscharren. Die geringern Kasten begraben ihre Todten ebenfalls, wie es bei uns in Europa gebräuchlich ist. Die Kennzeichen der Trauer, bestehen darin, daß sie sich den Bart und das Haar auf dem Kopfe abscheeren lassen (jedoch mit Ausnahme des Büschels, welches die Hinduer, wie Sie sich dessen noch aus dem Vorhergehenden errinnern werden, auf dem Wirbel tragen, und hier in einen Knoten zusammenbinden), daß sie fasten, und sich unter andern ein Paar Tage des Betelkauens enthalten. *)

*) Das Betelkauen ist bekanntlich bei den Indiern überall und allgemein eingeführt. Man sieht auf den Marktplätzen große Kisten und Kasten, die mit Betelblättern angefüllt sind, welche täglich und stündlich wie andere Waaren verkauft werden. Das Kauen dieses Blattes, welches mit dem Pfeffer viele Aehnlichkeit hat, verursacht einen überaus ange-

Sobald ein Hinduer verschieden ist, wird dessen Leichnam sogleich sorgfältig abgewaschen; man schiert ihm das Haar ab, zieht ihm ein reines Gewand an, und giebt ihm etwas Betel, Areka und rohen Reiß in den Mund. Hierauf begleiten ihn seine sämmtlichen Anverwandten und Freunde, unter Leichengesängen und einer aus Tambourins, Hörnern und andern dergleichen Instrumenten, bestehenden Trauermusik, entweder zum Scheiterhaufen, oder zur Grabstätte. Hat der Verstorbene viel Vermögen hinterlassen, so wirft man Weihrauch und allerlei köstliche Spezereien in die Flammen, die seinen Leichnam verzehren. Die übriggebliebenen Gebeine, nebst der Asche, werden nachher sorgfältig gesammelt, und in Weiher oder Flüsse geworfen; meistens in solche, worin schon früher die Ueberbleibsel der Vorfahren des Hingeschiedenen versenkt worden sind. Diese Asche wird nicht selten viele Meilen weit von einem Orte zum andern geschafft, und derjenige schätzt sich glücklich, der im Stande ist, die Asche seines verstorbenen Verwandten nach Kasi, Benares, oder einen andern heiligen Ort

nehmen und lieblichen Geschmack, wenn man einmal daran gewöhnt ist. Es schmeckt gewürzhaft, bitterlich, brennt ein wenig auf der Zunge, stärkt den Magen, macht munter und lustig, und soll, sagt man, zur Wollust reizen. Man genießt es mit feinem Kalk und einem Stückchen Arekanuß, damit es den Speichel und die Lippen roth färbt. Wer weiß ob unsere Europäischen Damen nicht über kurz oder lang auf den Einfall kommen, das Betelkauen ebenfalls unter sich einzuführen, und dafür dem Thee und Kaffee zu entsagen.

zu tragen. Die Leichname derer, die in der Nähe eines jener Flüsse, welche die Hinduer für heilig halten, wie z. B. am Ganges, Krishna, Giumna oder Jamuna, u. s. w. mit Tode abgehen, werden gewöhnlich in deren Gewässer geworfen, wo sie den Krokodillen, wovon es hier wimmelt, zur Nahrung dienen. Es ist daher nichts Seltenes, daß man dergleichen Leichname, auf den eben so starken als zahlreichen Nebenarmen des Ganges, welche durch Bengalen strömen, mit der Ebbe und Fluth auf und ab treiben sieht. Einige Hinduer haben die Gewohnheit, daß sie ihre Anverwandten und Freunde, wenn solche dem Tode nahe sind, an die Ufer der gedachten Flüsse tragen, wo sie alsdann von der Springfluth, welche sich hier mit einem fürchterlichen Getöse einstellt, und die Gewässer der eben erwähnten Flüsse in der Geschwindigkeit mehrere Fuß hoch anschwellt, mit fortgeschwemmt, und noch halb lebendig von den Wellen verschlungen werden. Statt sich, wenn die Fluth sie nicht erreichen kann, möglichst zu entfernen, bieten sie vielmehr ihre letzten Kräfte auf, sich derselben zu nähern, um des Glücks theilhaftig zu werden, in diesen heiligen Gewässern den Geist aufzuopfern. *) Die Leich-

*) Mitunter suchen sich jedoch einige, entweder weil man sie wider ihren Willen dem Tode preiß giebt, oder weil sie sich eines anderen besinnen, und ihnen die augenscheinliche Gefahr neue Kräfte verleiht, durch die Flucht zu retten. Da sie nun, wenn sie auch wirklich mit dem Leben davon kommen, nicht wieder in ihre Kaste aufgenommen werden dürfen, so gesellen sie sich zu denen, die mit ihnen gleiches Schicksal gehabt haben. In einem Englischen Schriftsteller

name mancher Indier werden den wilden Thieren und Raubvögeln preißgegeben.

Andere ersticken ihre Kranken, indem sie ihnen, sobald sie wahrnehmen daß alle Hoffnung zu ihrer Genesung verschwunden ist, den Mund und die Nase mit Kuhmist verschmieren. Zur Entschuldigung dieser barbarischen Gewohnheit bedienen sie sich des Vorwandes, es

habe ich folgende hierher gehörige Stelle gefunden: „Nicht weit vom Flusse Ughli giebt es zwei Dörfer, die bloß von dergleichen Unglücklichen bewohnt werden. Sie machen eine eigene, von anderen Hinduern ganz abgesonderte Gemeinde aus, und haben Kinder. Die Braminen haben volle Macht und Gewalt, dies oder jenes kranke Mitglied einer Familie, je nachdem sie ihren Vortheil dabei finden, dem Tode zu übergeben; und dieser abscheuliche Aberglaube ist daran schuld, daß jährlich eine Menge solcher Unglücklichen bei Seite geschafft werden. Ein gewisser Gentleman erzählte mir einst, als er durch einen Ort gereiset sey, der nicht weit von Kalkutta liegt, und Kulna genannt wird, habe er gesehen, daß ein Haufe Braminen, einen Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren vor sich hingestoßen, und nach dem Wasser zu getrieben hätten. Als er ihnen nun zugerufen, und sie ermahnt habe, von ihrem Vorhaben abzulassen, so hätten sie ihm ganz kaltblütig geantwortet: Es ist der Gebrauch so! Es ist der Gebrauch so: Er darf nicht länger am Leben bleiben; denn unser Gott legt ihm die Pflicht auf, zu sterben. Und mit diesen Worten hätten sie den jungen Menschen immer weiter fortgetrieben, bis er endlich ertrunken sey. Dies ist eine von jenen unzähligen Grausamkeiten, dergleichen hier von Zeit zu Zeit verübt werden.“

verlohne sich nicht der Mühe, die Freuden des Lebens durch die Leiden einer langwierigen unheilbaren Krankheit zu erkaufen.

Noch andere haben die Gewohnheit, neben ihre Todten, oder auf die Gräber derselben, allerlei Speisen zu stellen, besonders solche, die sie bei ihren Lebzeiten vorzüglich gern aßen. So pflegten die Römer, wenn sie ihre sogenannten Feralien feierten, ebenfalls allerlei Gerichte, die für ihre Todten bestimmt waren, auf den Gräbern aufzutischen. Auch veranstalteten sie, ihren verstorbenen Freunden zu Ehren, gewisse Familienfeste, welche sie, da man an denselben das Abendbrod auf einem Grabsteine verzehrte, Silicernia nannten. Einen Theil dieser Speisen aßen sie auf; das Uebrige ließen sie auf den Grabmälern stehen, damit die umherirrenden Geister der Verstorbenen, wenigstens eine Zeitlang ebenfalls etwas zu essen hätten.

In Indien werden alle Religionen nicht nur geduldet, sondern sogar öffentlich ausgeübt. Nur Tippu Sultan, dieser eben so übermüthige als fanatische Anhänger Muhammeds, ließ in seinen Staaten fast alle Kirchen niederreißen, und eine Menge indischer Christen, die zu dem Ende nach Seringapatam transportirt wurden, mit oder wider ihren Willen beschneiden. Als er die Malabarküste eroberte, die nachher unter englische Herrschaft gekommen ist, ließ er gewaltsamer Weise mehrere Najer und andere Hinduer beschneiden, und zwang sie Kuhfleisch zu essen. Diese eben so

barbarische als äußerst unpolitische Intoleranz hatte die Folge, daß sich die Volksmenge in seinen Staaten ganz außerordentlich verminderte, und er sich bei den Hinduern äußerst verhaßt machte. Eine Menge derselben flüchtete aus seinen Ländern und begab sich in jene des Königs von Travankor, von Cochin und in die Besitzungen der Engländer. Indeß ist nicht zu läugnen, daß ihm einige katholische Priester Veranlassung gaben, die Christen weit härter zu behandeln, als solches vielleicht im entgegengesetzten Falle geschehen seyn würde. Sie hatten sich nämlich beigehen lassen, die Partie seiner Feinde, der Engländer, zu ergreifen, und diesen, während des Krieges, den er mit ihnen führte, allerlei Nachrichten von demjenigen zu ertheilen, was in seinen Staaten vorgieng. Die meisten den Hinduern zugehörigen Tempel, ließ er unversehrt, und als er sich eines Bessern besonnen hatte, gestattete er sogar den Braminen und ihren Anhängern die freie und ungestörte Ausübung ihrer Religion.

Wenn die indischen Fürsten ihren Unterthanen nicht gestatten, von der Religion des Brama zur christlichen, oder muhammedanischen überzugehen, so geschieht solches mehr aus politischen als religiösen Absichten. Leuten, die zu den höhern und vornehmern Kasten gehören, ist solches durchaus nicht erlaubt, weil ihr Beispiel leicht andere zur Nachfolge reizen könnte; wenn aber einige Individuen aus geringern Kasten eine oder die andere der ebengenannten Religionen annehmen, so pflegt man selten oder nie darauf zu achten. Sollte hingegen Je-

mand auf den Einfall kommen, zur Religion des Brama überzutreten, so würde ihm solches eben so wenig möglich seyn, als die Farbe seiner Haut zu verändern, oder sich aus einem Europäer in einen genuinen Indier zu verwandeln. *)

*) Der Verfasser des Systema Brahmanicum spricht von einem gewissen Tranke, der aus dem Urin und den im Wasser aufgelöseten Excrementen einer Kuh, aus Rahm, Butter und säuerlicher Kuhmilch zubereitet werde, und den man dem Einzuweihenden darreiche. Hierauf fährt er folgendermaßen fort: Non itaque facile est Europaeo homini, Brahmanicis sacris aut philosophia initiari, nisi sponte velit hujus initiationis legi et hauriendae hujusmodi potioni subjici. Sonach sollte man glauben, Jeder, der sich dem Gesetze unterwerfe, diesen Trank zu sich zu nehmen, erhalte dadurch das Recht, sich der Religion des Brama einverleiben zu lassen. Dies ist offenbar falsch; und wenn es etwa dem Verfasser darum zu thun war, ein Späßchen anzubringen, so ist dies, wie mich dünkt, ein sehr alberner Spaß. Der gedachte Trank wird Panciagàwia (nicht aber, wie der Verfasser sagt, Panciabevia) genannt, und die andächtigsten Hinduer machen alle Jahre, wie man mich versichert hat, wenigstens einmal Gebrauch davon, um sich von den Sünden zu reinigen, deren sie sich etwa dadurch schuldig gemacht haben könnten, daß sie die Pflichten, welche ihrer Kaste obliegen, nicht gehörig beobachteten. Er macht zugleich diejenigen, welche sich ohne ihr Verschulden ihrer Kaste verlustig gemacht haben, fähig, wieder in dieselbe aufgenommen zu werden. So wurden, zum Beispiel, alle jene Hinduer, welche Tippu Sultan gewaltsamer Weise zu Muhammedanern gemacht hatte, von den Braminen unter Beobachtung dieser und ähnlicher

Die Hinduer erlauben es schlechterdings nicht, daß ein Ausländer, oder ein Mitglied einer unreinen Kaste, das Innere ihrer Tempel betrete, oder ihre Opfer und gottesdienstlichen Gebräuche, wenigstens nicht in der Nähe, mit ansehen. Wiewohl sie nun aber in der Beobachtung ihrer Ceremonieen äußerst gewissenhaft sind, so lassen sie doch jeden davon denken, was er will; auch sind sie bei weitem keine so eifrigen Verfechter ihrer Glaubenslehren, wie unsere Theologen in Hinsicht der ihrigen. Sie mögen wohl, was diesen Punkt anbetrifft, wie Tiberius denken: Deorum injuriae Diis curae. Anstatt sich diesfalls herumzuzanken, geben sie ganz gelassen zur Antwort: so steht es geschrieben, und damit gut. Sie lassen jede Religion in ihren Würden, und würden sich an der ihrigen zu versündigen fürchten, wenn sie die, welche einer andern zugethan sind, beeinträchtigten. Als das höchste Wesen die Menschen in mehrere Nationen theilte, schien es dadurch zu erkennen zu geben, daß in Ansehung der Formen ihrer Gottesverehrungen eine eben so große Verschiedenheit unter ihnen obwalten sollte, wie in Ansehung der Sprachen, des Klimas und der Nahrungsmittel. Auf diesen Grundsatz scheint sich das Benehmen der Indier gegen andere Religionsverwandten zu stützen. Wer die Religion und die gottesdienstlichen Gebräuche seiner Nebenmenschen herabwürdigt, sagt Gessuant-Sing, Rajah von Eiudpur, in einem Schreiben an den Aurengzeb, der

Ceremonieen wieder von ihren ehemaligen Religionsverwandten auf- und angenommen.

handelt gegen den Willen und die Verfügung des Allmächtigen. Zwischen einem Heiden und einem Muhammedaner findet in seinen Augen kein Unterschied statt.

Auf der Malabarküste, und zwar zwischen Cochin und Alepè, liegt ein gewisser Ort, Sanct Andreas genannt, wo jährlich das Fest des heiligen Sebastian mit vielen Solennitäten gefeiert wird. Da nun die Bewohner der dasigen Gegend diesen Heiligen für einen sehr großen Wunderthäter halten, so finden sich bei dieser Gelegenheit, außer einer großen Anzahl Christen, auch eine Menge zu den geringern Kasten gehörige Indier ein, die in dem Wahne stehen, daß er der Bruder einer ihrer Göttinnen sey, die in der benachbarten Gegend verehrt wird; wiewohl sich übrigens nicht einsehen läßt, was diese Meinung veranlaßt hat.

La Croze erzählt *), die Indier beteten alle Arten von Statüen und Bildern an, sogar solche, die in der römischen Kirche verehrt würden. Unweit dem Kap Komorin, sagt er, findet sich ein uraltes Bildniß des heiligen Franziskus Xaverius, zu welchem die Indier häufige Wallfahrten anstellen. Sie nennen die dasige Kirche die Pogode des Parapadri, oder, welches eben so viel sagen will, des großen Vaters. — La Croze sagt ferner, die dem heiligen Kreuze gewidmete Kirche zu Porca, oder Porcate, sey von einem Rajah erbaut worden, weil derselbe sich eingebildet

*) In seiner Histoire du Christianisme dans les Indes etc.

habe, daß ihm eine den dasigen Christen zugehörige Fahne, worauf ein Kreuz abgemalt war, dazu behülflich gewesen sey, seine Feinde zu besiegen. Ich bin zwar mehr als einmal zu Porca und auf dem Kap Komorin gewesen, habe mich aber, da ich ganz andere Geschäfte zu besorgen hatte, nie um dergleichen Dinge bekümmert. Nach demjenigen zu urtheilen, was ich hie und da wahrgenommen habe, will ich jedoch gern glauben, daß das, was der angeführte Schriftsteller erzählt, allerdings Grund hat, und auch noch heutiges Tages geschiehet.

Uebrigens ist es nichts Seltenes, daß rohe und unwissende Menschen, die zu den geringern Kasten gehören, einen christlichen Heiligen mit einem indischen verwechseln, wenn sie hören, daß derselbe sehr mächtig und folglich im Stande sey, auch ihnen auf eine oder die andere Art Hülfe und Beistand zu leisten. Die Braminen sind dergleichen Verwechselungen, da wenigstens ihr zeitliches Interesse hiebei mit ins Spiel kömmt, gar nicht hold; doch schließen sie nöthigenfalls mit den Priestern der Christen eine Art von Capitulation ab. Wenn zum Beispiel ein Hinduer zur christlichen Religion übergeht, und sich sonst seiner Kaste nicht etwa dadurch verlustig gemacht hat, daß er mit Leuten aus einer unreinen Kaste aß und trank, oder sich auf andere Art zu ihnen gesellte, so lassen ihn die Braminen nach wie vor an ihren Religionsgebräuchen Theil nehmen, und wenn sich ein solcher, mit einer zu seiner Kaste gehörigen Frauensperson von einem christlichen Priester kopuliren läßt,

so verrichten sie hinter drein, gegen Erlegung der Gebühr, die Trauungsceremonieen auch nach heidnischem Gebrauche.

Ich werde in einem meiner folgenden Briefe Gelegenheit nehmen, Ihnen zu zeigen, was man in Indien unter dem Worte Christenthum eigentlich versteht; vorläufig müssen sie mir aber erlauben, in meinen Bemerkungen über die Hinduern fortzufahren.

Kein Indier wird sich je einem Fürsten oder Grossen nahen, ohne ihm eine Gabe zu verehren; insonderheit aber darf er solches alsdann nicht unterlassen, wenn er ihm eine Bitte vorzutragen hat, deren Gewährung ihm sehr am Herzen liegt. Dieser uralte Gebrauch ist in ganz Asien, wie schon aus der Rede des Isokrates an den Demonikus erhellet, überall und allgemein eingeführt. Ein europäischer Fürst läßt dann und wann, zumal wenn er eine Reise macht, unter den Pöbel und arme Leute etwas austheilen; ein indischer Fürst nimmt die allerunbedeutendsten Geschenke an, wenn gleich der Geber kaum das liebe Brod hat. Man legt ihm dieselben ehrfurchtsvoll zu Füßen, zieht sich ehrfurchtsvoll zurück, und hält sich für hinlänglich belohnt, daß man das Glück hatte, sich ihm nähern zu dürfen.

Die Indier sowohl als die Muhammedaner, haben die Gewohnheit, jederzeit die Schuhe auszuziehen, und sie vor der Thüre stehen zu lassen, wenn sie zu Jeman=

den ins Zimmer gehen, der mit ihnen von gleichem oder vornehmern Stande ist. Sie halten nämlich die Schuhe, unter Allem was der Mensch am Leibe trägt, für das Verächtlichste, und wer Jemanden mit einem Schuh schlägt, fügt ihm die gröbste Beleidigung zu, die er in seinem ganzen Leben nicht verzeiht.

Wann ein Indier vor seinem Obern oder Vorgesetzten erscheint, so verbeugt er sich bis auf die Erde, berührt selbige zwei bis drei mal mit der innern Fläche beider Hände, und berührt sodann die Stirn oder die Brust damit; oder er legt sie andächtlich zusammen, als wenn er betete. Alsdann bleibt er in einer verhältnißmäßig größern oder geringern Entfernung stehen, und hält die flache Hand vor den Mund *), damit sein Athem den vornehmen Mann nicht etwa verunreinige. Diese Begrüßung ist mit mehr oder minder starken Aeusserungen der Demuth vereinbaret, je nachdem derjenige, mit welchem sie es zu thun haben, einen höhern oder geringern Rang bekleidet.

Noch auffallender ist die Art und Weise, wie sich der Indier benimmt, wenn er sich einem Großen seines Volks, oder einem Europäer, in der Absicht nahet, ihn um eine Gefälligkeit oder Gnadenbezeugung zu bitten.

*) Wenn man bei den Alten Jemanden eine Schmeichelei erzeigen wollte, so legte man die flache Hand auf den Mund, küßte sie, und streckte sie gegen ihn aus. Daher das Wort adorare, welches so viel bedeutet, als manum ad ora ponere.

Nie wird er geradezu mit der Sprache herausgehen, und sich merken lassen, warum es ihm eigentlich zu thun ist. Er belauscht jeden Ihrer Blicke, jede Bewegung, jedes Wort, das aus ihrem Munde gehet, um zu erforschen, wie Sie gestimmt sind, wiewohl er dies längst von Ihren Bedienten oder Hausgenossen erfahren hat. Merkt er, daß Sie nicht bei guter Laune sind, so sucht er Sie unvermerkt aufzuheitern, und lenkt daher das Gespräch auf allerlei Gegenstände, von welchen er im Voraus versichert ist, daß Sie Vergnügen daran finden. Wird er aber gewahr, daß er dennoch seine Absicht verfehlen und ihm seine Bitte schwerlich gewährt werden dürfte, so geht er wieder seines Weges, ohne derselben nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Glaubt er hingegen den günstigen Zeitpunkt getroffen zu haben, und findet er, daß Sie so gelaunt sind, wie er es wünscht, so läßt er Sie, nachdem er lange genug von allerlei gleichgültigen Dingen mit Ihnen geplaudert, und Sie einmal über das andere versichert hat, er habe bloß die Absicht sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, am Ende mit Erstaunen wahrnehmen, daß er Ihnen etwas äußerst Interessantes zu sagen, oder ein Geschäft mit Ihnen abzumachen hat, das von der größten Wichtigkeit ist.

Diese Bemerkungen werden Ihnen zwar sehr unbedeutend vorkommen, wohl gar Langeweile verursachen; wenn Sie aber über kurz oder lang nach Indien, insonderheit nach Malabar kommen sollten, so würden Sie mir es vielleicht Dank wissen, daß ich Ihnen dieselben mittheilte. In Ansehung einer gewissen, mit

allerhand Umschweifen vereinbarten Schlauheit, die aber freilich nichts weniger als lobenswürdig ist, scheinen es die Indier viel weiter gebracht zu haben, als die Europäer. Ihre tief im Herzen verschlossenen, dem Anscheine nach, gänzlich erstorbenen Leidenschaften, werden nie bis zu dem Grade aufgeregt, daß sie dadurch verhindert würden, die Gegenstände aus dem gehörigen Gesichtspunkte zu betrachten. Alles was sie thun, so geringfügig und unbedeutend es seyn mag, ist sorgfältig überdacht, und wird mit aller möglichen Behutsamkeit ausgeführt.

Es ist Ihnen bekannt, daß die Indier auf die langen und glatten Blätter des Palmbaums schreiben; vielleicht aber stellen Sie sich vor, daß solches auf eine eben so unbequeme als ungeschickte Art geschehe. Schon damals, als ich noch in die Schule gieng, erzählte mir mein Lehrer, die ältern Völker hätten anfänglich auf Baumblätter geschrieben. Da er mir aber die Sache weiter nicht erklärte, und ich nirgends einen Baum ansichtig wurde, dessen Blätter hierzu tauglich waren, so konnte ich mir von dieser Art zu schreiben, schlechterdings keinen Begriff machen. Von solchen Dingen sollte man mit Kindern, so lange es ihnen an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, durchaus nicht reden, weil sie sich sonst entweder ganz irrige, oder wenigstens sehr unvollständige Begriffe davon machen. Kurz, die Indier schreiben sehr fertig und geschickt auf Palmblätter, die zu dem Ende getrocknet und auf eine besondere Art zubereitet werden. Sie thun solches im Sitzen, im Stehen,

im Umhergehen, ohne so zu sagen auf das Blatt zu sehen. Die Buchstaben graben sie mit einem eisernen, silbernen, auch wohl goldenen Griffel ein, der, bald mehr, bald weniger, zierlich gearbeitet ist, aber jederzeit eine stählerne Spitze hat. Sie schreiben sehr geschwind, machen sehr nette, schön geformte Buchstaben, bleiben immer in gerader Linie, setzen gehörig ab, kurz, sie benehmen sich dabei ganz anders, als es sich ein Europäer, der solches nicht selbst mit angesehen hat, vorstellen kann. Ihre Bücher, die mitunter ziemlich voluminös sind, bestehen durchgehends aus dergleichen Blättern, und lassen sich demungeachtet, wenn einige Sorgfalt darauf verwendet wird, eben so gut aufbewahren, wie die unsrigen. Das Wasser thut ihnen wenig oder gar keinen Schaden. Die Rajahs und andere indische Fürsten in den südlichen Gegenden, schreiben alle ihre Briefe und Befehle auf dergleichen Blätter, die nachher auf eine besondere Art zusammengelegt und besiegelt werden. Wenn aber diese Briefe an Leute von Stande gerichtet sind, so nehmen sie, eben so wie wir Europäer, Papier dazu. Im nördlichen Indien schreiben fast alle Hinduer und Muhammedaner auf Papier.

Die Indier drücken sich, dünkt mich, einige ihnen eigenthümliche Complimente abgerechnet, in ihren Briefen, Verordnungen, Schuldverschreibungen, und andere dergleichen Aufsätzen, klar, kurz und bündig aus.

Es kann zwar einem oder dem andern Hinduer einfallen, die Gültigkeit eines schriftlich mit Jemanden

abgeschlossenen Kontrakts, durch allerlei Ränke und Schikanen zu bestreiten, aber nie wird er solches unter dem Vorwande thun, als wenn in dem darüber aufgesetzten Documente, etwas versehen, oder selbiges nicht in der gehörigen Form abgefaßt sey. In diesem Stücke kann man sich auf sie verlassen, und da es bei ihnen weder Notarien, Procuratoren noch Advocaten giebt, so sind ihnen die schändlichen Betrügereien und Kniffe dieser Menschen nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Der Schulunterricht, nur den ausgenommen, welcher theologische Gegenstände betrifft, wird in Indien unter freiem Himmel gehalten. In Malabar setzt sich der Schullehrer gewöhnlich unter einen schattigen Baum, läßt seine Zöglinge rings um sich her einen Kreis bilden, zeigt ihnen, wie sie es anfangen müssen, um die Buchstaben mit dem Finger gehörig in feinem Sande zu zeichnen, und lehrt sie dieselben richtig aussprechen. An andern Orten sah ich, daß die Schulkinder am Wege saßen, und kleine, mit klarem Sande bestreute hölzerne Tafeln in der Hand hatten, welche dazu dienten, sie auf die eben erwähnte Art im Schreiben, Lesen und Rechnen zu unterrichten. Einer nach dem andern, und oftmals alle zugleich, mußten ihre Lectionen mit lauter Stimme hersagen.

Fünfzehnter Brief.

Gegenwärtiger Zustand der Künste, Wissenschaften, Handwerke und Professionen bei den Indiern. — Astronomie. — Arzneikunst. — Malerei. — Bildhauerkunst. — Baukunst. — Pagoden, Tempel, und andere Gebäude. *)

Nun muß ich Ihnen auch eines und das andere von dem Zustande sagen, worin sich in Indien gewisse Wissenschaften, gewisse Künste und Handwerke befinden. Gewohnheit und Herkommen haben über die Indier eine unumschränkte Gewalt. Wenn man ihre Vorurtheile mit allen möglichen Vernunftsgründen bestritten, und sie ganz in die Enge getrieben hat, so suchen sie sich noch zu guterletzt mit der Antwort zu helfen: dies ist nicht Sitte; dies ist bei uns nicht gebräuchlich.

Dieses ewige Beharren bei einerlei Gewohnheit, dieser unvernünftige, bloß aus Trägheit entspringende Alltagsgebrauch, Mängel und Fehler auf immerwährende Zeiten fortzupflanzen, hat sowohl in Betreff des bürgerlichen Lebens, als auch besonders in Hinsicht auf

*) Man vergleiche hiermit die Nachrichten des P. Paulinus, in seiner Reise nach Ostindien, und andere neuere Berichte, vorzüglich aber auch die von den Missionaren in den Lettres édifiantes mitgetheilten Abhandlungen und Bemerkungen über diese Gegenstände.

D. H.

die Künste und Wissenschaften, weit mehr Werth für sie, als jene heilsamen Neuerungen, wodurch dieselben von Grund aus erschüttert und zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gefördert werden. Wenn die Behauptung gegründet ist, daß man Indien als die Wiege der Künste und Wissenschaften zu betrachten habe, so kann man zugleich nicht in Abrede stellen, daß sie nach Verlauf so vieler Jahrhunderte in dieser nämlichen Wiege noch immer in eben dem rohen und unförmlichen Zustande liege, wie ehedem. Wer immer auf dem nämlichen Wege fortschlendert, muß natürlicher Weise immer wieder in die nämlichen Ortschaften und Herbergen kommen. Dieser ängstlichen Anhänglichkeit der Indier, an alles das, was ihnen von ihren Urvätern gelehrt und vorgeschrieben wurde, ist es hauptsächlich mit zuzuschreiben, daß sie in den Künsten und Wissenschaften noch immer so weit zurück sind, ob ihnen gleich die Natur, wie mich dünkt, eben so viel Talent und Geisteskräfte verliehen hat, als den Europäern.

So lange sie unter der lethargischen Gewalt jener Gewohnheit, unter dem Einflusse ihrer Braminen, und unter dem Drucke des Despotismus stehen, würde es verlorne Mühe und Arbeit seyn, wenn man sie mit einemmale durch Vorstellungen und Vernunftgründe von ihren Irrthümern und Vorurtheilen befreien wollte. Die Vernunft ist nicht für Unwissende, nicht für solche Menschen, die ganz außer Stande sind, Gebrauch davon zu machen. Wer die Fesseln verjährter und für heilig geachteter Vorurtheile zerbrechen will, muß sehr viele

Geistesstärke besitzen. So lange nicht unter den Indiern ein Luther, ein Descartes, oder sonst ein Mann auftritt, der diese, wo nicht an Genie, doch wenigstens an Macht, übertrifft, und ihrem Vaterlande eine andere Religion, eine andere Legislatur, eine andere Staatsverfassung giebt, so lange werden sich die Indier nie aus ihrem jetzigen Zustande erheben.

Indessen kann man ihnen nicht absprechen, daß sie es in verschiedenen mechanischen Künsten sehr weit gebracht haben. Man findet bei ihnen mehrere Juwelirer, Goldarbeiter und Steinschneider, welche die Arbeiten unserer Europäischen Künstler mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und auf eine solche Art nachahmen, daß man sie fast nicht davon unterscheiden kann. Sie gebrauchen hiezu so wenige und noch überdies so plumpe Instrumente, daß unsere Künstler gewiß nicht im Stande seyn würden, etwas dem Aehnliches damit zu verfertigen. In Ansehung ihrer seidenen und baumwollenen Fabrikate, thun sie es bekanntlich allen andern Nationen zuvor. Unter den rauhen und ungeschmeidigen Fingern der Europäer, würden dieselben nie den Grad von Vollkommenheit erlangen, den ihnen die Indier zu geben wissen. Ein feineres und zarteres Gewebe aus Baumwolle zu verfertigen, ist beinahe nicht möglich. Selbst Arachne würde es ihnen in dieser Hinsicht schwerlich zuvorthun. Sie können ein zerrissenes Stück Nesseltuch mit so vieler Geschicklichkeit an einander fügen, daß selbst das schärfste Auge nicht wahrnehmen kann, wo der Riß gewesen war. Unfehlbar

werden Sie schon davon gehört haben, daß sie ganze Stücke Nesseltuch von zwanzig und mehrern Ellen verfertigen, die in eine Dose von mittlerer Größe gehen, und dabei so fein sind, daß man sie durch einen mäßigen Ring ziehen kann. Ein vornehmer Engländer bekam einst ein Stück Musselin geschenkt, das so fein und zart war, daß, wenn man es aufs Gras legte, jeder einzelne Halm eben so klar und deutlich hindurch schimmerte, wie Rosen oder Lilien durch ein spiegelhelles Glas. Ein alter Römischer Schriftsteller, der Gelegenheit gehabt hatte, ein Stück solcher Nesseltücher, welche in den damaligen Zeiten bis nach Rom versendet wurden, zu sehen, nennet diese Fabrikate ventum textilem et nebulam linteam. Da solche schon in den frühesten Zeiten stark gesucht wurden, und noch bis auf den heutigen Tag bei allen Völkern der Erde vielen Abgang finden, so legen diese hierdurch stillschweigend das Zeugniß ab, daß sie die Indier für die allergeschicktesten Weber halten. Die berühmtesten Maschinen, deren man sich in Europa, namentlich zu Manchester, zum Kartätschen und Spinnen der Wolle bedient, gewähren zwar den Manufakturen den Vortheil, daß sie in kürzerer Zeit eine größere Menge Waaren liefern können und machen ihren Erfindern allerdings Ehre; in vorliegendem Fall thut es aber die Geduld und Beharrlichkeit der Indier, was die Feinheit und Zartheit der Arbeit betrifft, dem Erfindungsgeiste der Europäer weit zuvor.

In der Juwelirerkunst, im Sticken und Filigran-

arbeiten, haben es die Indier ebenfalls sehr weit gebracht. Ueberhaupt sollte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ihre verschiedenen Professionen und mechanischen Beschäftigungen genauer kennen zu lernen. Diese Untersuchung würde wahrscheinlich den Europäern manche Ideen an die Hand geben, mit welchen sie noch zur Zeit gar nicht bekannt sind.

Von der Magie der Indier sage ich Ihnen nichts. In ältern Zeiten hatten sich die Braminen durch diese erhabene Wissenschaft einen eben so ausgebreiteten Ruf erworben, wie unsere berühmtesten Zauberer und Herenmeister, welche die Kunst verstanden, den Mond vom Himmel zu ziehen, Feuer in Eis zu verwandeln, die Luft zu härten, und andere dergleichen Wunder zu wirken. In Europa sind heuzutage alle diese Schreckensmänner von der Bühne abgetreten, und die Teufel wollen sich durchaus nicht mehr dazu gebrauchen lassen, Knechtsdienste zu thun. In Indien hingegen giebt es noch immer Leute, welche sich mit dem Studium der Magie beschäftigen; allein, nach ihrem äußern Ansehen zu urtheilen, scheint dies heutiges Tages nicht mehr der Weg zu seyn, wodurch man sich zu Reichthum und Ansehen emporschwingen kann, obgleich die Untrüglichkeit ihrer Wissenschaft von Niemanden bezweifelt wird.

Eine jener Wissenschaft, womit sich die Indier seit undenklichen Zeiten beschäftigt, und worin sie ziemlich starke Fortschritte gemacht haben, ist die Astronomie.

Einige ihrer ältern astronomischen Tafeln sind nach Europa gebracht, sehr genau untersucht, mit den unsrigen verglichen und durchgehends richtig befunden worden. Die, welche Le Gentil von einem gelehrten Braminen bekam, der auf der Koromandelküste, und zwar in der Nähe von Negapatam, wohnte, gehen bis zum Anfange der Kali Jug, folglich beinahe drei Tausend und hundert Jahre über die christliche Zeitrechnung hinaus. Der Suria Siddanta, ein Tractat, der von der Astronomie handelt, soll nach Angabe der Indier vor ungefähr zwei Millionen hundert vier und sechzig Tausend und neun hundert Jahren, durch göttliche Eingebung verfaßt worden seyn.

In den Schriften eines Bailly, der die vielerlei Arten Indischer astronomischer Tafeln, die uns Europäern zu Handen gekommen sind, genau untersucht hat, finden Sie genauere und bessere Nachrichten hierüber, als ich Ihnen zu geben vermag. Ich übergehe daher Alles hieher Gehörige mit Stillschweigen, und merke nur noch an, daß zwar diese Braminen die astronomischen Tafeln bei ihren Berechnungen zum Grunde legen, aber von den Angaben, worauf sie eigentlich beruhen, nichts mehr verstehen, und eben so wenig wissen, wer sie verfaßt hat.

Vorzüglich macht den Indiern die Erfindung jener zehn Zahlen viele Ehre, deren man sich heutzutage in Europa allgemein zu bedienen pflegt, und wodurch das Rechnen eben so sehr erleichtert wird, als es ehe-

dem sowohl bei den Griechen und Römern, als auch bei uns, durch den Gebrauch der Buchstaben erschwert wurde. In dieser Hinsicht sind wir den Indiern allerdings Dank schuldig, obgleich nur wenige unter uns daran denken und noch wenigere den Werth dieser Erfindung zu schätzen wissen. Gemeiniglich schreibt man dieselbe den Arabern zu, welchen sie von jenen zuerst mitgetheilt wurde. Die Leichtigkeit, mit welcher die Indier rechnen, ist wirklich bewundernswerth. Sie lösen die schwersten arithmetischen Probleme durch Kopfrechnen auf, und sind oft längst damit fertig, wenn der Europäer noch immer die Feder in der Hand hat, um Zahlen auf das Papier zu rotiren.

Mit den Nebenzweigen der Naturwissenschaft, die Astronomie ausgenommen, sind die Indier noch zur Zeit wenig oder gar nicht bekannt. Noch nie kam es ihnen in den Sinn, einen Leichnam zu öffnen, um die Gestalt, den Nutzen, und die Verrichtungen der innern Theile des menschlichen Körpers kennen zu lernen. Daher ihre gänzliche Unerfahrenheit in der Physiologie und ihre wenige Bekanntschaft mit der Wundarzneikunst. Der elendeste Pfuscher kann sich nicht ungeschickter benehmen als sie, sobald es darauf ankömmt, ein verrenktes oder zerbrochenes Glied wieder einzurichten. Wann ein Indier an einer Wunde oder einem offenen Schaden leidet, so trägt seine einfache mäßige Lebensart, die Stärke seiner Natur, und die Reinigkeit der Luft, weit mehr dazu bei, ihm wieder zu seiner Genesung zu verhelfen, als die Arzneimittel, welche sie aus den Säf-

ten gewisser Kräuter, wiewohl auf eine sehr ungeschickte Art zubereiten, und die Pflaster, wovon sie bei dergleichen Gelegenheiten Gebrauch machen.

Wenn die gewöhnlichen Arzneimittel ihre Wirkung verfehlen, so nehmen die Aerzte allerlei Hexenkünste und Zaubermittel zu Hülfe, wenn sie auch noch so belachenswerth sind. Machten es doch die Perser, die Griechen, die Römer und andere Völkerschaften älterer Zeiten, eben nicht besser; denn auch sie standen in dem Wahne, daß dergleichen Krankheiten von übernatürlichen Ursachen herrührten. Wie lange hat sich nicht der Gebrauch, die Magie auf die Arzneikunst anzuwenden, selbst unter uns Christen erhalten! Und giebt es nicht jetzt noch in Europa hie und da Menschen, welche steif und fest an dergleichen abgeschmackte Dinge glauben? Indessen läßt sich keineswegs hieraus der Schluß machen, als wenn sich solche Gebräuche und Phantastereien von einer Nation zur andern fortgepflanzt hätten; denn der Aberglaube ist unter allen Himmelsstrichen eine natürliche Folge der Unwissenheit und des Betrugs.

Die Indischen Aerzte sind zugleich auch Chirurgen und Apotheker, wie solches in älteren Zeiten bei uns ebenfalls üblich war. Amputationen und Incisionen nehmen sie selten vor; auch halten sie nicht viel aufs Aderlassen. Was den letztern Punkt anlangt, so scheinen sie nicht ganz unrecht zu haben, wenn man hiebei das Klima und die Lebensart der Indier in Betrachtung zieht. Ihre Genügsamkeit trägt sehr viel zu ihrer Ge-

nesung bei, und wenn sie krank sind, so nehmen sie oft mehrere Tage lang nicht die mindeste Nahrung zu sich. Man unterrichtet sie weder in der Arzneikunst, noch in der Chirurgie; sondern der Vater, der Großvater, oder sonst ein naher Anverwandter, hinterläßt seinem Sohne, seinem Enkel oder Neffen, ein Rezeptbuch, das er nur in die Hand nehmen darf, um sogleich für einen praktischen Arzt zu gelten, und überall Leute zu finden, die seiner Kurart sich anvertrauen. Dergleichen Rezeptbücher sind gewöhnlich in Versen abgefaßt, um ihren Inhalt desto besser im Gedächtnisse zu behalten, und es hat damit dieselbe Bewandniß, wie mit unsern Arkanbüchelchen, worin gewisse Quacksalber, um dem Pöbel Staub in die Augen zu streuen, die lächerlichsten und übertriebensten Versprechungen ankündigen: zum Beispiel, eine Wunde, wo nicht auf der Stelle, doch längstens in Zeit von zwei bis drei Stunden zu heilen, durch gewisse Zeichen und Worte das Fieber zu vertreiben, kurz, den gewöhnlichen Lauf der Natur zu verändern, und sie gerade so wirken und handeln zu lassen, wie es dem Charlatan gut dünkt.

Die Arzneimittel der Indier bestehen größtentheils aus aromatischen, hitzigen, stimulirenden Kräutern, Wurzeln, Säften und Dekokten; vermuthlich deswegen, weil die Krankheiten der Indier meistens von Entkräftung herrühren. Ihre starken und angreifenden Arzneimittel scheinen darauf abzuzwecken, den allzulangsamen Umlauf ihres verdorbenen Blutes zu fördern. Nebst dem sind die Indier auch oftmals rheumatischen Zufällen und Haut-

krankheiten unterworfen; denn da sie nicht selten beinahe ganz nackt unter freiem Himmel schlafen, so ziehen sie sich nicht nur öftere Erkältungen zu, sondern werden auch noch überdies von einer Menge kleiner kaum sichtbarer Insekten sehr übel zugerichtet.

Wiewohl nun die Indier äußerst leichtgläubig sind, und häufig von ihren Quacksalbern betrogen werden, so glaube ich dennoch, daß manche ihrer Arzneimittel zur Heilung gewisser Krankheiten sehr zweckmäßig angewendet werden könnten, wenn sie dieselben nur nicht, wie solches häufig zu geschehen pflegt, mit einander verwechselten, und keinen verkehrten Gebrauch davon machten. Da sie, wie man mich versichert hat, viele in der Sanskritansprache abgefaßte Arzneibücher besitzen sollen, so wäre sehr zu wünschen, daß ein sachverständiger europäischer Arzt diese uralte Sprache erlernte, und die gedachten Bücher sorgfältig durchsähe. Sie zu übersetzen, möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen; denn, was die ärztliche Theorie betrifft, so scheinen sie (nach einigen Bruchstücken zu urtheilen, welche mir zufälliger Weise in die Hände fielen und die ich mir dolmetschen ließ) weiter nichts als elendes Geschwätz und einfältiges Zeug zu enthalten. Indeß könnte gleichwohl Erfahrung und Zufall, derselbe Zufall, welcher uns die Heilkraft der Chinarinde und des Quecksilbers kennen lehrte, die Indier auf die Entdeckung eines oder des andern Arzneimittels geführt haben, das uns Europäern noch zur Zeit gar nicht bekannt ist; und wenn man auch nur ein einziges ausmittelte, das die Kraft hätte eine oder die andere Krankheit

zu curiren, so würde man für diese Mühe schon hinlänglich belohnt seyn.

Der Gebrauch des Arseniks, zum Beispiel, das in den Asiatic Researches gegen die Elephantiasis *) in Vorschlag gebracht und zugleich als ein vortreffliches blutreinigendes Mittel angepriesen wird, mit dessen Beihülfe die ältern indischen Aerzte die Gicht, allerlei Arten von Nervenkrankheiten u. s. w. curirt haben sollen, hätte derselbe nicht schon längst weit sorgfältiger untersucht zu werden verdient, als solches geschehen ist? So sah ich einst zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß ein indischer Arzt, der einen Patienten in der Kur hatte, welcher am Hüftweh litt, denselben nach der Verfahrungsart unsers Cotunnio behandelte. Er applizirte ihm nämlich einen glühenden Nagel hinten am Fuße, und zwar gerade an der von dem eben genannten Doktor in Vorschlag gebrachten Stelle, zugleich auch an dem äußern Theile unterhalb des Kniees, ohne diesfalls einen andern Grund angeben zu können, als daß es sein Vater eben so gemacht habe.

Sie besitzen allerlei hübsche Kenntnisse in der praktischen Chemie, außer denen, die dazu erforderlich sind Metalle zu schmelzen, und ihren Fabrikaten eben so schöne als lebhafte und nie verschießende Farben zu geben. So habe ich, zum Beispiel, sublimirtes Quecksilber bei ih-

*) Der schröckliche arabische Aussatz. Von den Arabern Judham und von den Indiern Khorah genannt.

nen gesehen, das demjenigen, welches man bei unsern Apothekern zu kaufen bekömmt, im geringsten nichts nachgab.

Es ist zum Erstaunen, wie schnell diese Menschen Verwundungen heilen, und wie bald sie sich von Beschädigungen erholen, die wir für tödlich, wenigstens für äußerst gefährlich halten würden. Unter andern sah ich einst einen armen Indier, der ungefähr vier bis sechs Finger breit unterhalb des Knieegelenks, das Schienbein und die Röhre zerbrochen hatte. Da nun diese beiden Knochen nicht gehörig wieder zusammen gewachsen waren, entweder, weil der, welcher sie einrichtete, nicht genug Geschicklichkeit besaß, oder weil sich der Patient nicht ruhig genug verhielt, so hatte sich an der Stelle, wo der Bruch war, so zu sagen, ein neues Gelenk gebildet. Wer etwas von der Anatomie versteht, der wird wissen, daß dieses unmöglich ein natürliches Gelenk seyn konnte, sondern daß es ein Aftergelenk war, oder wie man es sonst zu nennen pflegt. Genug der Fuß bog sich unter der Last seines Körpers, sobald der Indier aufrecht stand, und wenn er gieng, oder ihn aufhob, so ließ sich derselbe vermittelst seiner eigenen Schwere hin und her bewegen.

Unter den Indiern herrscht der Gebrauch, sich sowohl in gesunden als kranken Tagen öfters frottiren zu lassen. Wenn ein vornehmer Indier müde und träge ist, oder gern einschlafen will, so befiehlt er seinen Bedienten, welche dies auf eine sehr geschickte Art zu bewerkstelligen

wissen, ihn mit der bloßen Hand über den ganzen Körper so sanft als möglich zu streicheln, welches eine sehr angenehme Empfindung verursacht. Diese Gewohnheit ist nicht nur unter andern Orientalen, sondern sogar unter den in Indien befindlichen Holländern und Portugiesen eingeführt. Unter einem Himmelsstriche, wo man das Blut, so zu sagen, fortschütteln muß, mag diese Gewohnheit ihren sehr guten Nutzen haben.

Wie würden Sie lachen, wenn ich Ihnen vormalte, mit welcher unbeschreiblichen Geschicklichkeit und Delikatesse Ihnen ein Indier mit seinem niedlichen haarscharfen Meiselchen die Nägel abnehmen, oder Ihnen die Ohren ausräumen, oder Sie mit aller erdenklichen Ehrfurcht bei den Ohren erwischen würde, um ihnen dann plötzlich den Hals herum zu drehen, damit derselbe, ohne daß jedoch die mindeste Gefahr damit verbunden ist, krache (ein Manöver, das Niemand zum erstenmal ohne Schrecken mit ansehen kann); wie er sodann ein Glied nach dem andern, sogar die Fußzehen nicht ausgenommen, auf dieselbe Art bearbeitet, und sie sammt und sonders so lange zieht und reckt, bis sie ebenfalls krachen, um dadurch die Erschlaffung und Mattigkeit zu vertreiben, und zu verhindern, daß die Säfte nicht ins Stocken gerathen.

Wenn sich Jemand verwundet, heftig gestoßen oder gequetscht hat, so fangen die, welche solches zuerst gewahr werden, sogleich an, den leidenden Theil, oder im Fall solches dem Patienten zu große Schmerzen verursachen würde, die zunächst liegenden Theile, ganz

sanft zu streichen, und reiben dann immer stärker und stärker, bis am ganzen Körper kein Fleckchen mehr ist, das sie nicht auf dieselbe Art behandelt hätten.

Die Indier halten dafür, der dasige sogenannte Landwind bringe Fieber und andere Krankheiten mit, und dies kann auch wirklich der Fall seyn, wenn er über Sümpfe und andere stehende Gewässer streicht, und die faulen Dünste mit fortführt, welche aus denselben emporsteigen. In dieser Hinsicht habe ich jedoch eine Bemerkung gemacht, die der allgemein angenommenen Meinung schnurstracks entgegensteht. Das Königreich Travankor ist nämlich sehr wasserreich, und wird von einer Menge theils großer theils kleiner Ströme, in allen möglichen Richtungen durchschnitten. Es entstehen daher viele Sümpfe und Moräste, die während der heißen Jahreszeit austrocknen, und worin sodann unzähliche Eier von Insekten und Fischen, zugleich auch eine ungeheure Menge kleiner Fische, umkommen und in Fäulniß gerathen. Bei dem allen ist die Luft hier immer rein und gesund, so daß man selbst unter denen, die in der Nähe der gedachten Moräste wohnen, wenig Krankheiten bemerkt. Indeß muß ich zugleich des Umstandes erwähnen, daß man in gewissen Distanzen viele Bäume, besonders Kokosbäume angepflanzt hat, welche die Luft dephlogistisiren und sie reinigen; welches auch ganz mit den von Priestley aufgestellten Erfahrungssätzen übereinstimmt. Der Seewind, welcher fast immer und zwar nach Süden zu, die dasige Küste bestreicht, mag wohl auch

dazu beitragen, daß sich hier keine schädlichen Dünste anhäufen können.

Die Engländer, besonders jene, die den Trunk lieben, werden in Indien leicht von einer Krankheit befallen, welche zuletzt in eine Leberentzündung übergehet, die nicht selten Geschwüre verursacht und das Leben des Patienten in Gefahr setzt. Sie fürchten sich sehr vor dieser Krankheit, und schmieren sich, sobald sie einen Anfall davon spüren, mit Merkurialsalbe, die man in dergleichen Fällen für das bewährteste, wo nicht einzige Hülfsmittel hält. Ich war einigemal dabei zugegen, wenn solche Patienten sich operiren ließen, und sah, daß man ihnen, um das Geschwür vom Eiter zu reinigen, oberhalb der Leber den Leib öffnete. Andere in Indien befindliche Europäer, werden nicht leicht, so viel mir wenigstens bekannt ist, von dieser Krankheit befallen.

In Cochin, auf der Malabarküste, herrscht eine sonderbare Krankheit, welche verursacht, daß demjenigen, welcher damit befallen wird, das eine oder das andere Bein, auch wohl beide zugleich, widernatürlich aufschwellen, steif und hart werden, von oben bis unten gleich dick sind, und ihre natürliche Gestalt verlieren. In diesem Zustande bleiben sie, so lange der Patient lebt, und dieses kann zuweilen mehrere Jahre dauern; denn allem Ansehen nach, rührt diese Geschwulst weder von einer Entzündung, noch von der Wassersucht her. Die Kranken können dabei, ob es ihnen gleich sauer wird,

herumgehen, und ihre Geschäfte besorgen, als ob ihnen weiter gar nichts fehlte. Einige versicherten mich aber, sie hätten allemal einen Monat um den andern, oder nach Verlauf von zwei Monaten, einen Anfall vom Fieber, und empfänden in dem leidenden Theile ein unerträgliches Jucken. Diese Krankheit scheint bloß zu Cochin und in der umliegenden Gegend einheimisch zu seyn; denn alle Kranken dieser Art, die mir an andern Orten in Malabar zu Gesicht kamen, hatten sich entweder in gedachter Stadt selbst, oder in der Nähe derselben geraume Zeit aufgehalten. Man schreibt diese Krankheit dem schlechten Wasser zu, und wenn man sie einreißen läßt, ist sie unheilbar. Die reichen Einwohner von Cochin lassen sich daher das benöthigte Wasser von Verapoli und Fera d'Alva kommen, welche beiden Orte nicht weit davon liegen, und wo es von vortrefflicher Beschaffenheit ist. Indeß kann diese Krankheit wohl auch noch von andern Nebenursachen herrühren. Sie existirt auch in Otaheite, und, wenn ich nicht irre, auf der Insel Nicobar, die im bengalischen Meerbusen liegt. Außer der obenerwähnten giebt es auch noch eine andere Krankheit auf der Malabarküste, die aber fast ausschließlich unter den Najern grassirt. Sie besteht darin, daß sie, sobald die Nacht herannahet, und es nur ein klein wenig dunkel wird, schlechterdings nichts erkennen können. Hieran soll hauptsächlich dies schuld seyn, daß sie fast nichts als Reiß essen, und in den sumpfigten Gegenden wohnen, wo derselbe gebaut wird.

Die Pockenkrankheit richtet in Indien ebenfalls große Verheerungen an. Sobald sie in einer Provinz zum Ausbruche kömmt, flüchten alle die, welche sie noch nicht gehabt haben, nebst ihren Angehörigen, in eine andere. Dies ist vermuthlich daran schuld, daß sie nachher, wenn sie in spätern Jahren von dieser Krankheit befallen werden, den Wirkungen eines Giftes unterliegen, das in ihrem frühern Lebensalter, allem Vermuthen nach, nichts über sie vermocht haben würde. Man sagt, das Einimpfen der Pocken sey in den nördlichen Gegenden Indiens schon von Alters her eingeführt *); die Indier pulverisirten das Pockengift und gäben es den Leuten zu trinken, damit es von innen wirke, da hingegen andere in Bengalen befindliche Indier durch das Aufritzen der Haut impften. Ich wüßte mich aber nicht zu erinnern, daß ich hiervon während meines dasigen Aufenthaltes nur ein Wort gehört hätte; auch wollen sich die Bewohner von Südindien durchaus nicht dazu verstehen, mit der Einimpfung eine Probe zu machen. Ich versuchte zwar, sie in Travankor einzuführen; es wollte sich aber nicht thun lassen. Der englische Generalgouverneur hat, wie ich höre, an alle Aerzte und Chirurgen den Befehl ergehen lassen, den Kindern der in englischen Diensten stehenden Sepoys die Pocken einzuimpfen. Die Indier sollen ihre Kinder mit gewissen Salben bestreichen, um zu verhindern, daß die Pocken keine Narben hinterlassen: ich habe aber deren mehrere gesehen, die närbicht genug

*) Bei den Arabern ist es schon seit langer Zeit im Gebrauche.

waren. Unlängst hat man in Indien auch einen Versuch mit dem Einimpfen der Kuhpocken gemacht, die hiezu benöthigte Materie ward aus Europa in wohl verwahrten Flaschen hierher gesendet, hat aber weiter keine Ansteckung verbreitet.

Ich komme nunmehro auf die schönen Künste, um Ihnen auch davon einige Nachricht zu ertheilen.

Die Musik der Indier, das heißt, sowohl ihr Gesang, als ihre Instrumental-Begleitung, sind unter aller Kritik. Da sie durchaus monotonisch, und weder Geist noch Leben darin ist, so tönt sie dem verzärtelten Ohre des Europäers wie ein verwirrtes Geschrei und Getöse. Gleichwohl liegen dabei gewisse Regeln zum Grunde, und es giebt gewisse Schulen, in welchen die Tänzerinnen geraume Zeit zubringen, und eben so vielen Fleiß als Mühe anwenden, um sich darin unterrichten zu lassen.

In der Tanzkunst haben sie es zwar weiter gebracht; diese beschränkt sich aber bloß auf Tänzerinnen von Profession; denn die Mannspersonen tanzen nie, nur einige Possenreisser ausgenommen, die sich zu dem Ende als Frauenspersonen verkleiden.

Man hat in Indien eine Art kunstreicher Pantomime, wovon ich einstmals bei gewissen Najern in Travankor etwas gesehen habe. Um dieselbe gründlich verstehen und beurtheilen zu können, muß man sich förmlich einstudieren, und hiezu ist vielleicht mehr Fleiß

und Mühe erforderlich, als zur Erlernung einer der schwierigsten Sprachen. Die Indier geben vor, daß sie darin nicht nur Leidenschaften und Handlungen schildern, sondern sogar sinnliche und abwesende Gegenstände darstellen, wie z. B. einen Berg, ein Pferd, ein Schiff, einen Baum, und andere dergleichen Dinge. Dies bewirken sie durch verschiedene Gebärden, deren jede ihre besondere unabänderliche Bedeutung hat, so daß sie immer nur denselben und schlechterdings keinen anderen dieser Gegenstände bezeichnet. Diese Bedeutung der Gebärden ist aller Wahrscheinlichkeit nach bloß konventionell, so wie es z. B. bei uns ebenfalls bloß konventionell ist, daß die Figur A und die Figur B in unserm Alphabete nur einen gewissen und keinen andern Laut bezeichnet.

Was hiernächst die Leidenschaften anlangt, so werden diese in dergleichen Pantomimen auf eine sehr treffende Art dargestellt. Wenn sie z. B. die Liebe charakterisiren wollen, so bewegen sie den Kopf sanft von einer Seite zur andern, verdrehen die Augen, aus welchen Zärtlichkeit und schmachtendes Wesen hervorblickt, holen leise Seufzer aus der Brust, und beschleunigen das Steigen und Fallen des Busens. Um den Zorn darzustellen, setzen sie die Muskeln der Lippen, der Nase, der Augen und der Stirn, auf die heftigste Weise in Bewegung. Eben so benehmen sie sich auch in allen andern Fällen.

Die Indier besitzen, wie ich Ihnen bereits an einem andern Orte gesagt habe, eine Menge Theaterstücke,

die an gewissen Orten von besonders dazu bestellten Komedianten aufgeführt werden. Der Inhalt ist meistens aus der ältern Geschichte entlehnt, und von der heroischen Art. In Gesellschaft ihrer Halbgötter, Helden und Fürsten, treten aber zugleich auch ganz gemeine und alltägliche Menschen auf. Die Schauspieler werden in Malabar Kalikören genannt, und bestehen größtentheils aus Dilettanten, die zur Kaste der Najer gehören. Die Schaubühne ist so groß und majestätisch, als man sich eine denken kann; denn die Stücke spielen unter freiem Himmel und auf offenem Felde. In der Nähe sind jedoch einige Kabinette, in welchen sich die Schauspieler ankleiden, und wohin sie sich, wenn sie ihre Rolle gespielt haben, zurückziehen. Die Vorstellung beginnt mit Eintritt der Nacht, und der Ort, wo sie gegeben wird, ist von einer großen Anzahl Lampen beleuchtet. Die Zuschauer, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, deren nicht wenige sind, halten sich eine Strecke davon entfernt, und suchen sich im kühlen nächtlichen Dunkel einen Platz aus, wo sie sich, je nachdem es ihnen beliebt, entweder hinsetzen oder lagern. Ich selbst befand mich zweimal unter ihnen, und da ich mich bei dieser Gelegenheit nach Griechenland in das Zeitalter des Thespis versetzte, so machte mir dieser Zeitvertreib weit mehr Spaß, als ich mir davon versprochen hatte. Es war ein heroisch-komisches Stück, das auf den Krieg Bezug hatte, welchen Parasurama mit dem Ravana führte. Es traten darin eine Menge Personen auf. Der Anstand, der Ausdruck, und die Würde, womit die Schauspieler ihre Helden re-

präsentirten, übertrafen meine Erwartung, und ich muß gestehen, daß manche unserer europäischen Schauspieler ihre Rollen gewiß nicht so gut gespielt haben würden. Ihre eben so geschmackvolle als prächtige Kleidung stimmte ganz mit dem Heldenkostüme der Indier überein; das heißt, sie war genau so beschaffen, wie man sie an den Statüen ihrer Götter und Heroen abgebildet sieht. Ein andermal sah ich ein Trauerspiel aufführen, worin die Leiden und Unglücksfälle eines der ältern indischen Könige vorgestellt wurden, dessen Geduld und Standhaftigkeit die Vorsehung sein ganzes Leben hindurch auf die Probe gestellt hatte. Uebrigens beschränken sich dergleichen Vorstellungen nicht etwa nur auf eine einzige That, auf ein einziges Lebensereigniß eines solchen Helden, sondern sie umfassen dessen ganze Geschichte, und dauern daher nicht etwa, wie bei uns, nur eine oder zwei Stunden, sondern sie nehmen zwei bis drei Abende weg, und zwar so, daß die Schauspieler am nächstfolgenden Abende fortfahren, wo sie am vorhergehenden stehen geblieben sind.

Die Malerkunst gehört mit zu jenen Künsten, worin die Indier noch zur Zeit wenig oder gar keine Fortschritte gemacht haben. Allein nach den rohen und unvollkommenen Probestücken zu urtheilen, welche von Leuten herrühren, die von dieser Kunst fast gar keine Kenntniß hatten, besitzen die Indier hierzu eben so viel Anlage und natürliches Geschick, wie zu jeder andern Kunstarbeit. Ich habe Abbildungen indischer Gottheiten gesehen, die man in Kaschmire gemalt hatte (wo man es, wie ich höre,

in den Künsten viel weiter gebracht haben soll, als in irgend einem andern Theile von Indien) die zwar in Hinsicht der Zeichnung nicht viel taugten, aber mit den lebhaftesten und herrlichsten Farben prangten, dergleichen ich in Europa gesehen zu haben mich nicht erinnere.

Was hiernächst die Bildhauerkunst und Baukunst betrifft, so ist zwar nicht zu läugnen, daß es die Indier in beiden zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht haben; eben so gewiß ist es aber auch, daß einige neuere Schriftsteller in dieser Hinsicht mit ihren Lobsprüchen viel zu verschwenderisch gegen sie sind. Wenn unter andern einer sagt, die Basreliefs über einigen ihrer Pagoden überträfen, was die Feinheit des Meissels betrifft, alle ähnlichen Arbeiten der Neuern *); oder, wenn ein anderer versichert, einige an diesen Gebäuden angebrachte Verzierungen wären so elegant, daß sie mit Recht die Bewunderung der geschicktesten Künstler verdienten **), so müssen diese und andere dergleichen Ausdrücke in den Gemüthern derer, die jene Gegenden nie zu sehen bekommen, natürlicher Weise ganz irrige Vorstellungen erregen. Jene Basreliefs und Verzierungen sind zwar allerdings sehr künstlich, mit vieler Geduld und einer in das kleinste Detail sich erstreckenden Genauigkeit gefertigt: allein man hat deren nicht nur zu viele an einer und derselben Stelle zusammengruppirt,

*) Obrist Call in den Philos. Transact. T. LXII, p. 354.

**) Robertson's Dissertat. p. 282.

sondern man vermißt auch an allen die edle Simplizität, Eleganz, Correctheit und Reinigkeit, des griechischen und römischen Geschmacks.

Hiernächst fehlt es auch den Statüen der Indier an Ausdruck, und wenn man sie mit jenen der Griechen und einiger unserer neuern Künstler vergleicht, so bemerkt man an ihnen beinahe denselben Unterschied, wie zwischen einer Statue und einem Körper der Leben und Athem hat. Kleinere Arbeiten sind den indischen Bildhauern und Gießern von jeher viel besser geglückt, und glücken ihnen auch noch jetzt ungleich besser, als größere. Man hat mehrere niedliche Statüen ihrer Götter, in Bronze, Silber und Gold.

Uebrigens liegt die Schuld keineswegs an dem Künstler, wenn die Arbeit schlecht ausfällt. Der Maler, der Bildhauer, der Steinschneider darf seine Modelle nicht selbst wählen, sondern er muß seine Götter genau so darstellen, wie es ihm durch die Religion vorgeschrieben wird. Er sieht sich daher genöthigt, immer nach gewissen unabänderlich festgesetzten Normen zu arbeiten, immer dieselben Verhältnisse beizubehalten, die man in Betreff dieser oder jener Gliedmaßen eines Gottes ein für allemal angenommen hat. Wenn er nur im mindesten davon abwiche, oder sich einfallen ließe, eine Statüe, oder ein Gemälde zu verfertigen, das die ältern an Schönheit überträfe, so würde er sich nicht nur den Vorwürfen, sondern sogar der Ahndung der Braminen aussetzen.

Die Pagoden oder Tempel der Hinduer sind meistens viereckigt, oder doch beinahe viereckigt, ohne Dach, und enthalten in ihrem Innern eine große Anzahl Kapellen, oder Sanktuarien. Vor dem Eingange ist jederzeit ein Vorhof, mit einem flachen, aus großen und dicken Steinen bestehenden Dache, das auf mehreren Säulen und Pfeilern ruht. Auf diesen Dächern sowohl, als auf den Mauern der Pagoden, stehen gewöhnlich eine Menge Statuen, die, nach dem übertriebenen Urtheile eines der obenerwähnten Schriftsteller, ganz vortrefflich gearbeitet seyn sollen, und die Deuta, Deitti, deren Verwandlungen, Gefechte und andere sie betreffende Gegenstände vorstellen. In den Kapellen oder Sanktuarien, steht gewöhnlich ein Götzenbild, auch wohl mehrere, die wie geräuchert aussehen, welches von dem Oeldampfe herrührt, den die Lampen verursachen, welche man ihnen zu Ehren anzündet. Um die Mitte des Leibes bindet man ihnen gewöhnlich ein schmales Stück Zeuch; auch habe ich bemerkt, daß man sie mit Blumen bekränzt, oder dergleichen rings um sie her auf die Erde streuet.

Diese Bewandniß hat es jedoch nur mit den kleinern und armen Pagoden; jene hingegen zu Cillambrum, Giagannatha und Casti, oder Benares, ingleichen auch die zu Mathura, Tripetti, Siringam, und anderwärts, deren Stiftung sich im grauesten Alterthume verliert, sind ungeheuer große Gebäude, die sowohl in Betracht ihrer kolossalischen Bauart, als auch wegen der darin befindlichen Säulengänge, und der entsetzlichen

Steinblöcke, woraus sie bestehen, einen sehr imposanten Anblick darstellen. Die äußern Mauern der Pagode zu Siringâm, unweit Triccinapali, oder Tiruccinapali, sollen beinahe vier Meilen im Umfange haben, und die Steine, woraus die Säulen und das Dach am Haupteingange bestehen, sind zwei und dreißig Fuß lang, und haben sechstehalb Fuß im Durchschnitt. Diese uralten Denkmäler vieljähriger Arbeit und Mühe, die zwar in einem großen aber geschmacklosen Style gebauet sind, wurden von den ehemaligen frommen Rajahs mit ansehnlichen Einkünften dotirt, und die Menge der Andächtigen, welche sich in der Absicht hier einfinden, ihre Opfer und Gaben auf den Altären dieser Pagoden niederzulegen, scheint sich bis jetzt nicht sonderlich vermindert zu haben.

Die bewundernswürdigen Höhlen oder Pagoden, auf den Inseln Salsette und Elephantis, unweit Bombay, werden Ihnen vermuthlich aus einer oder der andern Beschreibung bekannt seyn. Ich habe diese letztere unlängst in Augenschein genommen, und gefunden, daß sie, eben so wie die erstere, mit dem Meißel in felsenfestem Gestein ausgehauen ist. Die gedachte Insel, welche von den Indiern Goripuri genannt wird, enthält ungefähr hundert Einwohner, die in armseligen Hütten leben, und das in der Nähe derselben befindliche Erdreich ein wenig angebauet haben. Der übrige Theil der Insel ist entweder eine unfruchtbare Einöde, oder mit Wald bewachsen. Der Weg zu der gedachten Höhle, geht anfänglich durch ein enges Thal, und ver-

wandelt sich zuletzt in einen schmalen und steilen Pfad, der auf beiden Seiten mit Gestrüpp und dickbelaubten Bäumen besetzt ist. Rings umher erblickt man nicht das allermindeste, das die Existenz eines solchen Kunstwerkes vermuthen läßt. Beim Eintritte in die Höhle, oder vielmehr in den Tempel, wird der erstaunte Zuschauer von der eben so neuen als imposanten Scene, welche sich ihm auf die unerwarteste Art darstellt, dergestalt überrascht, daß er sich kaum getrauet den Fuß von der Stelle zu bewegen. Ganz außer sich vor Erstaunen, weiß er selbst nicht, was er am meisten bewundern soll; ob die kolossalischen Statuen, die aus den Mauern hervorragen, und so wie diese, nebst dem Dache und den Pfeilern, im Ganzen aus den Felsen gehauen sind; oder die zwar kleinern aber desto zahlreichern Figuren, die er in mancherlei Attitüden auf den Tribunen oberhalb der Altäre, gruppirt sieht, und auf den Mauern einiger kleinern Tempel, die an den größern stoßen; oder über die ungeheuern, aus einem Stücke gearbeiteten drei Köpfe des Trimurti, die dem Haupteingange gegenüber stehen; oder über das Alterthum dieses Kunstwerks und die unendliche Mühe die man darauf verwendet hat. Im eigentlichsten Verstande ist hier der Olymp der indischen Gottheiten.

Uebrigens darf man diese Statuen freilich nicht mit jenen der Griechen und Römer vergleichen, wenn gleich die Bilder das Ebenmaaß der Theile mit vieler Sorgfalt berücksichtigt haben. Die Statue, oder vielmehr die Büste des Trimurti, wie man die drei mit einan-

der vereinten Köpfe des Brama, Wischnu und Schiwa gewöhnlich zu nennen pflegt, ist unter allen die schönste. An allen bemerkt man den Fehler, daß die Unterlippe zu dick ist, und die weiblichen Figuren zu starke Brüste haben. Einigen fehlen die Nasen, anderen die Beine, noch andere sind über die Hälfte verstümmelt. Gleichwohl scheint mir dies kein hinlänglicher Beweggrund zu seyn, weshalb die Hinduer sowohl von diesem majestätischen Tempel, als auch von jenem auf der Insel Salsette, keinen Gebrauch mehr machen. Wahrscheinlicher kömmt es mir vor, daß hieran eine von den Muhammedanern, oder Portugiesen, verübte Entweihung Schuld seyn mag, die sich nicht wieder gut machen läßt. In ältern Zeiten soll der Flußgott des Ganges diesen Tempel alljährlich einmal besucht haben. Vielleicht wollen die Braminen den Indiern dadurch weiß machen, daß das Wasser, welches in einer Cisterne, oder vielmehr in einer großen Höhle aufbewahrt wird, welche man an der einen Seite des Tempels unter dem Felsen ausgehauen hat, Wasser aus dem Ganges sey. Ich wünschte zu untersuchen, wie weit sich diese Höhle in horizontaler Richtung unter dem Berge wegziehe, und ließ zu dem Ende einige Fackeln anzünden; es war mir aber nicht möglich, mein Vorhaben ganz ins Werk zu setzen. Das darin befindliche Wasser ist eiskalt, und der Eingang zu derselben ist beinahe ganz von einer Menge Steine verschüttet, die von dem Berge herabgefallen sind. Es giebt Leute, die den Indiern das Verdienst absprechen, diese Kunstwerke verfertigt zu haben, und solches den Truppen Alexan-

ders des Großen zueignen. Einige haben sogar behaupten wollen, die darin befindlichen Statüen stellten ganz andere als indische Gottheiten vor. Wer aber im Stande ist dergleichen Hypothesen und Zweifel aufzustellen, der muß von der indischen Götterlehre gar keinen Begriff haben.

Diese Kunstwerke sind wahrscheinlich unter allen, die je von Menschenhänden verfertigt wurden, und noch jetzt existiren, die ältesten. Die Indier glauben, sie seyen das Werk ihrer Deuta und Genien, welche dieselben in einem Zeitalter zu Stande gebracht hätten, das weit über die mosaische Zeitrechnung hinausgeht. Sonnerat schätzt ihr Alter auf vier tausend Jahre; andere versetzen hingegen ihre Entstehung in neuere Zeiten. In dergleichen Berechnungen kann man sich aber leicht irren; denn ein einziger unglücklicher Zufall verdirbt, entstellt oder vernichtet oft in einer einzigen Stunde, was während eines Zeitraums von tausend Jahren unversehrt blieb. Um den Tempel auf der Insel Elephantis hat sich eine Menge Erde und verwitterter Steine angehäuft, die von dem oberhalb desselben befindlichen Berge herabgeschossen sind, und während der regnigten Jahrszeit, oder vielmehr während des größten Theils vom Jahre, steht der Boden dieses Tempels unter Wasser. Da nun die Steine, welche man zu den Fußgestellen der mehrerwähnten Säulen genommen hat, nicht sonderlich hart sind und dem Wasser nicht widerstehen können, so werden sie dergestalt durchnäßt, daß sie endlich zerfallen.

Der steinerne Elephant, welcher an der Stelle steht, wo man sich ans Land setzen läßt, um die Pagode in Augenschein zu nehmen, ist eine sehr plumpe Figur, und in zwei bis drei Stücke zerbrochen.

Nicht minder bewundernswürdig sind auch die Hölen von Illura, oder Illora. Sie erhielten, wie die Braminen sagen, ihre Benennung von einem gewissen Rajah, Namens Ilu, welcher sie vor ungefähr acht tausend Jahren deswegen aushauen ließ, weil er, nachdem er sich in gewissen benachbarten Gewässern gebadet hatte, von einer schweren Krankheit genaß, welche verursacht hatte, daß er am ganzen Körper von Würmern zerfressen worden war. Einige ähnliche Kunstwerke wurden vor wenig Jahren unweit der Landstraße zwischen Puna und Bombay entdeckt, und zwar an einem Orte, welcher Icer oder Icrira, genannt wird. Diese sollen, wie mich Jemand versicherte, der sie in Augenschein genommen hatte, die obenerwähnten weit übertreffen. Ob solche schon von Jemanden beschrieben, oder in Kupfer gestochen worden, ist mir unbekannt. Wer weiß, ob man nicht über kurz oder lang in Indien auch noch andere entdeckt, die bis jetzt aller Welt unbekannt sind.

In Ansehung der Baukunst herrscht hier weder der griechische noch der toskanische Geschmack, sondern sie hat bloß einige Aehnlichkeit mit der gothischen. Einige haben diese Baukunst der Indier auf eben die Art in Schutz genommen, wie andere die gothische, u. s. w. Es läßt

sich freilich für Alles und wider Alles schreiben; wenn aber in der Baukunst, wie in der Malerei, in der Bildhauerkunst, und andern schönen Künsten, etwas existirt das wahrhaft schön und geschmackvoll ist, so hat man solches unfehlbar in den Meisterwerken der Griechen und Italiäner zu suchen. In Indien finden Sie zwar große und stark bevölkerte Städte, aber prächtige Paläste, oder andere schöne Gebäude, sind nicht darin anzutreffen. Die meisten Beschreibungen, welche man bis jetzt von Indien hat, veranlassen in dieser Hinsicht ganz falsche und irrige Vorstellungen. Ich befinde mich jetzt, indem ich Ihnen diesen Brief schreibe, zu Kalkutta, und lese so eben in einem erst unlängst herausgekommenen Buche, daß diese Stadt eine der größten und schönsten in ganz Indien sey; kurz, der Verfasser spricht davon in einem Tone, als wenn Wunder was dazu wäre. Und dennoch kann ich Sie versichern, daß Kalkutta, die Bevölkerung abgerechnet, welche ziemlich stark ist, in Ansehung seiner Gebäude nicht etwa nur derer, die den Indiern und Muhammedanern zugehören, sondern sogar jener, welche die Europäer daselbst besitzen, kaum mit einem unserer großen Dörfer verglichen zu werden verdient. Auch findet sich in der ganzen umliegenden Gegend nicht die mindeste Spur, woraus man etwa schließen könnte, daß sie vor Alters ein schöneres Ansehen gehabt habe, als heutiges Tages; es müßte denn seyn, daß ihre ehemaligen Trümmer mehrere Fuß tief unter der Erde lägen. Die Straßen, nur allein den Bazar oder Marktplatz ausgenommen, sind durchgehends sehr eng, schmutzig und finster, und nicht eine einzige ist gepflastert, was ohne-

hin in einer indischen Stadt äußerst selten zu geschehen pflegt. Ich rede hier bloß von demjenigen Theile der Stadt Kalkutta, den die Mapuler bewohnen; denn der übrige Theil sieht nicht sowohl einer Stadt, als vielmehr einer Landschaft ähnlich, da hier die Häuser nicht beisammen stehen, sondern durch große Zwischenräume von einander abgesondert sind. Diese Landschaft ist jedoch mit einem immerwährenden Grün bedeckt, bietet dem Auge ungemein schöne Ansichten dar, nnd ist überhaupt sehr reizend und anmuthig. An der Stelle, wo sonst der Pallast des Zamorin stand, ist unter den noch vorhandenen Trümmern keine Spur ehemaliger Pracht wahrzunehmen.

Uebrigens hat es allerdings seine Richtigkeit, daß sich von Kalkutta keineswegs auf alle andere indische Städte der Schluß machen läßt; der Unterschied wird aber eben nicht gar merklich seyn. Ueberhaupt scheint es, als wenn die asiatischen Fürsten mehr darauf Bedacht nähmen, mit ihren Schätzen bei ihren Lebzeiten zu prahlen, als nach ihrem Absterben Denkmäler zu hinterlassen, die von ihrer Größe zeugen. Laßt uns das Gegenwärtige genießen und nicht fürs Künftige sorgen; dies scheint so ziemlich ihr Wahlspruch zu seyn. Der Rajah Trimal=Naic, welcher im siebenzehenten Jahrhunderte in Madura regierte, und überaus große Reichthümer besaß, war der einzige, der mehrere prächtige Gebäude aufführte, und nach seinem Tode Denkmäler hinterließ, dergleichen (nach dem Ausdrucke eines Engländers, der wohl die Sache ein wenig übertreiben mag) kein anderes Land, oder Zeitalter, aufzuweisen hat, die aber heut=

zutage mit dem Elende und der Entvölkerung, welche man in dem ebengenannten Königreiche wahrnimmt, einen traurigen Kontrast machen.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß man in verschiedenen Gegenden Indiens noch hie und da uralte Ueberbleibsel von Städten wahrnimmt, die einen großen, mitunter außerordentlich großen Umfang gehabt haben mögen; allein in ihren Trümmern findet sich nicht das allermindeste, woraus man schließen könnte, daß je hier die Baukunst einen Grad von Vollkommenheit erreicht gehabt habe, der, was sowohl die Richtigkeit der Zeichnung und der Proportion, als die majestätische Simplicität, kurz die Feinheit und Reinigkeit des Geschmacks anlangt, mit jener der Griechen und Römer nur auf die entfernteste Art verglichen zu werden verdiente. Alle jene Trümmer sind weiter nichts, als unförmliche Steinhaufen, deren Umfang nicht selten so ungeheuer groß ist, daß man darüber erstaunt. Es versteht sich, daß ich hier bloß von solchen Orten rede, die ich entweder selbst in Augenschein genommen habe, oder wenigstens aus der mündlichen Beschreibung geborner Indier sehr genau kenne. Zu Carouge, Agra, Deli, Lahore, Kabul, Visapour, und andern Orten, zeugen zwar sowohl die noch vorhandenen als die bereits verfallenen Gebäude, von einiger Pracht, zugleich aber von einem sehr rohen und ungebildeten Geschmacke. Dies gilt besonders von gewissen Moscheen und Grabmälern, die zu Ehren muhammedanischer Fürsten in jenem Zeitalter errichtet wurden, als die Herrschaft der Mungolen noch in vollem Ansehen stand. Herr

Hodges, ein aus England gebürtiger Maler, der unlängst die nördlichen Gegenden von Indien in der Absicht bereiste, pittoreske Gegenstände aufzusuchen, hat mehrere dieser Palläste, Moscheen, Denkmäler, Bäder, und andere dergleichen Ansichten, beschrieben und abgezeichnet.

Zu Suratte, Bombay Goa, Cochin, Kolombo, Trankebar, Pondicheri oder Puducerі, Madras, Kalkutta, und andern vom Seeufer abgelegenen Orten, worin ehedem Europäer wohnten, oder auch noch wohnen, giebt es manche sehr schöne und ansehnliche, oder doch wenigstens anständige und ganz hübsche Gebäude.

Die Europäer und wohlhabenden Mestizen, wohnen meistens auf freiem Felde, in einzelnen von einander abgesonderten Häusern. Diese bestehen gewöhnlich aus einer offenen Galerie, Baranda genannt, worin sie der frischen Luft genießen, und an welche ein Saal stößt, der in verschiedene Zimmer führt. Das Ganze liegt auf ebener Erde. Die Küche, und andere zu ökonomischem Gebrauche bestimmte Behälter, sind von dem Hauptgebäude ganz abgesondert. Sie erbauen diese Häuser von Steinen, oder Backsteinen, mitunter von Holz; meistens aber nehmen sie Erde dazu, und Matten von Bambusrohr. Anstatt der Ziegeln decken sie dieselben mit den Blättern des Kokos- oder Palmbaums, auch wohl mit Stroh. Die Fensterlöcher verwahren sie jederzeit (nur wenige in den Niederlassungen der Eu-

ropäer befindliche Wohnungen ausgenommen) mit hölzernen Laden, oder mit Matten, welche sie von Kokoszasern oder Bambu verfertigen. Diese Häuser, welche sie Bangalo nennen, sind zum Theil auf eben die Art gebaut, wie jene der wohlhabendern Hinduer und Muhammedaner; das heißt, sie haben ein zwar einfaches aber ungemein schönes Ansehen, und enthalten eine Menge enger und finsterer Gemächer. Zu seinem solchen Wohnhause gehören gewöhnlich mehrere Nebengebäude, die sammt und sonders von einander abgesondert sind, und folglich viel Platz wegnehmen.

Die Wohnungen der armen Leute, sind weiter nichts, als elende, niedrige, dunkle und enge Hütten, die keine Fenster haben. In einigen Gegenden bestehen sie bloß aus den Blättern des Kokosbaums; an andern aus Lehm und einigen Pfählen, die in der Absicht eingeschlagen werden, die Seitenwände und das Dach zu stützen. Die Thüren sind so eng und niedrig, daß man sich nicht genug krümmen und bücken kann, um in diese Hundelöcher hineinzukriechen. Hier kann man sehen, wie wenig der Mensch zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse nöthig hat! Außer zwei bis drei Töpfen, worin die Bewohner dieser elenden Nester ihren Reiß kochen, und einigen Matten, worauf sie schlafen, sind darin keine andern Geräthschaften wahrzunehmen.

Zu den abergläubischen Gebräuchen der Indier,

welche sammt und sonders in gleichem Grade unvernünftig sind, gehört unter andern auch der, daß sie bei der Erbauung ihrer Wohnhäuser, wie fast bei allen ihren Gebäulichkeiten, gewisse unabänderlich festgesetzte Formen beobachten müssen. Eine Thür muß z. B. allemal gegen Osten, ein Fenster nach Süden zu, angebracht seyn; auch müssen sie in Ansehung der Höhe, der Länge und Breite, gewisse Vorschriften befolgen, ohne daß dabei die Proportion im mindesten berücksichtiget wird, und oftmals auf eine solche Art, daß schlechterdings keine Proportion statt finden kann. Wenn man ihnen auch noch so klar und deutlich vordemonstriret, daß ihre Häuser vermittelst einer andern Bauart sowohl an Dauer und Schönheit, als auch insbesondere an bequemer Einrichtung, weit mehr gewinnen würden, so ist dies doch nicht vermögend, sie von ihren seit undenklichen Zeiten befolgten Regeln abzubringen.

In jenen Ortschaften auf der Malabarküste, die unter der Herrschaft indischer Fürsten stehen, wie in Travankor und anderwärts, ist es z. B. einem Cego durchaus nicht erlaubt, seinem Hause dieselbe Form zu geben, die ein Najer dem seinigen giebt, und er würde schwer dafür büßen müssen, wenn er je auf den stolzen Gedanken käme, sich auf diese Art auszeichnen zu wollen. In Allem, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, sogar die Namen nicht ausgenommen, findet ein gewisser Unterschied statt. So muß man sich z. B. jederzeit eines besondern Ausdrucks bedienen, um da-

mit das Haus eines Braminen, eines Najer, eines Cego, eines Paria u. s. w. zu bezeichnen *)

Da es in Indien, nur die weitschichtigen Besitzungen der Europäer ausgenommen, in welchen die Dörfer und einzelnen Wohnungen weit von einander abliegen, fast überall an Wirthshäusern und Herbergen fehlt, worin die Reisenden nöthigenfalls ihre Unterkunft finden können, so hat man hie und da an den Landstraßen eine Art steinerner Hallen angelegt, die eben so geräumig als schön sind, Cioltri genannt werden, und vor Alters von irgend einem gottseligen Rajah, oder sonst einer wohlhabenden und menschenliebenden Person, aufgeführt wurden. Hier bereiten sie ihre Mittags- und Abend-Mahlzeit. Hier ruhen sie, bis die drückende Sonnenhitze vorüber ist, oder bringen nöthigenfalls auch wohl die Nacht daselbst dazu. In der Nähe dieser Herbergen, haben zuweilen einige Bra-

*) Eben dieses kindischen Stolzes wegen, würde man es für eine grobe Beleidigung halten, wenn sich Jemand eines und desselben Ausdrucks bediente, um zu sagen, daß ein Cego, ein Najer, ein Bramine, ein Rajah zu Tische sitze. In dieser Hinsicht findet für jede Kaste eine besondere Redensart statt. Auf eben diese Weise bedient man sich eines besonderen Ausdrucks, wenn ein Rajah, und wieder eines andern, wenn sonst ein Großer mit Tode abgegangen ist. Nur einem Ausländer, der mit der Sprache noch nicht gehörig bekannt ist, oder sonst nicht weiß, was die Gewohnheit mit sich bringt, läßt man es ungestraft hingehen, wenn er diese Redensarten mit einander verwechselt.

minen, oder doch wenigstens einer, ihren Aufenthalt, die von einem oder dem andern Rajah dafür bezahlt werden, den Reisenden Wasser zu schöpfen, oder dieselben um auf andere Art ihren Durst zu stillen, mit saurer Milch zu versorgen, die den Indiern, als ein kühlendes und der Gesundheit zuträgliches Getränk, sehr willkommen ist. Wenn diese Cioltri gehörig fundirt sind, so giebt man armen Reisenden auch wohl etwas Reiß mit auf den Weg.

Der Bramine gießet das Wasser, wie ich solches verschiedentlich mit angesehen habe, in hölzerne Röhren, und am andern Ende derselben, lassen es die, welche ihren Durst löschen wollen, nach dem Range ihrer Kaste, entweder in ihre Trinkgeschirre oder holen Hände laufen. So mischt sich der Kastenstolz selbst in die wohlthätigsten und menschenfreundlichsten Veranstaltungen.

An den Landstraßen stehen, von einer Strecke zur andern, dicke senkrecht gesetzte Steine, die ungefähr zwei Fuß hoch sind, und auf welchen wieder andere außerordentlich lange Steine in horizontaler Richtung liegen. Dergleichen Ruheplätze dienen dazu, daß der ermüdete Wanderer seine Bürde darauf absetzen, und sie alsdann wieder bequem auf seine Schultern nehmen kann. Dies ist doch gewiß eine löbliche menschenfreundliche Anstalt, die man auch bei uns, wenigstens in solchen Gegenden nachahmen sollte, die überall eben und flach sind, und wo folglich solchen armen Leuten

jede Gelegenheit benommen ist, sich ihrer Last eine Zeitlang zu entledigen. Außer den eben erwähnten Ciolt;ri, sind solche gemeinnützige Anstalten, die darauf abzwecken den Leuten Zeit und Mühe zu ersparen, sehr selten. *) In diesem so großen weit ausgedehnten Lande, giebt es fast nirgends weder Brücken noch Stege, und auf die Ausbesserung der Landstraßen wird noch weit weniger Sorgfalt verwendet. Man bekömmt daher nirgends weder Kutschen noch Wagen zu sehen, als in den Niederlassungen der Europäer. Auch giebt es hier keine Mühlen, die vom Wasser oder Winde getrieben werden, und nur in den nördlichen Gegenden hat man eine Art Handmühlen. Um das Oel aus den Kokosnüssen zu pressen, bedient man sich einer Maschine, die aus einem schweren Stück Holz besteht, das in einem Rezipienten steckt, und von einem Ochsen oder Büffel herumgetrieben wird. So lange dieses Oel frisch ist, kann man es sehr gut an die Speisen gebrauchen; es wird aber in kurzer Zeit ranzig, und bekömmt einen widrigen Geschmack. Einiger anderen Oele, die theils aus Kernen, theils aus Körnern gepreßt werden, bedient man sich bloß zum Brennen.

*) Zu den gemeinnützigen Anstalten könnte man vielleicht auch noch die in der Nähe der Pagoden und von den Braminen bewohnten Gebäude durch Kunst angelegten Weiher rechnen, worin sich sonst Niemand als die Braminen, und andere zu den höheren Kasten gehörige Personen, baden darf. Diese Bäder sind viereckigt, und der freien Luft bloß gestellt. Um bequem hinabsteigen zu können, sind auf allen Seiten mehrere steinerne Treppen angebracht.

Die Englische Kompagnie war Willens, zu Belpur, unweit Kalkutta, einige Schneidemühlen erbauen zu lassen, weil der dasige Fluß eine schickliche Gelegenheit darbot, das Holz aus den benachbarten Waldungen dahin zu flößen. Schon hatte sie auf dieses Unternehmen sehr ansehnliche Kosten verwendet, und das Räderwerk, so wie die vorzüglichsten Schneidewerkzeuge, waren bereits aus England hier angekommen, als das Ganze durch die Ungeschicklichkeit des Baumeisters ins Stecken gerieth, und mithin das darauf verwendete Geld so gut wie weggeworfen war.

Sechzehnter Brief.

Kurzer Abriß der Regierungsverfassung in Indien. — Gesetze, Gerichtshöfe. — Strafen.

Die Behauptung einiger Schriftsteller, daß die allzugroße Hitze des Klima's den Bewohnern der südlichen Erdgegenden jene Energie raube, die dazu erforderlich ist, die Freiheit zu erringen und sich in deren Besitze zu erhalten, und daß selbige dazu beitrage, den Despotismus zu befestigen, hat ganz und gar keinen Grund für sich. Im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß der Despotismus eine Giftpflanze ist, die überall, sowohl in den kalten als wärmern Himmelsstrichen,

Wurzel schlägt und um sich wuchert, und dem Hauche des Nordwindes eben sowohl widersteht, als den heissen von der Sonne entwickelten Dünsten unter der Mittagslinie. Es hat zwar allerdings seine Richtigkeit, daß die Völker der Erde unter seinem verderblichen Einflusse in eine Erschlaffung versinken, die es ihnen schlechterdings unmöglich macht, etwas Großes zu unternehmen, oder nur daran zu denken; aber weit entfernt, daß diese Indolenz und Erschlaffung wo nicht die einzige, doch wenigstens die vornehmste Veranlassung seyn sollte, hat man sie vielmehr als eine traurige Folge desselben zu betrachten, welche davon herrührt, daß er die Quelle der Industrie verstopft, oder, welches eben so viel sagen will, daß er die Menschen verhindert, die Früchte ihrer Arbeiten in Sicherheit zu genießen.

Doch, ich habe hier keineswegs die Absicht, die mannichfaltigen Ursachen zu untersuchen, welche die Entstehung des Despotismus bei einem Volke veranlassen, und dessen Fortdauer befördern können; sondern ich wollte Ihnen nur einige jener traurigen Folgen vor Augen stellen, die er in Indien, besonders unter der Regierung muhammedanischer Fürsten, nach sich zieht. Nichts sucht man sorgfältiger zu vermeiden, als das Mißfallen des Fürsten, nichts eifriger zu erringen, als dessen Huld und Gnade. Hierauf reducirt sich Alles, was der Unterthan thut oder läßt; seine Tugenden und seine Laster; seine Ehre sowohl, wie seine Unehre; seine Verdienste, wie seine Nichtswürdigkeit. Niemand kann sich darauf verlassen, daß seine Tugend ihn schützen

werde, wenn er dem Despoten, oder dessen Günstlinge verhäßt ist; Niemand läßt sich aus Furcht vor der zu erwartenden Strafe von den lasterhaftesten Handlungen abschrecken, wenn er Lust hat dergleichen zu begehen. Der unverbürgte Besitz seines Vermögens, die ungewisse Dauer seiner Beschäftigungen, seiner Freiheit, sogar seines Lebens, und der damit verbundene Gedanke, daß die Handhabung der Gerechtigkeit lediglich von der veränderlichen Laune des Fürsten abhange, erfüllen das Gemüth eines jeden einzelnen Unterthanen mit Furcht und Schrecken, und verbreiten überall Neid, Argwohn, und gegenseitige Zurückhaltung. Jeder lebt bloß für sich, ist einzig und allein für sich selbst besorgt. Das gesellige Leben in dergleichen Staaten, besteht nicht etwa darin, daß die Glieder derselben einander wechselseitige Hülfe und Beistand leisten, aufrichtig und freundschaftlich mit einander umgehen, einander auf eine unbefangene zutrauliche Art zuvorzukommen suchen, sich dadurch die Leiden des Lebens versüßen, und dessen Genuß erhöhen; sondern es ist, wenn ich mich so ausdrükken darf, ein erzwungener Zustand, und der ganze Staat würde unfehlbar sich auflösen, wenn nicht die Furcht vor den Uebeln, die mit dem Stande der Wildheit verbunden sind, die Menschen beisammen hielte.

Da der unersättliche Despot immer Gold zusammen zu scharren sucht, folglich sein ganzes Augenmerk auf die Ausgaben seiner Unterthanen richtet, um hiernach ihre Vermögensumstände zu beurtheilen, so nimmt sich jeder möglichst in Acht, um nicht in den gefähr-

lichen Ruf zu kommen, als wenn er Reichthümer besitze. Daher kömmt es, daß man manchen Indier ansichtig wird, der weiter nichts als einen schmutzigen Lappen um den Leib hat, und wie der elendeste Bettler aussieht, bei dem Allen aber große ihm zugehörige Geldsummen in die Erde verscharrt hat, die nicht selten auf immer verloren sind, wenn der Besitzer derselben plötzlich mit Tode abgeht, oder lieber unter den Martern, die ihm sein Tyrann anthun läßt, den Geist aufgiebt, als den Ort anzeigt, wo seine Schätze vergraben sind.

Von liegenden Gründen sind die Indier bei weitem keine so großen Liebhaber, als vom baaren Gelde, besonders aber von Juwelen und andern Kleinodien, welche man leicht verbergen, oder von einem Orte zum andern schaffen kann. Der Fall ist daher äußerst selten, daß ein Indier, wenn er auch noch so reich ist, beträchtliche Kosten anwendet, um sein Landgut oder seinen Garten zu verschönern, seine Ländereien zu verbessern, oder sich ein hübsches bequemes Haus zu bauen. Die raubgierige, Alles darnieder drückende Hand des Despotismus erstickt jede Kunst, jedes aufkeimende Talent in der Geburt. Jene europäischen Länder, die von dieser Landplage heimgesucht werden, sind in Vergleichung mit denen, welche in Asien ein ähnliches Mißgeschick zu erdulden haben, für frei zu achten. In Europa setzt sich ein Großer und Reicher, wenn gleich sein ungeheures Vermögen die Armuth und Dürftigkeit mehrerer seiner Nebenmenschen nach sich zieht, wenigstens keiner

Gefahr aus, wenn er von seinen Schätzen öffentlich Gebrauch macht, und dadurch für jenes Uebel einigermaßen Ersatz leistet; in Indien hingegen, hindert die Allgewalt des unerbittlichen Despoten sogar die Anwendung dieses Palliativmittels, so daß das Geld entweder todt in der Erde verscharrt bleibt, oder wenn es ja an das Tageslicht kömmt, bloß dazu angewendet wird, Laster und Schandthaten zu verüben.

Wem es in einem Lande, wo der Despotismus herrscht, darum zu thun ist, Gerechtigkeit zu erlangen, der muß sie erkaufen. Jeder, der in eine Rechtssache verwickelt ist, und dieserhalb vor dem Gouverneur oder dem Richter erscheint, verläßt sich nicht sowohl auf seine Gerechtsame, als vielmehr auf die Geschenke, die er ihm verehrt, und auf die Bestechungen, die er anwendet, um seine Domestiken und alle die, welche etwas über ihn vermögen, auf seine Seite zu bringen. Wenn daher Jemand von einem großen und vornehmen Manne, wie zum Beispiel von dem Günstlinge eines Fürsten, hart gedrückt wird, und er sich darüber beklagen wollte, so würde ihm solches nicht nur nichts helfen, sondern er würde sich dadurch sogar einer großen Gefahr aussetzen. Bei so bewandten Umständen bleibt ihm daher nichts weiter übrig, als seine Leiden in der Stille zu ertragen. Selbst die geringsten und verächtlichsten Dienstboten solcher Menschen spielen eine große Rolle, und dürfen ungestraft alle möglichen Schandthaten verüben.

Die Erhebung der Steuern, welche von liegenden

Gründen entrichtet werden müssen, ist mit unzählichen Ungerechtigkeiten, Erpressungen und Grausamkeiten vereinbaret. Niemand weiß bestimmt, was er eigentlich zu zahlen hat, und wenn er die Forderung seines geldgierigen Peinigers schnell befriedigt, so kann er sicher darauf rechnen, daß derselbige das nächstemal noch mehr von ihm verlangt, und nicht eher ruhet, bis er den letzten Pfennig von ihm erpreßt hat. Bei dieser Gelegenheit werden die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten verübt. Man läßt den Schuldner, der nicht zu zahlen vermag, die brennendste Sonnenhitze erdulden, läßt ihn vom Ungeziefer zerfressen, giebt ihm nichts zu essen, entzieht ihm das Salz, welches er zu der spärlichen Kost bedarf, deren Genuß ihm verstattet wird, setzt ihm nichts weiter vor, als ein wenig rohen Reiß, der mit Wasser angefeuchtet ist, giebt ihm nichts zu trinken, nöthigt ihn, seinem Körper allerlei gezwungene Stellungen zu geben, die der Mensch unmöglich lange aushalten kann, und die zuweilen sogar den Tod nach sich ziehen, wohin z. B. auch die gehört, daß er sich dergestalt krümmen muß, daß die ganze Last seines Körpers bloß auf einem Fuße, und auf einem einzigen Finger ruht, und wie dergleichen Martern sonst noch beschaffen seyn mögen. Diese, wie überhaupt alle andern Abgaben, werden gewöhnlich durch Militärgewalt beigetrieben, und da in den Augen des Despoten der Soldat Alles, der Unterthan aber nichts ist, so versteht sich von selbst, daß Räubereien, Plünderungen und Gewaltthätigkeiten jeder Art an der Tagesordnung und gleichsam privilegirt sind.

Zum Premierminister wird gewöhnlich derjenige ernannt, welcher auf diese Stelle das höchste Gebot thut; oder, mit andern Worten, der dafür die ansehnlichste Geldsumme zahlt, die der Staat zur Befriedigung eines oder des andern dringenden Bedürfnisses eben nöthig hat. Die Verkäuflichkeit dieser obersten Staatswürde zieht natürlicher Weise die Folge nach sich, daß alle derselben untergeordnete Stellen ebenfalls verkauft werden; und der Unfug, welcher damit getrieben wird, geht so weit, daß man sie, ohne hiebei etwas anderes als das Geld in Betracht zu ziehen, nicht selten auf offenem Markte versteigert und dem Meistbietenden überläßt. Der Käufer hat sodann, nach dem Beispiele seines Obern und Vorgesetzten, freie und uneingeschränkte Erlaubniß, sich dafür so gut zu entschädigen, als er kann und vermag; und da seine ohnehin unersättliche Habsucht noch überdies durch die Besorgniß aufgeregt wird, daß er die erkaufte Stelle vielleicht nicht über Jahr und Tag behalten werde, so macht er sich nicht das geringste Bedenken daraus, sie ohne alle Scheu und Schaam an den Tag zu legen. Wenn nun ein solcher Barbar, der vielleicht als Gouverneur einer Stadt, einer Festung, eines Distrikts, angestellt ist, auch wirklich vom Dienste kömmt, so ist darum dem Uebel nicht abgeholfen; denn da sein Nachfolger seine Stelle sich ebenfalls mit baarem Gelde erkauft, so kann man sich leicht vorstellen, daß er, um nicht dabei zu kurz zu kommen, eben so unmenschlich und raubgierig zu Werke gehen werde, wie sein Vorfahr.

In Indien, wie überhaupt in ganz Asien, ist

es nichts Ungewöhnliches, daß der Despot sich stellt, als ob ihm von den Erpressungen und Spitzbübereien des Beamten, welchen er angestellt hat, ganz und gar nichts bekannt sey, und ihn so lange Schätze auf Schätze häufen läßt, bis er den Zeitpunkt ersieht, wo er glaubt, daß es sich nun der Mühe verlohne, sich damit zu bereichern. Alsdann entreißt er ihm oft in wenigen Minuten, was er während eines Zeitraums von mehrern Jahren zusammengescharrt hat. Wenn jedoch ein solcher Beamte hinlängliche Erfahrung und Geschicklichkeit besitzt, um die Einwohner des Distrikts, des Dorfs, oder der Stadt, die unter seiner Botmäßigkeit stehen, ganz auszusaugen, so wird er nicht selten, unter dem scheinbaren Vorwande königlicher Begnadigung und Milde, wieder in seine Stelle eingesetzt, um seine Erpressungen von neuem wieder anzufangen.

Da sich nun diese tyrannischen Unterbeamten vor ihrem stolzen Gebieter bei jeder Gelegenheit schmiegen und biegen müssen, indem er ihnen nur einen finstern Blick zuwerfen darf, um sie sogleich in Furcht und Schrecken zu setzen; so verlangen sie dies von denen, die ihnen untergeordnet sind, ebenfalls, und diese machen es den ganz untersten auch nicht besser.

Wenn ein Minister, oder sonst ein am Hofe des Fürsten angestellter Großer, mit Tode abgeht, so bemächtigt sich dieser in den meisten Fällen seiner sämmtlichen hinterlassenen Reichthümer, so daß oft seine Er-

ben nicht das mindeste übrig behalten, und von ihrem ehemaligen Glanze in Armuth und Elend herabsinken.

Allen, die bei dem vorigen Souverän, oder Staatsminister, in Gnaden gestanden haben, wird solches, sobald ein neuer zur Regierung kömmt, zum Verbrechen angerechnet. Leute, die erst noch gestern die vornehmsten Ehrenstellen und Würden bekleideten, werden oft des nächstfolgenden Tages in den Stock gelegt, oder mit Ruthen gepeitscht, und dergestalt mit Schmach und Verachtung überhäuft, daß sie von aller Welt verlassen, gemieden und verspottet werden.

So zahllos und drückend übrigens die Uebel sind, die der Despotismus seiner natürlichen Beschaffenheit nach mit sich bringt, so fühlt doch der Indier, durch vieljährige Erfahrung daran gewöhnt, das Harte und Drückende derselben weit weniger, als jene empfinden würden, die das Sanfte und Milde einer anderen Regierungsform aus Erfahrung kennen, dessen wohlthätige Folgen selbst mit angesehen haben, oder sich dieselben wenigstens als möglich denken. Die Unwissenheit trägt eben so viel dazu bei, ihre Leiden zu mildern, als die Gewohnheit, sie ertragen zu müssen. Da hiernächst die wenigsten unter ihnen weder Grundstücke, noch anderes unveräußerliches Vermögen besitzen, so wandern sie auf Gerathewohl von einem Lande zum andern, ohne daß sie viel dabei zu verlieren haben, oder sonst hieraus einiger Nachtheil für sie erwächst. Während dieses Umherirrens ereignet sich denn oft der Fall, daß sie das

Joch des einen Tyrannen kaum abgeschüttelt haben, als sie schon wieder unter das Joch eines andern Tyrannen gerathen, und folglich eine Zeitlang gewissermaßen in einem Zustande der Empörung leben. Die Indier sind starke Fußgänger, und die Frauenspersonen geben ihren Männern in dieser Hinsicht nicht das mindeste nach. Wenn wir sähen, daß bei uns in Italien arme Weiber, mit ihren Kindern an der Hand, zu Fuße von Neapel bis Florenz, oder von da bis nach Wien, wanderten, so würden wir dies für etwas ganz Außerordentliches halten; in Indien aber ist solches gar nichts Seltenes, sondern vielmehr eine fast alltägliche Erscheinung.

Bis jetzt habe ich vorzüglich die Regierung der muhammedanischen Fürsten vor Augen gehabt, die in Indien eingedrungen sind, und dasselbe unterjocht haben. Gegenwärtig hat der größte Theil dieses Landes einen ganz neuen Souverän, nämlich die englische Kompagnie, von welcher ich an einem andern Orte ausführlicher reden werde. Wie in ältern Zeiten die Regierungsverfassung der Indier beschaffen gewesen seyn möge, ist nicht leicht zu bestimmen; wiewohl nun aber in ihren aus dem damaligen Zeitalter annoch vorhandenen Schriften mehrere Stellen vorkommen, worin dieselbe eben auf keine gar vortheilhafte Art geschildert wird, so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich, daß sie von jener, die ich weiter oben nur flüchtig skizzirt habe, sehr verschieden gewesen sey. Die Unterthanen der wenigen indischen Fürsten, welche noch heutzutage

hie und da regieren, haben sich eben keiner sonderlichen Glückseligkeit zu erfreuen. Bei den Maratten herrscht überall Anarchie und Verwirrung, so daß alles Rips Raps durch einander gehet. In Travankor finden, wie ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wieder andere Uebel statt, die jenen im geringsten nichts nachgeben. Die Minister, die Gouverneurs, die Richter, sind durchgehends entweder Najer oder Braminen, und der Weg Recht und Gerechtigkeit bei ihnen zu erlangen, ist den gemeinen Indiern beinahe ganz versperrt. Jede geringere Kaste steht in Ansehung der Justizpflege unmittelbar unter der, die zunächst den Rang vor ihr hat, und so geht es von Stufe zu Stufe immer weiter abwärts bis zu der ganz untersten, wobei tausenderlei Hindernisse und Schwierigkeiten vorkommen, die verhältnißmäßig mehr oder weniger groß sind. Wie soll nun Jemand zu seinem Rechte gelangen, wenn ihm sogar die Mittel, darum nachzusuchen, wo nicht gänzlich benommen sind, doch wenigstens äußerst erschweret werden? Kein Pulia darf es wagen, in Tirvandrom, der Hauptstadt von Travankor und Residenz des dasigen Rajah, sich blicken zu lassen, ohne zu gewärtigen, daß er auf der Stelle mit dem Tode bestraft und gespießt wird.

Man hat sich daher wohl vorzusehen, daß man dem Vorgeben derer keinen Glauben beimesse, die uns einen indischen Fürsten als einen Vater schildern, der von der zahlreichen Schaar seiner Kinder umgeben sey, nicht aber als einen Souverän, dessen von Glanz umstrahlte

Majestät rings um ihn her Furcht und Schrecken verbreitet. Die Zuneigung eines solchen Vaters, ist, wie es mir vorkam, auf eine sehr ungleiche Weise unter seine Kinder vertheilt. Auf der Malabarküste wenigstens, scheint seine ganze Sorgfalt sich bloß auf die Braminen und Najer zu erstrecken, da hingegen seine andern Kinder nur selten oder nie die Erlaubniß erhalten, sich der Wohnung ihres vorgeblichen Vaters zu nähern.

Die Hinduer besitzen mehrere uralte Gesetzbücher. Ein gewisser Raghunandan, den die Engländer zu Kalkutta den indischen Tribonian nennen, hat noch vor wenig Jahrhunderten eine Art Pandekten verfaßt, die mit zu den sieben und zwanzig Bänden gehören, welche die Schriften der Muni, oder heiligen Männer enthalten. Diese Gesetzbücher scheinen aber bloß zur Aufbewahrung für eine kleine Anzahl Braminen bestimmt zu seyn, und der gemeine Mann kennet sie nicht einmal dem Namen nach, geschweige denn, daß sie ihm förmlich promulgirt worden wären. Die vornehmste und beinahe die einzige Regel, nach welcher man Rechtssachen schlichtet, sind die herkömmlichen Gebräuche und frühern Decisionen, und in Fällen, wo diese nicht anwendbar sind, mehr noch in jenen, wobei die Geldgierde, die Habsucht, oder eine ähnliche Leidenschaft mit ins Spiel kömmt, beruhet Alles bloß auf dem mündlichen Ausspruche des Braminen, des Despoten, des Richters.

Der Verordnungen des Menu, die von Wil-

liam Jones übersetzt worden sind, habe ich bereits, wie Sie sich noch erinnern werden, in einem meiner frühern Briefe erwähnt. Diese Verordnungen machen aber nicht sowohl ein Gesetzbuch aus, als vielmehr eine Art von geistlichem Wegweiser, ein langweiliges Ritualbuch, zur vorschriftmäßigen Beobachtung gewisser Mönchsgebräuche, Bußübungen und phantastischer Religionspflichten. Die vom Generalgouverneur Hastings veranstaltete Sammlung der Gentugesetze, enthält zwar manche weise Vorschriften, die von dem Scharfsinne ihrer Urheber zeugen, zugleich aber auch eine Menge anderer, die äußerst parteiisch, kindisch, grausam und hart sind.

So vieles Böse ist aber doch auch mit etwas Gutem untermischt. Es giebt nämlich bei den Hindvern eine im Namen der Gottheit abgefaßte Beschwörungsformel, die, sobald man sie über den König ausspricht, denselben sogleich in die Nothwendigkeit setzet, stehen zu bleiben, und das Gesuch oder die Beschwerde dessen, der ihm etwas vorzutragen hat, anzuhören, er mag nun reich oder arm, vornehmen oder geringen Standes seyn. Dieser Fall aber kömmt selten vor, und ich glaube ganz gewiß, daß jeder, der von dieser Formel wegen einer unbedeutenden Sache Gebrauch macht, deshalb bestraft wird. Auf eben die Art kann man Jemanden im Namen des Königs, des Ministers, oder irgend eines andern vornehmen Staatsbeamten, zwingen, auf offener Straße oder an jedem andern Orte, wäre es auch in seinem eigenen Hause, stehen zu bleiben, und sich so lange des

Essens und Trinkens zu enthalten, bis er seine Schulden bezahlt. Wer sich erfrechte, gegen diese Gewohnheit, oder vielmehr gegen dies heilige unverletzbare Gesetz zu handeln, welches oft das letzte und einzige Hülfsmittel ist, Recht und Gerechtigkeit zu erlangen, den würde man geradezu für einen Bösewicht, für einen Verächter aller göttlichen und menschlichen Gesetze erklären. Diese Verfahrungsart heißt nach maurischem und hindostanischem Sprachgebrauche mit Jemanden im Darnà stehen; denn der Arrestator muß sich mit dem Arrestaten so lange einsperren lassen, bis ihn dieser befriedigt, oder sich mit ihm vergleicht und dadurch dem Arreste ein Ende macht. Der Schuldner fügt sich geduldig in seine Verhaftung; denn gesetzt auch, daß es ihm seine Religion nicht zur Pflicht machte, sich ruhig zu verhalten, so würde sich doch, so groß und mächtig er übrigens seyn möchte, gewiß Niemand finden, der seine Befehle vollzöge, wenn er dergleichen in der Absicht ertheilte, sich dieser allgemein angenommenen und auf das allgemeine Beste abzweckenden Gewohnheit zu widersetzen. Der Soldat sogar, welcher auf diese Art seinen rückständigen Sold fordert, hat nicht zu fürchten, daß man ihn deswegen eines subordinationswidrigen Vergehens beschuldige. Ein solches Darnà dauert zuweilen mehrere Tage lang. Mit einer andern Art des Darnà hat es folgende Bewandniß. Wenn der Glaubiger weder Zahlung noch Bürgschaft erlangen kann, so tritt er vor die Thür seines Schuldners, nimmt eine ungeheure Last auf den Kopf, die er ausdrücklich zu diesem Behufe hat dahin schaffen lassen, und legt einen feierlichen Schwur ab, daß er so lange in dieser Stellung

verharren werde, bis er seine Bezahlung erhalten habe, wobei er zugleich die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen über seinen Schuldner ausspricht, wofern dieser zulasse, daß er in der vorerwähnten Stellung ums Leben komme. Diese Prozedur hat gewöhnlich den beabsichtigten Erfolg; wenn aber der Glaubiger unter jener Last sein Leben einbüßte, so würde man unfehlbar das Haus des Schuldners bis auf den Erdboden niederreißen, und ihn nebst allen seinen Angehörigen als Sklaven verkaufen, um von dem dafür gelösten Gelde die Erben des Glaubigers zu befriedigen.

Außer den oben erwähnten giebt es auch noch eine andere weit fürchterlichere Art von Darna. Der Glaubiger errichtet nämlich vor dem Hause seines Schuldners ein großes hölzernes Gerüste und bindet ganz zu oberst auf demselben eine Kuh, noch öfter aber ein altes Weib an, (meistens seine Mutter, oder sonst eine nahe Verwandte) worauf er alsdann eine Fackel in die Hand nimmt, und schwört, daß er das Gerüste sogleich in Brand stecken werde, wofern er nicht auf der Stelle seine Bezahlung erhalte. Zu gleicher Zeit stößt die Alte die fürchterlichsten Flüche gegen den Schuldner aus, und vermißt sich hoch und theuer, daß sie ihm weder in diesem noch in jenem Leben Ruhe lassen werde. Die Besorgniß, daß der Glaubiger seine Drohung wirklich ins Werk setzen werde, die Furcht vor Schande, das Gewissen, und die Erinnerung, daß sich dergleichen tragische Auftritte zuweilen wirklich ereignet haben, dies alles erschüttert den Schuldner so sehr, daß er den Glau-

biger entweder befriedigt, oder sich wenigstens mit ihm vergleicht, und folglich selten oder nie den äußersten Fall abwartet. Die zwei letztern Arten des Darna kommen bei den Maratten, nach dem Berichte eines englischen Offiziers, welcher sich geraume Zeit unter ihnen aufgehalten hat, sehr selten vor. Von den beiden erstern habe ich, sowohl in Travankor als anderwärts, oftmals Gebrauch machen sehen. Manche Indier bereiten vor den Augen ihres Schuldners ein stark wirkendes Giftmittel, und drohen ihm, das sie solches verschlucken würden, wofern er sie nicht auf der Stelle befriedige.

Wenn sich ein Verbrechen, oder eine strittige Sache, nicht durch Zeugen darthun läßt, so nehmen die Indier Eidschwüre zu Hülfe, welche sie vor einem oder dem andern ihrer Tempel ablegen lassen, und für die sie eben so viele Achtung hegen, als sie eine Lüge von gewöhnlicher Art gering schätzen. In andern Fällen schreiten sie zur Feuer- und Wasser-Probe, oder sie nöthigen den Angeklagten, durch einen Fluß oder eine Lache zu schwimmen, worin sich eine Menge Krokodille aufhalten. Die meisten unter ihnen glauben steif und fest, daß der Himmel, sobald es darauf ankomme die Unschuld an den Tag zu bringen, gewiß nicht unterlassen werde, den Lauf der Natur zu verändern. Eines Tages brachte man ein Mädchen zu mir, das eines Diebstahls beschuldigt wurde, und dem seine Ankläger zumutheten, die Probe mit siedendem Oele zu machen, wozu es auch sogleich willig und bereit war. Man

hatte mich, da sonst Niemand bei der Hand war, zum Richter gewählt, weil beide Theile gewissermaßen von mir abhiengen. Schon hatte man alles Erforderliche herbeigeschaft, und die Probe der Unschuld sollte wirklich vorgenommen werden. Da ich aber nicht leicht an Wunder glaube, und mir demnächst auch nicht damit gedient war, daß sich das Mädchen bei diesem nichts entscheidenden Versuche die Hand nebst dem Arme verbrennen sollte, so lud ich vor den Augen aller Umstehenden eine Pistole, und sagte, wenn die Angeklagte Lust hätte, dieselbe gegen sich abzufeuern, so würde ihre Unschuld eben so gut und noch weit schneller an den Tag kommen. Hiermit waren sowohl alle Anwesenden, als auch das Mädchen, zufrieden. Demzufolge verwechselte ich jene Pistole auf eine eben so geschickte als unmerkliche Art mit einer andern, die bloß ein wenig Pulver auf der Pfanne hatte, und überreichte sie dem Mädchen, welches dieselbe, ohne das mindeste Kennzeichen von Furcht zu äußern, auf die Brust setzte, und losdrückte.

Die Art und Weise, wie man in Indien schwere Verbrechen bestraft, ist nach Beschaffenheit der Umstände sehr verschieden. Die, welche sich dergleichen zu Schulden kommen lassen, werden gespießt, enthauptet, verbannt, mit Ruthen gepeitscht, oder aus ihrer Kaste verstoßen Man bindet sie einem Elephanten an den Fuß, der sie so lange herumschleift, bis sie den Geist aufgeben, oder man wirft sie einem dieser Thie e in der Absicht vor, damit es sie todt trete; oder man schlägt

ihnen den Kopf, nachdem man denselben in einen Sack gesteckt hat, mit Hämmern ein; oder man schleppt sie in einen Wald, hackt ihnen Hände und Füße ab, und läßt sie hier, umkommen. Einige dieser Strafen lassen sich mit dem sanften mitleidigen Charakter der Indier nicht wohl zusammenreimen; ich muß aber auch sagen, daß sie bei ihnen eben so selten vorkommen, wie die Verbrechen, welche dergleichen nach sich ziehen, und daß die Urtheilssprüche, nach welchen dieselben zuerkannt werden, nur aus dem Munde eines im höchsten Grade aufgebrachten Despoten kommen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin das Verfahren der Engländer zu rühmen. Wenn diese sich in dem Fall befinden, über einen Hinduer oder Muhammedaner nach Urtheil und Recht zu erkennen (wobei sie sich allemal pünktlich nach den bei diesen Völkerschaften herkömmlichen Gebräuchen und Gesetzen zu richten pflegen) und ihnen die auf das Verbrechen gesetzte Strafe, wie zum Beispiel das Abhacken einer Hand, eines Fußes u. s. f. zu grausam und hart dünkt, so unterlassen sie nie, dieselbe zu mildern.

Wiewohl nun aber die Braminen, in Hinsicht ihres erhabenen und für heilig geachteten Charakters, selten oder nie wegen Vergehungen mit Leibesstrafen belegt werden, die man an gemeinen und zu den geringern Kasten gehörigen Leuten ohne Gnade und Barmherzigkeit ahnden würde, so ist doch das Vorgeben, als wenn sie nie am Leben gestraft würden, ganz ungegründet. Man vergießet zwar ihr Blut nicht, sucht sie aber auf

andere Art ums Leben zu bringen; zum Beispiel dadurch, daß man sie zwingt, ihre Gliedmaßen unaufhörlich ins Wasser zu tauchen, bis sie endlich anfangen zu schwellen, sich aufzulösen, und in Fäulniß zu gerathen; oder man martert sie so lange, bis endlich, obgleich erst nach Verlauf einiger Zeit, ihr unvermeidlicher Tod erfolgt. Indeß will ich keinesweges in Abrede stellen, daß dergleichen Unthaten bloß von solchen Königen verübt wurden, die keine sonderliche Achtung für die Religion hegten; denn nach den Verordnungen des Menu, soll ein Bramine, der ein Verbrechen begangen hat, bloß des Landes verwiesen, übrigens aber schlechterdings nicht weder mit einer Leibesstrafe noch Geldbuße belegt werden; und im Gesetzbuche der Gentu wird ausdrücklich gesagt: Ein Bramine soll nie, unter welchem Vorwande es seyn möge, getödtet werden. *)

Gewiß ist, daß ich in Travankor einen Braminen kannte, der mehr als einmal den Tod verdient hatte, und dennoch mit der Landesverweisung davon kam.

Die Indier scheinen außerordentlich viel Vertrauen auf das Schamgefühl der Frauenspersonen zu setzen; denn sie bedienen sich, um dieselben von groben Vergehungen abzuhalten, keiner andern als solcher Strafen, die ihrer Ehre zum Nachtheile gereichen. Oft genug ereignet sich zwar der Fall, daß man ihnen die Haare abschneidet, sie auf einem Esel setzt und zur Schau durch

*) S. Code of Gentoo laws, Cap. XVI. Sect. I.

die Stadt führt, oder sie aus ihrer Kaste verstößt, des Landes verweiset, auch wohl als Sklavinnen verkauft; aber zu Leibesstrafen werden sie selten oder niemals verurtheilt.

Siebzehnter Brief.

Von den Mestizen. — Deren Gebräuche. — Zustand der christlichen Religion in Indien.

Diejenigen Indier, welche einen Portugiesen, einen Holländer, Franzosen, Engländer, oder andern Europäer, zum Vater, und eine geborne Indierin zur Mutter haben, und Topai, Topassi, oder Mestizen, genannt werden, bekennen sich sammt und sonders zur katholischen Religion, und sind stolz darauf, die Familien-Namen ihrer Väter und Vorfahren beizubehalten. Man trifft bei ihnen fast alle jene Namen an, welche Camoens seinen Helden beilegt. Sie wohnen größtentheils an den Seeküsten, und in den Niederlassungen der Europäer; doch kömmt man nicht leicht in irgend eine Gegend von Indien, ohne einen oder den andern dieser Menschen daselbst anzutreffen. Sie suchen etwas Besonderes darin, sich nach Art der Europäer zu kleiden. Im Ganzen betrachtet, sind sie dem Müßiggange, der Faullenzerei, dem Trunke *) und al-

*) Alle Reisebeschreiber kommen darin überein, daß alle nördliche Völkerschaften von einem unwiderstehlichen Hange hin-

len Arten niedriger Laster, ergeben, voll lächerlichen Selbstdünkels, und immer bereit, dasjenige, was sie erworben haben, auf eine dumme bauernstolze Art schnell wieder zu verschwenden. Die Indier sowohl als die Europäer, pflegen sich zwar wenig aus ihnen zu machen, bedienen sich ihrer aber dennoch zum öftern als Dolmetscher, da mehrere, außer den gewöhnlichen Landessprachen, auch noch Englisch oder Französisch, und fast alle, verdorben Portugiesisch, reden, das an den Seeküsten Indiens stark im Gebrauche ist. Die meisten sind in armseligen Umständen und suchen sich dadurch zu nähren, daß sie für die Europäer allerlei Arbeiten besorgen, z. B. als Schneider, Zimmerleute, Schreiber, und so weiter; doch giebt es auch einige unter ihnen, die durch den Handel zu großen Reichthümern gelangt sind.

gerissen werden, sich in starken Getränken zu berauschen. Einen ähnlichen nicht minder starken Hang, habe ich auch in Indien bei diesen Mestizen und den Paria bemerkt. Der Sura, Calla oder Tari, eine dem Weine nicht unähnliche Flüssigkeit, welche die Kokospalme gewährt; der Arrak, den man aus derselben extrahirt; ingleichen die beiden Arten Arrak, welche man Colombo und Batavia nennt, und die, wenigstens zum Theil, aus Reiß gewonnen werden, und an Stärke, wenn gleich nicht an Geschmack, unseren Branntweinen gleichkommen, werden in ihrem Lande eben so stark getrunken, wie diese letzteren in Schweden, Rußland und Kamtschatka, wo der gemeine Mann für ein Glas voll oftmals Alles hingiebt, was er im Vermögen hat.

Die Mestizinnen haben nicht die mindeste Erziehung, und sehen nichts als schlechte Beispiele vor Augen; mithin ist leicht zu erachten, daß sie weder gute Weiber noch Hausmütter werden. Sie verstehen nichts von der Wirthschaft, sind nichts weniger als fleißig, und ihre Manieren sowohl als ihre Gesinnungen, verrathen nicht die allermindeste Delicatesse. Die meisten haben ganz und gar keinen Anspruch auf Schönheit zu machen, und dennoch hat man Beispiele, daß sich mehrere mit reichen Europäern verheurathet haben, und vornehme Damen geworden sind. Sie sind empfindlich, rachgierig, stolz und äußerst grausam gegen ihre Sklavinnen, besonders wenn ihnen diese Anlaß zur Eifersucht geben. Man hat Beispiele, daß sie diese armen Geschöpfe beinahe todt peitschen lassen, und sie mit eigenen Händen an gewissen Theilen ihres Körpers zerfleischen, welche die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet. Ich selbst war Augenzeuge, als eine dieser Furien, die auf ihren Mann eifersüchtig war, sich von ihrer Wuth dergestalt hinreißen ließ, daß sie einer armen Sklavin die Brustwarzen abbiß. *)

*) Ein holländischer Reisebeschreiber, Namens Graaf, hat von den Europäerinnen, Halbeuropäerinnen, Mestizinnen, und anderen in Indien befindlichen Damen, ein treffendes Gemälde entworfen. Er spricht zwar eigentlich von den Damen zu Batavia, aber Alles, was er von diesen sagt, paßt sehr genau auf die Portugiesinnen in Goa, auf die Holländerinnen zu Cochin, Colombo, und anderen Orten; nur mit dem Unterschiede, daß die Armuth, in welche die Bewohner dieser Niederlassungen heutzutage

Da diese Mestizinnen und Mestizen einen sehr hohen Werth darauf setzen, für wirkliche Nachkommen der Por-

versunken sind, dem Gemälde, welches Graaf von ihrem Luxus entwirft, nicht wenig von seinem Glanze benommen hat. „Alle jene Frauenzimmer zu Batavia, sagt er, die sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von Holländern abstammen, führen eine weichliche unthätige Lebensart, die ihnen jede Beschäftigung, sogar jede Leibesbewegung, verhaßt macht. Eine batavische Dame geht nie zu Fuß aus, und kann sich nicht einmal entschließen, im Zimmer herum zu spazieren. Entweder stützt sie sich auf ein Paar Sclavinnen, oder sie läßt sich in einem Palankin tragen. Sie sind hoffärtig, eigensinnig, und im höchsten Grade eitel. Mit ihren Dienstboten gehen sie sehr unbarmherzig um, und sobald ein Sclave nur das mindeste versieht, lassen sie ihn auf die grausamste Weise züchtigen, oder überhäufen ihn wenigstens mit Schimpfwörtern, die selbst in dem Munde einer Mannsperson den Wohlstand beleidigen würden. Der in Holland noch gegenwärtig fast allgemein eingeführte Gebrauch, nach welchem die Mütter ihre Kinder selbst stillen, ist unter ihnen nicht nur beinahe ganz abgekommen, sondern sie bekümmern sich nicht einmal um deren Erziehung. Statt dessen übergeben sie selbige der Sorgfalt Mohrischer und Banianischer Frauenspersonen, welche sie als Ammen und Erzieherinnen in Dienste nehmen, und die sie nicht nur weiter nichts lehren können, als die landesübliche kauderwelsche Sprache, die aus verdorbenem Portugiesisch besteht, das sie mit malabarischen und bengalischen Redensarten und Ausdrücken vermischen, sondern ihnen leider noch überdies mit der Muttermilch ihre Laster und Untugenden einflößen."

Noch unglimpflicher behandelt Graaf die holländischen Indierinnen, das ist, diejenigen Frauenspersonen, die in

tugiesen, Holländer, Engländer, und anderer Europäer, gehalten zu werden, so kömmt bei ihnen Alles

Indien von einem Holländer und einer Indierin gezeugt worden sind. „Ihre ganze Beschäftigung, sagt er, besteht bloß darin, daß sie sich putzen, Betel kauen, Tabak rauchen, Thee trinken, und sich auf ihren Matten herumwälzen. Sie führen eine sehr unzüchtige Lebensart. Holländer oder Mohren, jeder ist ihnen recht, wiewohl sie letzteren gewöhnlich den Vorzug geben. Man wird selten eine hübsche Person unter ihnen gewahr, selbst wenn sie noch jung sind, und bei zunehmendem Alter werden sie äußerst häßlich. Aus allen ihren Handlungen blickt Frivolität und unzüchtiges Wesen hervor. Nirgends gefällt es ihnen besser, als in ihren gesellschaftlichen Zirkeln, wo dieser unanständige Ton eingeführt ist. Sie tractiren gern, aber nur solche Frauenspersonen, die ihres Gelichters sind, und Mannspersonen werden bei ihren Gastgelagen sehr selten zugelassen. Sie essen sehr unmanierlich, gebrauchen weder Messer noch Gabel, sondern nehmen sogar den gesottenen Reiß und andere dergleichen Speisen, in die Hände, und stopfen sich beide Backen voll. Da sie einmal gewohnt sind, sich nicht zu genieren, hiernächst auch von dem, was der Wohlstand und die Ehrbarkeit erheischt, nicht den mindesten Begriff haben, so wissen sie schlechterdings nicht, wie sie sich in guter Gesellschaft benehmen sollen und geben beinahe keinen Laut von sich. Ihr Mangel an Lebensart (setzt Graaf ferner hinzu) zeigt sich besonders bei den Gastmalen, zu welchen sie von den Officianten der holländischen Compagnie, die erst unlängst aus Europa in Indien angekommen sind, eingeladen werden. Bei solchen Gelegenheiten spielen sie eine erbärmliche Rolle, so daß sie oft ganz aus der Fassung kommen, keinen Laut von sich hören lassen, und sich auf keine andere Art zu helfen wissen, als

darauf an, ob Jemand mehr oder weniger schwarz aussieht, so daß die Beschaffenheit seiner Hautfarbe ge-

daß sie die Köpfe zusammenstecken, und einander in die Ohren zischeln."

Dieser nämliche Reisebeschreiber erzählt uns sodann, wie sie in Ansehung des Luxus, der Kleiderpracht, der glänzenden Equipagen, der Menge von Sclaven und Sclavinnen, mit einander wetteifern; wie sie ihr Haar mit Perlen, Diamanten und anderen Edelsteinen schmücken; sich in die kostbarsten mit Gold und Silber durchwirkten sinesischen Stoffe kleiden; sich in prächtigen Palankins tragen lassen; und was dergleichen mehr ist; worauf er folgendermaßen fortfährt: „Es ist zum Erstaunen, wie weit diese Frauenspersonen ihren Stolz und ihre Frechheit gegen die Indier treiben, zumal wenn man weiß, welche Rolle der größte Theil derselben ehemals in Holland spielte. Einige, deren Herkunft und Lebenswandel gleich schlecht waren, suchten bloß deswegen ihre Zuflucht in Indien, weil sie die Armuth dazu antrieb, oder sie, gewisser Vergehungen wegen, ihr Vaterland meiden mußten. Andere, von noch schlechterem Character, verrichteten Mägdedienste, waren derselben überdrüssig, und befanden sich daher wohl dabei, den nämlichen Weg einzuschlagen. Auch darf ich derer nicht vergessen, die ihren kümmerlichen Lebensunterhalt dadurch verdienten, daß sie in Holland mit allerlei schlechter und ausgeschossener Waare handelten, nachher in Indien ihr Glück machten, und jetzt eine Rolle spielen, wie die vornehmsten indischen Damen. Doch ich mag weiter nichts von ihren Abentheuern in Holland erwähnen, da man sie bei ihrer Ankunft in Indien sammt und sonders für Frauenzimmer von tugendhaftem und unbescholtenem Character hält, und sie oftmals Gelegenheit finden, sich auf die vortheilhafteste Art zu verheurathen. Was vorbei ist, das ist

wissermaßen als der Maasstab zu betrachten ist, wornach man seinen Rang und seine Verdienste würdigt. Uebrigens versteht sich von selbst, daß jede Regel ihre Ausnahmen hat, und daß folglich diese Bemerkung bloß im Allgemeinen anwendbar ist. Verschiedene Mestizen, die von ihren Aeltern nach Europa geschickt und hier erzogen wurden, können zum Beweise dienen, daß sich aus ihren Landsleuten eben so gut brauchbare Staatsbürger bilden lassen, wie aus andern, und daß man durch Erziehung und Unterricht Alles aus dem Menschen machen kann, was man nur will.

Nun muß ich Ihnen doch auch eines und das andere von dem Zustande sagen, worin sich in Indien das Christenthum befindet. Die katholischen Priester, welche von Mestizen abstammen, sind rohe unwissende Menschen, die ein schändliches Leben führen, der Völlerei und andern Lastern ergeben sind, und dem Müssiggange fröhnen. Die Ceremonieen und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, werden in ihren Händen dergestalt verunstaltet, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten kann. In den ersten Monaten nach meiner Ankunft in Indien begegnete mir eines Tages eine große Prozession, die ein gewaltiges Geschrei machte.

vorbei; der Herr Gemahl weiß nichts davon, und wenn er es auch wüßte, so ist es doch einmal so Mode. Sie sind und bleiben unumschränkte Gebieterinnen, und behaupten dabei steif und fest, Bäschen oder Mühmchen dieser und jener Räthe, Bürgemeister oder angesehener Kaufleute, zu seyn."

Aus Neugierde gieng ich derselben eine Strecke nach, in der Meinung, es sey ein feierlicher von den Heiden veranstalteter Umgang; denn die Heiligenbilder, welche bei dieser Gelegenheit mit herumgetragen wurden, waren so elend gearbeitet, daß ich sie für Abbildungen des Wischnu und anderer indischen Götzen hielt. Dieser Irrthum ward mir nicht eher benommen, bis ich endlich ein Kreuz ansichtig wurde. Unmittelbar vor diesem Kreuze gieng mit gravitätischen Schritten ein junger handfester Bengel einher, der sich sehr ungebärdig stellte und ein großes entblößtes Schwert in der Hand hatte, womit er bald links bald rechts herumfuchtelte. Dieser Kerl sollte, wie man mir sagte, den Erzengel Michael vorstellen.

Diese Pfaffen leben, im eigentlichsten Wortverstande, vom Dienste des Altars, und machen sich auf die schändlichste Weise der Simonie schuldig. Die Bußübungen, welche sie sich auflegen, sind eben so lächerlich als unanständig; kurz, ich irre gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß durch die Einführung des Christenthums in Indien nicht eine einzige Tugend (versteht sich, daß hier bloß von moralischen und nicht von theologischen Tugenden, die Rede seyn kann) begründet worden ist. Die Religion der Katholiken, gleichviel übrigens, ob sie Mestizen oder eigentlich sogenannte Indier sind, besteht hier bloß in Prozessionen, im Aufputzen der Heiligenbilder, in geräuschvollen Festen und abergläubischen Gebräuchen; was aber ihren sittlichen Wandel betrifft, so sind diese Menschen weit verdorbener als die Hinduer. Die Mestizen sind bloß deßwegen Christen, weil es ih-

ren Vorfahren darum zu thun war, ein freies und ungebundenes Leben zu führen; die andern fanden sich bloß dadurch zur Annahme der christlichen Religion bewogen, weil sie entweder ihre Armuth dazu zwang, oder weil sie aus ihrer Kaste verstoßen wurden. Im Grunde betrachtet, sind aber sowohl jene wie diese weder Christen noch Heiden.

Ich sehe voraus, daß die Missionarien dieser Aeußerung wegen, ein großes Geschrei gegen mich erheben werden; aber meine Schuld ist es wenigstens nicht, wenn sie die Wahrheit gegen mich aufbringt. Kamen sie wirklich in der Absicht nach Indien für das Seelenheil dieser Unglaubigen zu sorgen, so würden die meisten dieser Herren weit besser gethan haben, wenn sie in Europa geblieben wären. Eigentlich war es ihnen aber bloß darum zu thun, sich auf eine oder die andere Art in Freiheit zu setzen, weil sie des Klosterlebens überdrüßig waren. Bei so bewandten Umständen hielten sie die Langeweile, wodurch ihnen das Leben verbittert wurde, irriger Weise für den Beruf, sich (wie sie gewöhnlich sich ausdrücken) für die Ehre Gottes zu verwenden. Die Intriguen, wodurch sie nicht nur einzelne Familien entzweien, sondern sogar die Ruhe kleiner Staaten beeinträchtigen, in welchen sie über die Gemüther schwacher und einfältiger Menschen herrschen; die Unwissenheit, welche sie mit aus ihren Klöstern nach Indien bringen; die dummen und einfältigen Streiche, welche sie machen, weil sie mit den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, in deren Ländern sie sich aufhalten,

gar nicht bekannt sind; der Stolz, welcher sie antreibt, dieselben sogleich verbessern zu wollen; das pedantische Ansehen, welches sie sich in Beiseyn solcher Personen geben, die weit mehr Verstand besitzen, wie sie selbst; die kleinen elenden Kunstgriffe, welche sie erdenken müssen, um sich ihren nothdürftigen Lebensunterhalt zu verschaffen; dies Alles macht sie nicht nur bei den Fürsten und Rajahs, sondern bei allen Indiern überhaupt, nur den niedrigsten Pöbel ausgenommen, entweder lächerlich, oder noch überdies verhaßt und verächtlich.

Indessen ist keineswegs zu läugnen, daß wir den Jesuiten, welche sich als Missionarien gebrauchen ließen die ersten, wenn gleich unvollständigen und irrigen Nachrichten von manchen Ländern zu danken haben, die man zu den damaligen Zeiten in Europa kaum dem Namen nach kannte. Eben so wenig kann man ihnen absprechen, daß sie sich unter allen Ordensgeistlichen zu Missionsgeschäften am besten schickten. Um so mehr war es zu bedauern, daß ihre Politik und ihre Ränke sich mit dem Geiste des Evangeliums durchaus nicht vertrugen. Ich habe hier in Indien zwei Jesuiten gekannt, die beiderseits schon hoch in die Jahre waren. Sie enthielten sich, im Beiseyn von Leuten die zu den höhern Kasten gehörten, aller den geringern Kasten verstatteten Gebräuche und Gewohnheiten, kleideten sich auf eben die Art wie die Braminen, bemalten sich den Leib und die Stirn mit den von den Braminen vorgeschriebenen Unterscheidungszeichen, und nannten sich sogar europäische Braminen, um sich dadurch in Achtung und Anse-

hen zu setzen, und die damit verbundenen Vorzüge zu erlangen. Sonach wurden die Braminen in ihren eigenen Fallstricken gefangen. Wenn ein Europäer, der eine niedrige Handthierung trieb, einen dieser Jesuiten in seiner Wohnung zu sprechen verlangte, so ließ er ihn, wenn eben ein Hinduer zugegen war, entweder gar nicht vor, oder er mußte in einer gewissen Entfernung stehen bleiben. Sie erlaubten jedem Hinduer, der zur christlichen Religion übergieng, bei seiner Kaste zu bleiben, und die Gebräuche derselben unverrückt beizubehalten, so daß diese neubekehrten Christen nach wie vor auf den Genuß gewisser Speisen Verzicht thun, und mit Leuten aus einer geringern Kaste weder essen, noch bei ihnen wohnen, oder sonst einigen Umgang mit ihnen haben durften; eine Anordnung, die zum Theil noch heutiges Tages Bestand hat. Ob und in wiefern dies mit der christlichen Demuth und Bruderliebe vereinbarlich ist, will ich dahin gestellt seyn lassen. Wenn man aber die Heiden nur bekehren ließe, und dem heiligen Petrus das Slüsselgeld zahlte, so waren die Dogmen immer einträglich genug, wie es auch sonst noch in manchem andern Punkte der Fall war. Selbst unter den Indiern fehlt es nicht an Leuten, die dies nur allzugut einsehen. Eines Tages bat einer dieser Neophyten in meinem Beiseyn einen Missionar inständigst, ihm Dispensation zu ertheilen, damit er sich verheurathen dürfe. Der Missionar blieb unerbittlich bei seiner Weigerung, und bediente sich unter andern des Ausdrucks, die christliche Religion sey eine eiserne Ruthe. Endlich versetzte der neubekehrte Christ: Hätte ich doch nur einen goldenen Ham-

mer, Herr Pater; ich weiß gewiß, daß es mir nicht fehlen sollte, diese eiserne Ruthe in kurze und kleine Stückchen zu zerschlagen.

Die europäischen Missionarien und Ordensgeistlichen, stehen gar nicht gut mit den andern Priestern, die meist alle geborne Mestizen oder Indier sind; denn sie maßen sich über dieselben eine gewisse Superiorität an, wollen ihnen bei jeder Gelegenheit befehlen, lassen sich öfters in Streitigkeiten mit ihnen ein, und verfolgen sie, wiewohl sie der Zahl nach bei weitem nicht so stark sind, auf Leben und Tod. Während meines Aufenthaltes in Travankor ereignete sich folgendes Beispiel, das zum Beweise dienen kann. Der dasige portugiesische Bischof, welcher sich zu gleicher Zeit den Titel als Bischof von Cochin beilegte, und zu Koilon, oder Koelan, residirte, hegte seit mehrern Jahren einen unversöhnlichen Haß gegen einen alten portugiesischen Priester, Namens Fra Eugenio, der zu einem andern Orden gehörte, als er. Bei Gelegenheit eines großen Festes sandte der Bischof dem eben genannten Pater, nachdem er sich dabei das Ansehen gegeben hatte, als ob er mit ihm ausgesöhnt sey, ein Schreiben, worin er ihn einlud, in seiner Kirche Messe zu lesen. Dieser äußerte nun zwar gegen seine Freunde, daß er ihm nicht über den Weg traue, gab aber doch endlich ihren Vorstellungen Gehör, und entschloß sich, seinen, dem Anscheine nach, völlig wieder ausgesöhnten Feind zu besuchen. Als er zu ihm kam, umarmte ihn derselbe, und gab ihm den Kuß des Friedens. Das gedachte Fest wurde mit

großem Pompe gefeiert, und auf dasselbe folgte ein grosses Gastmal, wobei man lustig und guter Dinge war. Nach aufgehobener Tafel äußerte der Pater den Wunsch, sich nun wieder in seine Heimath zu verfügen, die einige italiänische Meilen von der bischöflichen Residenz entfernt war; durch vieles Bitten und Zureden von Seiten des Bischofs, ließ er sich aber endlich bewegen, sein Vorhaben aufzugeben, und bei ihm zu übernachten. Als nun die häufig versammelten Christen, bei welchen der Pater Eugenio allgemein beliebt war und in größtem Ansehen stand, aus einander gegangen waren, befahl der Bischof zehn bis zwölf sogenannten Kafri's, die bei ihm als Sklaven in Diensten standen, den Pater zu greifen, und denselben in ein sehr enges Gefängniß zu stecken, das unter der Erde in einen Felsen gehauen war. Als man ihn in diesem Loche so zu sagen begraben hatte, ward die oberhalb desselben befindliche Fallthür fest zugeschlossen. Nach Verlauf von zwei bis drei Tagen schickte der Bischof einige seiner Kafri's ab, um nachzusehen, ob der Pater nun todt sey. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fanden sie, daß der Pater noch lebte. Als sie dem Bischofe dies meldeten, befahl er, ihn zu erdrosseln, welches auch geschah. Hierauf wollte er dem Leichname einen Stein an den Hals hängen, und ihn in einen Fluß werfen lassen; doch besann er sich anders, und ließ ihn in der benachbarten Gegend beerdigen, wo er nachher wieder ausgegraben wurde. Ich habe sowohl den Bischof als den Pater sehr gut gekannt, und bin selbst bei dem Verhöre zugegen gewesen, welches man in der Absicht veranstaltete, die Sklaven dieses

nicht sowohl einem Menschen, als vielmehr einem Tiger ähnlichen Prälaten, über die von ihm verübte Gräuelthat zu vernehmen, wo sich denn fand, daß dieselbe mit Umständen verbunden war, bei deren Erzählung einem die Haare zu Berge standen. Als nun diese abscheuliche Mordthat überall ruchtbar geworden war, und man sich hinlänglich davon vergewissert hatte, schickte der Gouverneur von Goa, um dem dadurch verursachten Skandal ein Ende zu machen, eine Fregatte ab, die den Bischof an Bord nehmen sollte. Dieser erbot sich (so sagte man wenigstens) dem Könige von Travankor fünfzig Tausend Rupien zu zahlen, wenn er ihn in Schutz nähme, und in seinen Staaten duldete. Er ward aber dennoch auf der besagten Fregatte nach Goa und von da nach Portugal transportirt.

Dieser Bischof, welcher ein ungeheures Vermögen besaß, hatte sich einen prächtigen Palast bauen lassen, machte einen großen seinem Stande gemäßen Aufwand, und hielt unter andern seinen eigenen Harem, worin er, wann ihn die Bürde seines bischöfflichen Amtes drückte, sich mit den schönsten Mädchen belustigte. Bei Gelegenheit eines prachtvollen Festes, welches zu Sanct Andreas, einem zwischen Cochin und Alepè liegenden Orte, gefeiert wurde, und ihm sichern Nachrichten zufolge, gewöhnlich zehn bis zwölf tausend Rupien eintrug, bezahlte er jedesmal aus seiner eigenen Börse eine Truppe heidnischer und muhammedanischer Tänzerinnen, die vor der basigen Kirche ihre Künste zeigen mußten, um desto mehr Volk herbeizulocken, dem Feste ein glänzen-

deres Ansehen zu verschaffen, und dessen Ertrag zu vergrößern.

In Travankor und anderwärts giebt es eine eigene Art rechtglaubiger Christen, die sich zum syrischen Ritus bekennen, *) und deren Priester Kassevár genannt werden. Die Unwissenheit dieser Pfaffen, so wie ihre Unfläterei und viehische Lebensart, gehet über alle Begriffe. Wie ungefähr das Christenthum dieser Leute beschaffen seyn möge, können Sie leicht aus folgender Probe schließen. Unter den syrischen Christen herrscht die Gewohnheit, daß sie der Kirche den Zehenten entrichten, und in dieser Hinsicht äußerst gewissenhaft zu Werke gehen. Sey es, daß unwissende Menschen diese Vorschrift zu buchstäblich nahmen, oder, welches wahrscheinlicher ist, daß die zügellose Lebensart ihrer Priester daran schuld war, genug es ward unter ihnen nicht nur zur Observanz, sondern sogar zur Zwangspflicht, daß jeder Bräutigam seinem Pfarrer die Primitien der Brautnacht überlassen mußte, und aus Furcht eine unglückliche Ehe zu führen, und blinde oder ungestaltete Kinder, wohl gar Schlangen und Ungeheuer zur Welt zu bringen, würde sich das neue Ehepaar um alles in der Welt nicht dazu verstanden haben, den ehelichen Beischlaf zu vollziehen, wenn nicht der Herr Pfarrer zuvor den Weg zum Kinderzeugen gebahnt und geheiligt hätte.

*) Dies sind die sogenannten Thomas-Christen, von welchen der erste Band der Beiträge zur Kunde von Indien nachzusehen ist. D. H.

Diese Thatsache ist mir von einem italiänischen Missionar, welcher sich zu Verapoli aufgehalten hatte, als glaubwürdig verbürgt worden. Seit ungefähr zwanzig Jahren, soll jedoch dieser Zehnten, wo nicht ganz, doch größtentheils, abgekommen seyn.

Achtzehnter Brief.

Von den Parsen und Gebern in Indien. — Ihre Religion, Gebräuche, Industrie u. s. w.

Unter den fremden Völkerschaften, welche sich in Indien niedergelassen haben, verdienen nun auch noch die Parsen, Gauren, oder Gebern genannt zu werden, jene Nachkommen der alten Perser, die noch bis auf den heutigen Tag als ein Ueberbleibsel jenes uralten Volks zu betrachten sind, das mit den Griechen in immerwährender Feindschaft lebte, den Juden aber mancherlei Wohlthaten erwies. Achtzehn bis zwanzig tausend solcher Parsen, sollen im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt aus Persien ausgewandert seyn, und zwar zu jener Zeit, wo Abubeker, der erste unter den Kaliphen, ihr Vaterland mit Feuer und Schwerdt verheerte, und die Bewohner desselben mit aller Gewalt zwingen wollte, ihre Religion zu verläugnen und sich zur muhammedanischen zu bekennen. Sie flüchteten anfangs nach der Insel Ormus, und giengen von da nach Guzurate,

wo sie bei den indischen Fürsten Schutz und Beistand fanden, zugleich auch die Erlaubniß erhielten, sich im Lande anzusiedeln, und ihre Religion frei und ungehindert ausüben zu dürfen. Die gedachten Fürsten schrieben ihnen bloß gewisse Bedingungen vor, unter andern auch die, nie eine Kuh oder einen Ochsen zu tödten, noch von dem Fleische dieser Thiere zu speisen; und diese Zusage wird noch bis auf diese Stunde von ihren Nachkommen pünktlich erfüllt. Aus Nachgiebigkeit gegen die späterhin regierenden muhammedanischen Fürsten, machten sie sich nachher anheischig, kein Schweinefleisch zu essen, dessen sie sich auch noch bis auf den heutigen Tag enthalten, wiewohl ihnen der Genuß desselben nach ihrem Gesetze eben so wenig verboten ist, wie der des Rind- oder Kuhfleisches. Uebrigens dürfen sie von Allem essen und trinken, wie wir Europäer auch, nur können sie sich, vermöge eines gewissen, mir unerklärbaren Aberglaubens, durchaus nicht entschließen, Fleisch von Hasen oder Hirschen zu kosten. Die Hähne halten sie ganz außerordentlich in Ehren, weil diese die Rückkehr der Sonne verkündigen; übrigens machen sie sich aber kein Gewissen daraus Hüner zu schlachten. — Es wird Ihnen bekannt seyn, daß sie das Feuer und die Sonne anbeten; nicht in der Absicht, als wenn sie diese Naturgegenstände für das höchste Wesen hielten, sondern bloß deswegen, weil sie jene für dessen vollkommenstes Ebenbild ansehen und dieses, weil es sich am besten dazu schickt, dasselbe zu versinnlichen. Nebst dem hegen sie eine besondere Achtung für das Wasser, und hüten sich sorgfältig, etwas Unreines hinein zu werfen. Sie geben vor, noch bis auf diese Stunde die Gesetze und

Vorschriften des Zerduscht, oder Zoroaster, zu besitzen. Das heilige Feuer, welches sie aus Persien mit brachten, soll, wie ihre Priester behaupten, in einem ihrer vornehmsten Tempel noch immerfort brennen, und zu Anfang des Jahres, der allemal als ein großer Festtag gefeiert wird, setzen sie dasselbe öffentlich zur Schau aus. Die Erbauung wirklicher Tempel, scheint nicht zu ihrem Kultus zu gehören; doch fehlt es ihnen nicht an Gebäuden, in welchen das heilige Feuer auf gemeinschaftliche Kosten durch das Verbrennen wohlriechender und köstlicher Holzarten sorgfältig unterhalten wird. Diese Gebäude mögen wohl bei ihnen die Stelle der Tempel vertreten, wiewohl dieselben, wie ich in Bengalen zu bemerken Gelegenheit hatte, nichts weniger als prächtig sind, und von außen (denn nur die Parsen haben die Erlaubniß hineinzugehen) fast eben so aussehen, wie andere Privatgebäude. Ich führe dies deswegen an, weil einige ausdrücklich versichern, die Parsen hätten gar keine Bethäuser. Ihre Priester heißen Mobèd, und ihre Bischöffe, oder Patriarchen, werden Destur genannt. In Bombay hatte ich Gelegenheit eine große Anzahl der erstern zu sehen, ein Destur aber ist mir nie zu Gesicht gekommen. Die Mobèd kleiden sich auf eben die Art wie die andern Parsen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht, wie diese, den Bart und das Haar auf dem Kopfe abscheeren, auch keinen vielfarbigen, sondern einen ganz weißen Turban tragen. [Der Turban der Parsen hat eine ganz andere Form, als jener der Hindus und Muselmänner; denn er ist etwas spitzig, und gegen die Stirn gekrümmt.

Die Parsen löschen nie Feuer, nicht einmal eine Lampe, aus. Einer meiner Bedienten, der ein Parse war, rief allemal einen Hinduer herbei, wenn er ein Licht auspußen sollte. Bricht irgendwo Feuer aus, so löschen sie es nicht mit Wasser, sondern dadurch, daß sie die zunächst stehenden Häuser niederreißen. Eben dieser Verehrung des Feuers ist es zuzuschreiben, daß kein Parse das Schmiedehandwerk treibt. Wenn die Religion der ältern Perser von gleicher Beschaffenheit war, so folgt hieraus offenbar, daß sie ihre Waffen von andern Völkerschaften verfertigen ließen. Ihre noch jetzt lebenden Nachkommen, sind keine sonderlichen Liebhaber vom Kriege, und selten oder nie wird man wahrnehmen, daß ein Parse in Militärdienste tritt.

Die Parsen sind ein schöner Schlag Menschen, sehen meistens so weiß aus wie die Europäer, haben große schöne schwarze Augen, und Habichtsnasen. Ihre Frauenspersonen sind ebenfalls sehr schön, und man weiß sich fast nicht zu erinnern, daß eine oder die andere einen schlechten Lebenswandel geführt hätte. Sie stehen unter strenger Aufsicht und die Hurerei, wie der Ehebruch, werden meistens mit dem Tode bestraft. Die Parsen lassen der Regierung, sie mag nun aus Engländern oder Muhammedanern bestehen, in dergleichen Fällen nicht das mindeste gewahr werden, weil sie befürchten, daß selbige die Strafe vielleicht mildern dürfte; sondern sie richten dergleichen Verbrecherinnen in der Stille hin. Die Ehen werden unter den Aeltern abgeschlossen, wenn die Personen, welche einander

heurathen sollen, noch Kinder sind; sie dürfen aber nicht eher bei einander schlafen, als bis sie das mannbare Alter erreichen. Wer heurathet, darf nur eine Frau auf einmal nehmen; und zwar aus der Kaste, zu welcher er selbst gehöret; wenn sich aber die Männer in weiter Entfernung von ihrer eigentlichen Heimath niederlassen, so halten sie sich Beischläferinnen aus andern Völkerschaften. Man hat noch nie einen Bettler unter ihnen wahrgenommen; denn sie machen es sich zum angelegensten Geschäft, einander gegenseitig auf alle mögliche Art zu unterstützen. Es ist keiner darunter, der nicht ein Handwerk, oder eine Art von Handel treibt. Sie sind höfliche, artige, thätige, arbeitsame Leute, und im Ganzen betrachtet, ehrlich und treu. Insonderheit zeichnen sie durch ihre Klugheit sich aus, und durch das Bestreben, mit Jedermann in Ruhe und Friede zu leben.

Ihre Religion, die in diesem Stücke mit jener des Brama viele Aehnlichkeit hat, gestattet ihnen nicht, Proselyten zu machen. Bei gewissen Feierlichkeiten zünden sie eine Menge Lampen an, und stellen sie reihenweise hinter Gläser, die mit Wasser angefüllt sind, welches sie auf mancherlei Art färben, z. B. roth, grün, gelb, himmelblau, veilchenfarb, u. s. w. Ich habe verschiedentlich Gelegenheit gehabt, diesen Aufputz mit anzusehen. Sie halten zwar äußerst streng auf die Befolgung ihrer Glaubenslehren und herkömmlichen Gebräuche; demungeachtet scheint es aber, als wenn sich verschiedene

abergläubische Meinungen der Indier bei ihnen eingeschlichen hätten.

Sie sind zwar hie und da in Indien zerstreut, allein die vornehmsten Niederlassungen, oder, wenn ich so sagen darf, der Kern und vorzüglichste Haufe dieser kleinen Nation, befindet sich zu Guzurate, Surate, Bombay, und den umliegenden Gegenden. Ihre Anzahl soll sich auf hundert tausend Seelen belaufen, und mit dem Steigen ihrer Manufakturen und ihres Kunstfleißes von Tag zu Tag zunehmen. Sie besitzen ungemein schöne Dörfer, Gärten und Ländereien. Es giebt sehr wohlhabende Leute unter ihnen, die in prächtigen, nach europäischer Art eingerichteten Kutschen fahren, und sehr elegante Landhäuser besitzen, auf welchen sie von Zeit zu Zeit vornehmen Engländern und andern Europäern glänzende Feste geben, und sie ganz nach europäischer Art auf das geschmackvollste bewirthen. Ein Theil der schönsten und größten Kauffahrteischiffe, die in den Häven zu Bombay und Surate vor Anker gehen, gehöret ihnen, und ist für ihre Rechnung gebaut; auch fehlt es ihnen so wenig an geschickten Schiffsbaumeistern und Zimmerleuten, daß immer noch mehr solche Schiffe und Fahrzeuge, die ebenfalls auf ihre Kosten gebaut und ausgerüstet werden, hinzukommen. Ob sie gleich ihr Geld nicht wegwerfen, so theilen sie doch reichliche Almosen aus, und sind überhaupt sehr mitleidig. Ein einziger Parse speisete, zur Zeit einer in Bombay ausgebrochenen Hungersnoth, täglich mehr als zweitausend Arme; solcher Beispiele giebt es noch mehrere. Wenn sich zuweilen

ein Skandal bei ihnen ereignet, so suchen sie dasselbe, um ihre Nation bei Ehren zu erhalten, möglichst zu unterdrücken und zu verheimlichen. Kurz, es ist nicht anders, als wenn sie zusammen nur eine einzige Familie ausmachten.

Für die Hunde haben sie eine ganz besondere Zuneigung, bei welcher eine Art von Aberglauben zum Grunde zu liegen scheint *). Oft sah ich, daß dieser und jener, reichlich mit dünnen Kuchen und Stücken Brodes versehen, auf den Straßen von Bombay umhergieng, um hungrige, herrenlose, alte, verkrüppelte, oder kranke Hunde aufzusuchen, und ein Stück nach dem andern unter sie zu vertheilen. Wie oft blieb ich stehen, um diese Spende, diese rührende Scene, mit anzusehen! Bescheiden, und mit sichtbaren Aeusserungen der Dankbarkeit, versammelten sich die armen hülflosen Thiere, an diese Beihülfe gewöhnt, um ihren Wohlthäter, und warteten demüthig, bis einer nach dem andern seine Portion bekam. Gewiß, wenn ich etwas von der Malerei verstünde, ich hätte mich nicht enthalten können, diese Gruppe zu zeichnen.

Wenn ein Parse verscheiden will, so ziehen ihn seine Glaubensgenossen aus dem Bette, und legen ihn auf den Erdboden, damit er hier den Geist aufgebe.

*) Darius Nothus ließ durch seine Abgeordneten den Karthagern befehlen, künftig keine Hunde mehr zu essen; denn dieser Gebrauch war bei den sogenannten Cynophagen (Hundefressern) in Afrika allgemein eingeführt.

Ihre Todten schaffen sie auf einen Platz, der mit einer runden Mauer eingefaßt und nicht bedeckt ist. Von innen gleicht derselbe einem Amphitheater, worin drei zirkelförmige, mit einer regelmäßigen Abdachung versehene Stufenreihen angebracht sind. Die oberste und breiteste, ist für die Mannspersonen bestimmt, die mittlere für die Frauenspersonen, und die unterste, zugleich auch schmälste, für die Kinder. Die Leichen sitzen aufrecht, sind durch gewisse Zwischenräume von einander abgesondert, und der Sonne, dem Winde, und dem Regen bloß gestellt. Sie werden von Raben, Geiern und andern Raubvögeln zerfleischt, welche Schaarenweise an dergleichen Begräbnißörtern sich einfinden, und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen. Der Unflat, welcher von den Cadavern abläuft, sammelt sich in einem Brunnen, der unten an diesen Todtenbehältern angebracht ist, und fließt von da durch unterirrdische Kanäle in andere nahe gelegene Brunnen. Die Abgeschiedenheit der Gegenden, wo dergleichen Sepulchralgebäude angelegt werden, und die von Gestank und faulen Dünsten verpestete Luft, haben Anlaß gegeben, sie mit dem Avernus der Römischen Dichter zu vergleichen. Die Parsen sind äußerst dafür besorgt, daß kein neugieriges Auge diese geheiligten Aufenthaltsörter ihrer Vorfahren zu sehen bekomme, oder etwa ein Profaner die Asche und die Manen derselben in ihrer Ruhe störe.

In Persien existiret noch bis diese Stunde ein Ueberrest dieser Gauren *), oder uralten Perser. Pie-

*) Unter ihnen selbst ist, wie Pietro della Valle versichert, diese Benennung, welche so viel besagt als Ungläu-

tro della Valle erzählt Folgendes von ihnen: Die Gauren sind insgesammt arm, oder stellen sich wenigstens so. Sie treiben nie Handel, oder Gewerbe, sondern beschäftigen sich bloß mit der Landwirthschaft. Sie sind halbe Bauern; kurz, Leute, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen. . . . . Sie tragen sich sammt und sonders auf einerlei Art. . . . . Sie scheeren sich nie, weder am Kinn noch an den Backen, den Bart ab. Auf dem Kopfe lassen sie sich das Haar wachsen, wie die Frauenspersonen; gerade so, wie sich, nach der Beschreibung des Herodot, die alten Perser ebenfalls trugen. . . . . Ihre Weiber und Töchter lassen sich auf freier Straße mit unbedecktem Angesicht sehen. . . . . . Einer, der zu ihnen gehörte, versicherte mich, sie glaubten an einen einzigen, unsichtbaren, allmächtigen Gott, der alle Dinge erschaffen habe. Als wir ihm sagten, man erzähle von ihnen gerade das Gegentheil, so fing die Frau dessen, mit dem wir im Gespräch begriffen waren, überlaut an zu lachen; denn es kam ihr äusserst sonderbar vor, daß sie keinen Gott glauben sollten. Voll Verwunderung sagte sie hierauf in unserm Beiseyn mehrere Ausrufs- und Gebets-Formeln in Persischer Sprache her; zum Beispiel: Mein Gott! Wie sollten wir dich nicht kennen! Möchte ich sein Opfer seyn! (Eine bei den Morgenländern gebräuchliche Redensart). Wer hat dich je gesehen? Wer kann sagen was du bist? Und so fuhr das Weib noch gerau-

bige, nicht gebräuchlich, sondern sie nennen sich Beh-die, d. i. Rechtgläubige. S. dessen Reisen, erster Theil.

me Zeit fort. Aus diesen Worten glaubte ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß man sehr unrecht handle, wenn man diese Leute Götzendiener nennet." Allerdings, guter Pietro della Valle, handelt man im höchsten Grade unrecht.

Neunzehnter Brief.

Von den Muselmännern in Indien. — Ihr Charakter. — Kurze Geschichte ihrer Eroberungen.

Die Mauren oder Muselmänner, welche aus verschiedenen Ländern nach Indien kamen, und sich hier festsetzten, sind unter den dasigen Einwohnern, nächst den Hinduern, die zahlreichsten. Sie halten hier nicht so pünktlich, wie anderwärts, auf die Befolgung ihrer Religionslehren, und eben so wenig lassen sie sich vom Fanatismus verleiten, die, welche nicht an ihren Propheten glauben, bekehren zu wollen, oder sie zu verfolgen. Sie handeln in diesem Stücke ganz anders, wie ihre Vorfahren, die mit gewaffneter Hand in Indien eindrangen, und dieses Land mit Blut und Leichen bedeckten. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie diese toleranten Gesinnungen von den Hinduern angenommen, und der Umstand, daß Indien ein sehr mildes Land ist, mag wohl auch dazu beigetragen haben, ihren Charakter geschmeidiger zu machen. Es giebt mehrere un-

ter ihnen, die nicht den mindesten Anstand nehmen, allerlei starke Getränke zu trinken, sich in Opium zu berauschen, und vermittelst des Rauchs, oder des Saftes der Canciava, oder des sogenannten Banga (einer Art Hanf) ihren Verstand zu benebeln; eine Gewohnheit, die zugleich mehrere Hinduer von ihnen angenommen haben.

Diese Muselmänner betragen sich im täglichen Umgange mit Anstand und Würde, sind überaus artig und höflich, zugleich aber falschfreundlich, und Erzschmeichler. Zwischen ihren vier Wänden schwelgen sie in den ausgesuchtesten Wollüsten, und treiben die schändlichsten Laster. Ein englischer Reisebeschreiber schildert sie sammt und sonders als Leute von ganz abscheulichem Charakter, die nicht die mindeste Tugend besitzen, im Gegentheil aber mit allen möglichen Schandthaten besudelt sind. Bei dem allen darf man jedoch den Umstand nicht aus der Acht lassen, daß dergleichen allgemeine Schilderungen ihre Ausnahmen leiden.

Sie machen gern Aufwand und Staat. Da der eine aus diesem, der andere aus jenem Lande, nach Indien gekommen ist, so bestimmen sie ihren höhern oder mindern Rang nach Maßgabe ihrer Abkunft, und beobachten in Ansehung des Heurathens fast denselben Unterschied, wie die indischen Kasten, welche durchaus nicht zugeben, daß sich gewisse Stämme mit einander vermischen dürfen. Nur wenige beschäftigen sich mit dem Handel; noch geringer ist die Anzahl derer, die

den Ackerbau oder ein Handwerk treiben, da sie derglei-chen Erwerbsmittel für verächtlich halten; fast alle schei-nen von ihren Vorfahren die Neigung zum Kriegshand-werk geerbt zu haben, wiewohl sie bei weitem nicht ihre Tapferkeit besitzen. Man schreibt zwar diesen letz-tern Umstand dem Klima zu, eigentlich mag aber der Grund wohl darin zu suchen seyn, daß sie in Indien ganz andere Sitten und Gewohnheiten angenommen haben, und auf eine weichlichere Art erzogen werden.

Sie sind große Liebhaber von Pferden, verstehen die Kunst, sie auf eine sehr geschickte Art zuzureuten, und rühmen sich die guten oder schlechten Eigenschaften derselben nach gewissen fast unmerklichen Kennzeichen beurtheilen zu können, von welchen aber manche zuver-lässig trügen *).

*) Die indischen Pferde sind zwar ziemlich gut, in weit hö-herem Werthe stehen aber die, welche aus Arabien und der Tartarei, ingleichen aus Pegu und Accin dahin gebracht werden. Letztere gehören zu einer ganz eigenen Gattung, die in Europa noch gar nicht bekannt ist. Sie sind zwar klein, aber stark, haben einen kurzen und dicken Hals, der mit feinen und dichten Haaren bedeckt ist, wer-den nicht leicht müde, und haben wenig oder gar keine Un-tugenden an sich. Zum Gallopiren und im Kriege sind sie zwar nicht zu gebrauchen, übrigens gehen sie aber einen so starken Paß, daß sie, wenn man einen weiten Weg mit ihnen zurücklegt, kein anderes Pferd einhoten kann. Sie werden um einen sehr hohen Preiß verkauft. Der König von Accin soll daher verboten haben, dergleichen Pferde ins Ausland zu verkaufen, damit sie sich nicht anderwärts fortpflanzen, und er darunter Schaden leide.

Das erste muhammedanische Reich, welches je in Indien existirte, ward von den Patanen und Afganen gegründet, und dauerte bis zur Invasion des Tamerlan, im Jahr 1398. Vor jenem Zeitpunkte, wo die vom Obersten Dow übersetzte Geschichte Ferishta's im Drucke erschien, war dieses große Reich in Europa kaum dem Namen nach bekannt. Die Gränzen desselben änderten sich nach eben dem Verhältnisse, in welchem die Regenten mehr oder weniger Fähigkeiten besaßen. Unter der Regierung schwacher und geistloser Monarchen wurden sie äußerst verengt, weil sich die Gouverneurs jener weitschichtigen Provinzen zu eben so vielen Souverains aufwarfen. Zuweilen aber erstreckten sie sich von den flachen und ebenen Gefilden Bengalens bis nach Persien und Karnate an das Hochgebirge Sevalik.

Die Einbrüche der Muhammedaner in Indien, hatten viele Aehnlichkeit mit jenen der Spanier in dem von ihnen entdeckten Amerika. Diese von Muhammeds neuer Religionslehre ganz begeisterten Sieger, machten die Tempel der Braminen der Erde gleich *), raubten aus denselben eine ungeheure Menge Gold und Edelsteine, zertrümmerten und zerschmelzten eine große Anzahl goldener und silberner Bilder, die zeither von den Hinduern, welche sie eben deswegen als Götzendiener betrachteten, verehrt worden waren, und schlugen sie, als echte Bar-

*) Aus den Trümmern dieser Tempel haben die Muhammedaner nachher mehrere ihrer Moscheen erbauet.

baren, in kurze und kleine Stücke. Ueberall wüthete der blutdürstige Muselmann mit Feuer und Schwert, um Muhammeds Ruhm zu verbreiten, dagegen aber den Namen und das Andenken Brama's ganz von der Erde zu vertilgen. Einige indische Könige unterließen zwar nicht, sich diesen Invasionen mit außerordentlichem Muthe, mitunter auch wohl mit glücklichem Erfolge, zu widersetzen; andere hingegen erkauften einen trüglichen Frieden, der ohnehin nur von kurzer Dauer seyn konnte, mit ungeheuern Geldsummen; noch andere ließsen vor Schrecken die Waffen aus der Hand fallen, und übersandten den Siegern eine Menge der kostbarsten Geschenke, in der zuversichtlichen wiewohl vergeblichen Hoffnung, ihren weitern Fortschritten Einhalt zu thun.

Der Pomp und die Pracht an den Höfen dieser muhammedanischen Fürsten, scheint Alles übertroffen zu haben, was je in dieser Art existirt hat. Ferishta erzählt, ihre Throne hätten über und über von Gold und Edelsteinen geblitzt, und wären von ganzen Schaaren Tänzerinnen, Schauspielern, Musikannten und Hofnarren umgeben gewesen, zugleich auch von Allem, was der Luxus und die Wollust zu erfinden vermag. Man erzählt unter andern, der Kaiser Balin habe sich selten aus seinem Pallaste entfernt, ohne ein Gefolge von wenigstens hundert Tausend Personen bei sich zu haben. Die Reichthümer und Schätze, welche diese Eroberer in Indien fanden, würden allen Glauben übersteigen, wenn man nicht wüßte, daß dieses Land während eines Zeitraums von einigen Tausend Jahren,

wenn gleich durch einheimische, doch wenigstens nicht von auswärtigen Feinden zerrüttet worden war, und daß die Indier ihr Geld weder für ausländische Produkte noch Waaren ausgeben, da sie jene wie diese entbehren können. Kafur, der Heerführer Alla's des Ersten, soll nach Beendigung eines gegen Karnate unternommenen Feldzugs, diesem Kaiser, nebst einer überaus großen Anzahl Elephanten und Pferde, zugleich sechs und neunzig Man Goldes (das kleinste Man zu fünf und dreißig Pfund gerechnet) und noch außerdem mehrere Kästchen voll Perlen, Edelsteine und anderer Kostbarkeiten, überbracht haben.

Man sagt ferner, die Soldaten welche dieser Expedition beiwohnten, hätten es nicht der Mühe werth geachtet, das ihnen zu Theil gewordene Silber aufzubewahren, weil sich überall zu viel Gold vorgefunden habe. Muhammed der Dritte*) beschenkte eines Tages drei Personen mit hundert und neunzig Lack Silbergeld.

Bei allen diesen Reichthümern, bei dieser ungeheuern Verschwendung, herrschte doch überall dies größte Verderbniß, und es wurden eine Menge der schändlichsten Verbrechen verübt. Einige der vorerwähnten Kai-

*) Dieser war ein Ungeheuer, das in Betracht der Grausamkeit, der Hoffart und der Fantasterei, seines Gleichen suchte. Unter seiner Regierung hatte das Reich viele Drangsale zu erdulden. S. Dow's Geschichte von Hindostan.

ser bürdeten ihren Unterthanen unerträgliche Abgaben auf, fanden ein besonderes Vergnügen daran, ihr Blut zu vergießen, und verurtheilten sie, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, zu den schmählichsten und grausamsten Todesarten. Ihre Beschäftigung bestand größtentheils darin, die Empörungen zu unterdrücken, welche die Omras, die Nabobs, die Wessire, die Heerführer, bald in diesem, bald in jenem Theile, ihres weitschichtigen Reichs veranlaßten. Verstellung, Intriguen, Gift, Schwert und Dolch, Alles galt ihnen gleich, sich auf einen von so mannichfaltigen Gefahren umgebenen Thron zu schwingen, oder sich auf demselben zu erhalten. Argwohn und Furcht, die nur durch Blutvergießen beseitigt werden können, veranlaßten immer wieder neues Blutvergießen; Klugheit und Muth waren oft unzureichend; mit Strenge ward eben so wenig ausgerichtet, wie mit Nachsicht und Milde. Mehrere dieser Kaiser wurden oftmals von ihren Freunden, von ihren Weibern und Beischläferinnen, von ihren Anverwandten, sogar von ihren leiblichen Geschwistern oder Kindern verrathen und vom Throne gestoßen. Einige wurden von ihren glücklichern Nachfolgern dazu verurtheilt, lebenslänglich auf einer Festung, oder im Gefängnisse, zu sitzen; andern schnitt man die Ohren ab, und stach ihnen die Augen aus; und noch andere wurden, zum abschreckenden Beispiele, lebendig geschunden. Dies ist in wenig Worten der Hauptinhalt der Geschichte Ferishta's.

Ungeachtet dieser so häufig vorkommenden Beispiele

von Treulosigkeit, Verworfenheit, und Abscheu erregenden Unthaten, fehlt es doch auch nicht an solchen, die von Seelengröße, von Tapferkeit, Edelmuth, Treue, Gerechtigkeitsliebe, und andern vortrefflichen Tugenden zeugen.

Unter den vorerwähnten Kaisern gab es mehrere, die an ihrem Hofe Akademieen anlegten, Universitäten stifteten, den öffentlichen Vorlesungen in eigener Person beiwohnten, diejenigen, welche sich bei dieser Gelegenheit auszeichneten, ihres besondern Schutzes würdigten, und ihnen sehr ansehnliche Belohnungen ertheilten. Wenn dem Ferishta zu glauben ist, so gab es unter ihrer Regierung eine Menge Philosophen, Aerzte, Astronomen, Geschichtsschreiber, insonderheit aber Dichter, die der Verfasser jener Geschichte mit den Beiwörtern erleuchtete, edle, große, ausgezeichnete Genies, beehret, wiewohl uns Europäern ihre Namen und ihre Schriften wenig oder gar nicht bekannt sind.

Zwanzigster Brief.

Macht und Stärke einiger Indischen Fürsten. — Kurzgefaßte Geschichte des Hyder Ali. — Seine Regierung. — Sein Charakter. — Sein Sohn Tippu Sultan. — Die Maratten. — Deren Charakter, Land, Regierungsform, Kriegsmacht und Einkünfte. — Die Rajputen. — Der Nizzam.

Nun will ich Ihnen in gedrängter Kürze erzählen, was es mit den Waffen, der Kriegskunst, dem Zustande und der Stärke der Armeekorps einiger indischer Fürsten, für eine Beschaffenheit hat.

Der Gebrauch der Flinten und der Artillerie ist zwar in allen Theilen von Indien eingeführt, doch weiß man nicht so damit umzugehen, wie bei uns in Europa. Mehrere Indier bewaffnen sich lieber nach Art ihrer Vorfahren, mit Pfeil und Bogen, mit Schwertern und Tartschen, mit Spießen, Streitäxten, und andern dergleichen Dingen. Es giebt unter den Hinduern eine Menge geübter Schützen, und die Nazern sind wegen ihrer Pfeile und Bogen oft mehr zu fürchten, als wenn sie ihre Schießgewehre zur Hand nehmen. Einige bedienen sich statt der Schwerter, einer Art kurzer Säbel, die ziemlich breit und vorn krumm sind, wie eine Hippe. Ihre Schwerter sind von eben der Art, wie jene, die ich in den Händen der Dacier wahrgenommen habe, welche man auf der zu Rom

befindlichen Säule Trajans abgebildet steht. Der Griff an allen ihren Blankgewehren ist so dünn, daß er den Europäern nicht in die Faust paßt, und sie folglich nicht damit umzugehen wissen. Die Luntenschloßflinten, auf welche kein Bajonett gesteckt wird, sind unter ihnen auch noch gebräuchlich.

Die indische Kavalerie, besonders die, welche aus Mauren besteht, würde sehr furchtbar seyn, wenn es bei derselben nicht durchgehends an Ordnung fehlte, und wenn nicht die meisten Reuter, wie ehemals die irrenden Ritter, eine besondere Ehre darin suchten, Mann gegen Mann zu fechten. Bei so bewandten Umständen ist es denn freilich nicht möglich, daß sie dem vereinten regelmäßigen Anfalle nach europäischer Art disciplinirter Eskadronen, widerstehen können.

Die meisten indischen Fürsten, haben sich schon seit mehrern Jahren sehr angelegen seyn lassen, bei ihren Truppen, insonderheit bei ihrer Infanterie, unsere Organisation, unsere Taktik und Kriegsdisciplin, einzuführen. Ihre Leute tragen die nämliche Montirung, wie die Sepoys, welche im Dienste der englischen Kompagnie stehen. Tippu Sultan, der Rizzam und andere indische Fürsten, hatten ehemals mehrere Europäer, besonders Franzosen, in ihren Diensten [illegible] auch dienen noch jetzt einige unter den Truppen der M[illegible]rattenfürsten, des Königs von Travankor, und [illegible]derwärts. Die Anzahl derselben ist aber zu unbe[illegible]tend, als daß sie viel Nutzen stiften könnten; auch [illegible]

es den meisten an Talenten, guter Aufführung, und dem Grade von Achtung, worin derjenige nothwendig stehen muß, der ein Kommando übernehmen will. Indeß ist nicht zu läugnen, daß es wirklich Leute von Verdienst unter ihnen giebt; auch schlägt es ihnen (was den Einsichten derer, bei welchen sie sich engagirt haben, allerdings zur Ehre gereicht) sehr selten fehl, zu einem oder dem anden respektabeln Posten befördert zu werden.

Die Truppen werden meistens sehr unregelmäßig bezahlt. Fast immer und überall haben sie rückständigen Sold zu fordern; denn man glaubt, oder giebt wenigstens vor, diese Verfahrungsart diene dazu, die Desertion zu verhindern. Hierzu kömmt noch, daß eine Menge Zahlmeister, Schreiber und andere solche Leute, einen Theil des Soldes, bald unter diesem bald unter jenem Vorwande, in ihre Tasche stecken, und daß der Fürst, der ohnehin nicht daran gewöhnt ist, sein Versprechen zu erfüllen, diese Blutigel frei und ungehindert schalten und walten läßt, entweder weil sie den Ertrag dieser eben so schändlichen als unpolitischen Ersparnisse mit ihm theilen, oder weil solches eine unmittelbare Folge der allgemeinen Erschlaffung und Zerrüttung ist, die sich über alle Theile der Staatsverwaltung erstreckt, und vermöge welcher er ihnen durch die Finger sehen muß. Der Soldat ist daher immer unzufrieden und zur Meuterei geneigt; besonders wenn er merkt, daß man mehr als sonst seiner Beihülfe benöthigt ist.

Was die Truppen betrifft, welche bloß aus Hinduern

bestehen, so muß ich hier nochmals in Erinnerung bringen, daß die höhern Kasten die Verbindlichkeit auf sich haben, sich gewisser Speisen zu enthalten, und bald bei dieser bald bei jener Gelegenheit, eine Menge Ceremonien und Gebräuche zu beobachten. Bei den Rajputen, die ohnehin die besten Soldaten in ganz Indien sind, muß sich jeder seine Mahlzeit selbst zu bereiten, sonst bekömmt er nichts als rohe und ungekochte Speisen zu essen. Sie werden mir zugeben, daß sich der Geist dieser sublimen Gesetzgebung mit dem Soldatenhandwerke durchaus nicht verträgt.

Endlich vermißt man auch noch bei dem Kriegswesen der Indischen Fürsten jene Verkettung, welche alle einzelnen Theile zu einem einzigen von einerlei Geist beseelten Ganzen vereint; jene Einheit in Zweck und Ausführung, von welcher der Nachdruck, die Schnelligkeit und der glückliche Erfolg aller und jeder Kriegsoperationen lediglich abhängt.

Bei allen diesen Unwesen, und trotz der Zaghaftigkeit, welche man den Indiern fast allgemein vorwirft, hat es dennoch Fälle gegeben, wo ein Regiment Europäischer Soldaten gänzlich in die Flucht geschlagen wurde, indeß ein Regiment Sepoys seinen Posten standhaft behauptete. Hieraus erhellet, daß die Truppen der Indischen Fürsten gewiß nicht so schlecht sind, als es das Ansehen hat. Die Kriegskunst hat in Indien merkliche Fortschritte gemacht, und die Zeiten, in welchen Lord Clive mit einer Handvoll Engländer

ganze Armeen der Indier aus einander sprengte, sind nun vorüber.

Hyder Ali, oder Hyder Naik, hat sich durch seine Kriegsthaten nicht nur in ganz Indien, sondern auch in Europa, einen großen Namen erworben. *) Er fügte den Engländern mehr als einmal Schaden zu, und legte dadurch den Beweis ab, daß sich die Indier durch die Gewalt ihrer Waffen eben so furchtbar machen könnten, wie andere Nationen, wenn ihre Regierungsverfassung, ihre Reglements und ihre Kriegsdisciplin, besser eingerichtet wären. Hyder Ali war der Sohn eines in Diensten des Königs von Mysore stehenden Beamten. Da er als Soldat geboren und erzogen worden war, so zeichnete er sich frühzeitig bei verschiedenen Vorfällen aus, und hatte folglich hinlängliche Gelegenheit, seine Unerschrockenheit, seinen durchdringenden Verstand, und eine seltene Gegenwart des Geistes an den Tag zu legen. Durch seine Verdienste und listigen Anschläge, erwarb er sich in kurzer Zeit die Gunst und das Zutrauen seines Fürsten, der ihn zu seinem obersten Feldherrn und Staatsminister ernannte. Als er sich nun (ich bediene mich hier der eigenen Ausdrücke eines Englischen Schriftstellers) zu diesem ehrenvollen Posten emporgeschwungen hatte, und dadurch zu großem Ansehen gelangte, griff er, auf seine Talente sich stützend, nach und nach im=

*) Man vergl. damit die von dem seel. Prof. Sprengel herausgegebene Geschichte Hyder Ali's. D. H.

mer weiter um sich, so daß er seinem Souverain nach und nach die oberste Staatsgewalt ganz aus den Händen wand, und ihm nur noch den leeren Titel ließ. Endlich kam es gar so weit, daß er denselben, nebst seiner ganzen Familie, in eine Festung steckte, wo man ihn unter sehr strenger Aufsicht hielt. Um jedoch das Volk nicht gegen sich aufzubringen, suchte er die Veranstaltung zu treffen, daß sich der Monarch demselben von Zeit zu Zeit in seinem gewöhnlichen Pomp zeigte. Man kann aber leicht denken, daß solches bloß zum Schein geschah, da Hyder Ali schon längst das Zepter in Händen hatte. Er gewöhnte seine zeither so friedliebenden Unterthanen an das Kriegshandwerk, und führte ein ganz neues, ungleich besseres, Militärsystem ein, sammelte daher Muhammedaner, Rajputen, und sonst noch allerlei zu den kriegerischen Kasten gehörige Leute, zu seinen Fahnen, lockte mehrere Franzosen und andere Europäer in seine Dienste, hauptsächlich aber ließ er es sich äußerst angelegen seyn, bei seinen Truppen die strengste Mannszucht einzuführen, sie Feldlager schlagen zu lassen, und sie unaufhörlich in den Waffen zu üben. Er bekriegte und unterjochte nach und nach mehrere benachbarte Poligars, Häuptlinge und kleine Rajahs, richtete sodann sein Augenmerk auf die südlichen Gegenden, welche sich von den Gatesgebirgen bis nach Triccinapali und Madura, auf der Malabarküste, erstrecken, unterwarf sich den Zamorin, oder Souverän von Kalkutta, den Rajah von Palgat, nebst mehrern andern Fürsten, und legte dem Könige von Cochin Tribut auf.

Er eroberte Bedanore, Gouti und Sittelbrug, dann die Länder von Cudapà Canul und Savanore, so daß er sein Gebiet bis nach Goa, am Malabarischen Meere, und über die Halbinsel hinaus bis an das Land Palnad und Gangiam, auf der Koromandelküste, erweiterte.

Durch diese und andere Eroberungen, ward das Königreich Mysore ein mächtiger Staat, der von Norden bis Süden vier Hundert (ital.) Meilen lang, und von Osten bis Westen beinahe drei Hundert Meilen breit war. Die darin befindliche Volksmenge belief sich auf mehrere Millionen; die Armee bestand aus dreimal Hundert Tausend Mann; und die jährlichen Einkünfte betrugen fünf Millionen Pfund Sterling. Dies waren die Früchte von Hyder Ali's unerschütterlichem und ausdauerndem Muthe! In der Folge machte er einen Versuch, die Maratten und Engländer zu bekriegen, und ob er sie gleich nicht überwinden konnte, so ward er doch dadurch in seinem Selbstvertrauen bestärkt, und gewann zugleich immer mehr in der Achtung des Publikums. Er verstand sich darauf, jeden errungenen Vortheil trefflich zu benutzen, und setzte sich, wie Peter der Große, nicht selten der Gefahr aus, geschlagen zu werden, um dadurch zu lernen, wie man es anfängt, den Sieg zu erringen. Während des Friedens, welchen er mit den Engländern abgeschlossen hatte, und der vom Jahre 1769 bis 1780 dauerte, verwendete er seine ganze Sorgfalt auf die Verbesserung seiner Staaten, und auf die strengste Handhabung der Gesetze, und

jene wie diese erreichten unter seiner Oberaufsicht einen Grad von Vollkommenheit, den man sich unter der Regierung jedes andern Indischen Fürsten nie als möglich gedacht haben würde. Der Landmann, der Handwerker, der Künstler, der Kaufmann, hatten überall in seinen Staaten hinlängliche Nahrung; die Kultur stieg immer höher; es entstanden neue Fabriken und Manufacturen, und es ward eine ungeheure Menge baaren Geldes in Umlauf gebracht. Jede Art von Veruntreuung und Betrügerei bestrafte er mit unerbittlicher Strenge. Die Pachter, die Einnehmer der Steuern und Abgaben, kurz, alle jene Offizianten, die mit den öffentlichen Einkünften zu thun hatten, verwalteten ihre Aemter mit Furcht und Zittern; denn sie wußten nur allzugut, daß sie wegen des kleinsten Versehens mit dem Staupbesen, wohl gar mit dem Tode, bestraft werden würden. Er unterhielt überall, sowohl in seinen eigenen Staaten, als an den Höfen aller Indischen Fürsten, eine Menge Spione und Kundschafter, und besoldete noch außerdem mehrere Personen, die auf alle Tritte und Schritte dieser nämlichen Kundschafter Acht geben mußten. Der unbedeutendste Vorfall, der Ertrag einer Aerndte, die Kultur eines Distrikts, was davon in seine Schatzkammer floß, was der Pflanzer für sich behielt, dies Alles war ihm bis auf den kleinsten Umstand bekannt. So wie einer seiner Unterthanen, wenn auch in noch so weiter Entfernung, die mindeste Bewegung machte, ward er auf der Stelle davon benachrichtigt. Die benachbarten Fürsten waren nicht im Stande, einen Gedanken zu äußern, oder nur einen

Laut von sich zu geben, der ihm nicht in eben dem Nu wieder zu Ohren gekommen wäre. In seinen weitschichtigen Staaten war nicht leicht ein Stückchen Land, nicht leicht ein Unterthan, anzutreffen, wovon er nicht Kenntniß gehabt hätte; und dieses darf uns um so weniger befremden, da er fast immer und überall herumreiste und so zu sagen die Runde machte.

An seinem Durbar, oder Hoflager, wurden in den Stunden, die er den öffentlichen Geschäften widmete, unzählige Berichte eingereicht, die von allen Orten und Enden einliefen. Seine Sekretäre mußten ihm dieselben der Reihe nach vorlesen, und durften nicht eher aufhören, bis alle desselbigen Tages eingegangene Depeschen beseitigt waren. Hierauf dictirte er ihnen ganz kurz, den wesentlichen Inhalt der Antwort welche sie darauf zu ertheilen hätten, die sodann auf der Stelle zu Papier gebracht, ihm vorgelesen, und expediret wurde. So oft er sich auf diese Art beschäftigte, hatte er rechts und links mehrere mit Gold- und Silbermünzen angefüllte Säcke neben sich stehen, und Jeder, der ihm eine interessante Nachricht überbrachte, bekam eine oder ein Paar Hände voll Geld, je nachdem er glaubte, daß es derselbe verdiene. Jedermann hatte die Erlaubniß, sich ihm zu nähern und mit ihm zu sprechen; jeder Soldat, er mochte zur Kavalerie oder Infanterie gehören, der in seine Dienste treten wollte, wurde von ihm selbst in Augenschein genommen und wegen seiner Verhältnisse befragt; jeder Gennedar oder Offizier, der nur einigermaßen in Ansehen stand, war

ihm ganz genau bekannt. Seine Truppen wurden gut bezahlt, und von ihrem Solde durfte ihnen nie das allermindeste abgezogen werden. Hingegen wußte er aber auch die Lieferanten, welche seine Feldlager und Besatzungen mit den nöthigen Erfordernissen versahen, dergestalt in Contribution zu setzen, daß fast alle seine Militärausgaben wieder in seine Schatzkammer zurückflossen. Er verstand die große Kunst, Alles bis auf das kleinste Detail zu durchschauen, und die geringfügigsten Umstände mit den größten Entwürfen und Unternehmungen auf die glücklichste Art zu vereinbaren. Seine Standhaftigkeit, sein durchdringender Verstand, seine Gewandheit, und der Scharfblick, wodurch er in Stand gesetzt wurde, Alles was in den executiven Departements vorgieng, gleichsam im Nu zu übersehen, dürften vielleicht in der Geschichte der Menschheit beispiellos seyn. Da er aus wiederholter Erfahrung wußte, wie weit er seinen Kräften vertrauen konnte, und da er hiernächst von der Schwäche und den Spaltungen der Engländer vollkommen unterrichtet war, so entwarf und ordnete er den Plan an, sie in Indien gänzlich auszurotten. Er forderte daher alle Indische Fürsten und andere Regenten auf, in dieser Hinsicht gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Sie zauderten. Er entschloß sich, sein Vorhaben allein auszuführen, und es gelang ihm, Karnate zu erobern.

Diese Lobeserhebungen des Hyder Ali, werden vielleicht Manchem sehr übertrieben vorkommen; indessen kann ich mit Wahrheit versichern, daß ich von allen al-

ten Offizieren, die ich hierüber befragte, das Nämliche vernommen habe.

Was werden Sie aber vollends dazu sagen, wenn ich Sie versichere, daß Hyder Ali weder schreiben noch lesen konnte? Er hatte wenig oder gar keine Erziehung genossen, sondern sich selbst gebildet. Daß er ein großer Feldherr, ein großer Fürst wurde, hatte er einzig und allein seinem kraftvollen Genie zu danken.

Ungeachtet dieser glänzenden Eigenschaften, war aber dennoch sein Charakter von mancherlei Lastern entstellt, und man legt ihm mehrere Grausamkeiten zur Last, wegen deren ich ihn weiter nicht rechtfertigen will. So viel ist aber auf jeden Fall richtig, daß er, wenn man ihn mit andern indischen Despoten und muhammedanischen Fürsten vergleicht, zwar nicht milde, aber doch auch nicht strenger als sie war, und auch dies nicht sowohl vermöge seiner natürlichen Anlage, als vielmehr aus politischen Ursachen. Wenn bei einem freien Volke ein Verbrecher nach allen Formalitäten der Gesetze zum Tode verurtheilt wird, so nennent man dies Gerechtigkeit, und sie ist es auch wirklich; wird er aber unter der Regierung eines Despoten, ohne vorgängiges Verhör, und auf der Stelle hingerichtet, so heißt dies Tyrannei, und es verdient diese Benennung, wenn auch bloß deswegen, weil sie es seyn kann. Ich weiß zuverlässig, daß Hyder Ali europäischen Soldaten mehr als einmal Dienstfehler verzieh,

die in jedem andern Dienste unfehlbar mit dem Tode bestraft worden wären.

Er hatte zwar keinen zahlreichen Harem, war aber ein großer Liebhaber von Frauenspersonen, und ließ zuweilen welche mit Gewalt wegnehmen. Zu dem Ende hatte er mehrere eben so verschwiegene als schlaue Maitres des plaisirs (Kuppler) in seinen Diensten, die überall nachforschten, wo sich ein schönes Mädchen vorfand, und sich, nachdem sie vorher die Gelegenheit abgesehen hatten, bei nächtlicher Weile in dessen Wohnung verfügten. Hier suchten sie die erschrockenen Aeltern durch allerlei Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen zum Stillschweigen zu bringen, worauf sie das Mädchen in einen Palankin einsperrten, und es ganz in geheim zu dem Fürsten in seinen Palast, oder in sein Zelt trugen. Des andern Morgens, sobald der Himmel graute, brachten sie es sodann wieder in seiner Aeltern Haus, stellten diesen eine gewisse Summe Geldes zu, die meistens ziemlich ansehnlich war, und geboten ihnen von neuem, das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Bei dem allen, wußte er seine Fehler und Schwachheiten so geschickt zu verbergen, oder sie wenigstens so sehr durch seine Tugenden zu beschönigen, daß er dadurch in den Augen seiner Unterthanen weder an Achtung noch Liebe verlor. Wenn man behauptet, diese nämlichen Unterthanen hätten die englischen Offiziere und Soldaten, welche in ihre Hände gefallen wären, sehr schlecht und grausam behandelt, so sind solche Erzählungen zuver-

lässig übertrieben. Diese Offiziere schrieben die Geschichte ihrer Leiden und Unglücksfälle im Gefängnisse und zu einer Zeit, wo der Krieg die Gemüther erbitterte; sie konnten sich gar nicht darein finden, daß sie von einem Fürsten überwunden worden waren, den sie einen Barbaren zu nennen beliebten, und der, wenn er es auch wirklich gewollt hätte, seinen europäischen Gefangenen unmöglich alles verschaffen konnte, was dazu erforderlich war, nur ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Hiezu kam noch der Umstand, daß seine in Gefangenschaft gerathene Offiziere und Soldaten, von den Engländern eben nicht besser behandelt wurden. Kurz, Hyder Ali war auf jeden Fall ein großer außerordentlicher Mann, und wenn er in Europa nicht eben so berühmt wurde, wie andere große Fürsten, so lag der Grund bloß darin, daß das Land, in welchem er seine Rolle spielte, allzuweit von uns entfernt war. Uebrigens sehe ich nicht ein, wie man ihn, nach Art einiger englischen Schriftsteller, den Friedrich des Orients nennen, oder ihn mit Cromwell vergleichen kann ohne eine offenbare Ungereimtheit zu begehen und sich lächerlich zu machen. Noch abgeschmackter ist es, wenn einer der eben angeführten Schriftsteller dessen Sohn, Tippu Sultan, dem Hannibal an die Seite stellt.

Tippu bestieg denselben Thron, zu welchem ihm sein Vater den Weg gebahnt hatte, und schon dies war eine jener Ursachen, weshalb er sich nicht auf demselben behaupten konnte. Da er jedoch von königlichem Geblüte entsprossen war, so glaubte man anfangs, sich etwas

von ihm versprechen zu können; nur allzubald wurde man aber gewahr, daß ihn seine Lehrer zu sehr nach muhammedanischen Grundsätzen gebildet, und einen Fanatiker aus ihm gemacht hatten, der weit mehr Vergnügen darin fand, den Koran und die darüber gefertigten Kommentare zu studiren, als die Regierungskunst. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als ihn die unaufhörlichen Schmeicheleien und Lobeserhebungen verdorbener Hofschranzen den Kopf verwirrten, so daß er bei jeder Gelegenheit ganz anders zu Werke gieng, als sein verstorbener Vater, den er überdies an Fähigkeiten und Einsichten weit zu übertreffen glaubte, und gegen welchen er jedesmal eine Art von Haß und Verachtung an den Tag legte. Unter andern handelte er auch darin ganz gegen dessen Grundsätze, daß er ein großer Liebhaber von Pracht und Aufwand, zugleich aber ein schändlicher Geizhals war. Er ließ daher seinen Truppen von Monat zu Monat ihren Sold vorenthalten, und ihnen unter der Hand aus seiner SchatzkammerGeld zu ungeheuern Zinsen vorschießen. Er war zwar ein tapferer muthvoller Kriegsmann; es fehlte ihm aber an Genie, und an der einem Feldherrn so unentbehrlichen Gabe, große Plane zu entwerfen, und sie eben so schnell als standhaft auszuführen. Zu seinen Charakterzügen gehörte ein gewisser Trotz, eine Art Starrsinn, aus welchem sein Stolz, seine Unentschlossenheit, und sein gänzlicher Mangel an Beurtheilungskraft nur allzudeutlich hervorblickte. Er war zurückhaltend, arglistig, und betrieb alles durch Umschweife; aber aus Mangel an Geduld und Kaltblütig-

keit, konnte er seine ränkevollen Entwürfe weder genugsam verheimlichen, noch zweckmäßige Mittel ergreifen, sie auszuführen. Es war ihm zwar daran gelegen, in seinen Staaten neue Fabriken und Manufakturen zu etabliren, und er ließ wirklich zu diesem Behuf mehrere geschickte Manufacturisten aus Frankreich kommen; sein Geiz aber legte dem Emporbringen derselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er legte zwar seinen Unterthanen keine drückenden Abgaben auf, behandelte sie aber in mancher andern Hinsicht sehr grausam und unbarmherzig. Gegen die englischen Offiziere und Soldaten, die er zu Kriegsgefangenen gemacht hatte, trieb er die Tyrannei so weit, daß er einige mit Gewalt beschneiden, andere im Gefängnisse mit Gift vergeben ließ; auch mißhandelte er sogar die französischen Offiziere und Soldaten, die er selbst in Dienste genommen hatte. Er war thöricht genug, sich auf das Geschwätz und die nichtigen Vorspiegelungen einiger französischen Abentheurer zu verlassen, die, ob sie gleich unwissende und ganz gemeine Menschen waren, sich an seinem Hofe eingeschlichen hatten, und hier eine wichtige Rolle spielten. Dies hatte die Folge, daß er unvermuthet von seinen Feinden überfallen und geschlagen wurde, welches ihnen um so weniger Mühe verursachte, da er bei seinen Truppen ohnehin nicht beliebt war. Nun begieng er noch überdies den Fehler, daß er in Seringapatam sich einsperrte, da er doch weit besser gethan hätte, seine Stellung koste es auch was es wolle, in freiem Felde zu behaupten. Kurz, er verdiente in mehr als einer Rücksicht kein besseres Schicksal als das, welches ihm am Ende zu

Theil wurde, und wovon Sie unfehlbar in Europa ausführliche Nachricht erhalten haben werden.

Nächst der englischen Kompagnie, befinden sich die Maratten unter allen indischen Mächten im furchtbarsten Zustande. Sie halten das Mittel zwischen den vornehmern und geringern Kasten, leben größtentheils vom Ackerbau, oder von der Viehzucht, und sind daher, was die Auswahl der Speisen, und deren Zubereitung, die Abwaschungen, Gebete, und andere dergleichen Dinge betrifft, bei weitem an keine so lästigen Gebräuche und Ceremonien gebunden, wie die andern Kasten, weswegen sie denn auch viel besser als diese zum Kriegsdienste zu gebrauchen sind.

Die Maratten verdienen hauptsächlich wegen des artigen und gefälligen Betragens gerühmt zu werden, welches sie gegen die Fremden beobachten, wegen ihrer Leutseligkeit, und wegen ihrer ungekünstelten einfachen Sitten. Zwischen einem Fürsten und einem Privatmanne, nimmt man bei ihnen in dieser Hinsicht keinen Unterschied wahr. An einem marattischen Hoflager sieht man Anstand mit Würde vereinbaret, ohne die mindeste Beimischung von jener, die Augen verblendenden Pracht, jenem hoffärtigen und doch zugleich knechtischem Wesen, jener Mischung von Stolz und Niederträchtigkeit, die man an den Höfen der mogolischen und anderer muhammedanischer Fürsten nur allzuoft wahrnimmt. Jeder, selbst der gemeinste Mann, wird bei seinem Souverain zur Audienz gelassen.

Ein englischer Offizier, der unter den Maratten diente, und dem ich die Nachrichten, welche ich Ihnen in Betreff derselben mittheilen werde, größtentheils zu danken habe, drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „Ich habe gesehen, daß die Töchter eines ihrer Fürsten, „der allein ein weit zahlreicheres Kriegsheer ins Feld „stellen konnte, als alle verbündeten Republiken des „alten Griechenlandes zusammengenommen, ihr Brod „mit eigenen Händen buken, und sonst noch allerlei „häusliche Arbeiten verrichteten. Ich habe ferner gese„hen, daß einer ihrer mächtigsten Oberhäupter am „Abend nach einer Schlacht ein Wachfeuer zurecht ma„chen half, sich nachher auf eine an der Erde ausgebrei„tete Pferdedecke setzte, seinen Sekretären verschiedene „Briefe diktirte, und sonst noch andere Staatsangele„genheiten besorgte, deren Erledigung ihm der hohe „Rang, welchen er bekleidete, zur Pflicht machte."

Das Land der Maratten ist sehr bergig, und voll enger Pässe, welche sie noch überdies durch Anlegung einer Menge kleiner Forts befestigt haben, wohin sie sich, falls sie eine Niederlage erleiden, zurückziehen, und die ihnen demnächst als Depots für ihre Magazine und Feldkassen dienen. Wenn daher die Maratten auch wirklich geschlagen und besiegt werden, so läßt sich hieraus noch nicht schließen, daß sie eine totale Niederlage erlitten haben, und völlig aus einander gesprengt sind.

Man hat ihre Regierungsform, welche schwer zu definiren seyn dürfte, nicht ganz ohne Grund mit jener

der teutschen Reichskreise verglichen. Die Marattenfürsten sind eben so wie die teutschen Reichsstände von einander ganz unabhängig, erkennen aber den Peschwa für ihr gemeinschaftliches Oberhaupt. Dieser Peschwa ist der vorgebliche Minister des Königs von Sattara, der aber bloß den Titel als Souverän führt; denn, obgleich die andern Häuptlinge ihre Ehrfurcht gegen ihn durch gewisse Kennzeichen der Subordination an den Tag legen, so ist er doch eigentlich weiter nichts als ein Staatsgefangener, der aufs strengste bewacht wird, und dem man eine mäßige Pension ausgeworfen hat. Die Investitur des Peschwa, oder Staatsministers, besteht darin, daß er demselben das sogenannte Chilat überreicht, d. i. eine gewisse Quantität Shawls und anderer kostbaren Tücher, Armbänder, Halsketten und mehrerer solcher Zierrathen. Dieses nämliche Geschenk bekommen, nach herkömmlicher Sitte, auch andere Offizianten, die zu dieser oder jener Stelle befördert werden

Die Herrschaft der Maratten ist, im Grunde betrachtet, ein immerwährender Kriegszustand; denn ihre Häuptlinge befinden sich fast ununterbrochen in der Nothwenligkeit, bald nach dieser bald nach jener Provinz zu marschiren, die noch nicht ganz unterjocht ist, und folglich sich weigert, den jährlichen Tribut zu erlegen; oder sie verheeren die Provinzen, welche zunächst an die ihrigen gränzen, wie z. B. die des Rajah von Dshiapur, zum Theil auch die von Agemire und Marvar, den nördlichen Theil von Guzurate, und

andere. Fast alle bewilligen sodann den Maratten gewisse alljährlich abzutragende Subsidiengelder, um nur von ihren verheerenden Streifereien verschont zu bleiben. Wenn die Maratten ins Feld rücken, so kommandirt jeder ihrer Häuptlinge seinen eigenen Trupp, die ganze Armee steht aber unter dem Oberbefehle des Peschwa, welcher dieselbe in eigener Person anführt.

Die Hauptstärke der Marattenheere besteht in ihrer Kavalerie, und diese Heere, welche ohnehin schon wegen ihrer Anzahl furchtbar genug sind, würden vielleicht wegen der Tapferkeit ihrer Streiter noch weit mehr zu fürchten seyn, wenn mehr Ordnung und Mannszucht unter ihnen eingeführt wäre. Man kann diese Kavalerie füglich in vier verschiedene Klassen abtheilen. Die erste und beste gehört dem Fürsten selbst, und macht so zu sagen die reguläre Kavalerie aus. Die zweite ist die, welche die sogenannten Sillebar stellen. Diese schließen nämlich mit der Regierung einen Kontrakt, vermöge dessen sie sich anheischig machen, unter gewisser Bedingung so und so viele Pferde herbeizuschaffen, und diese Bedingungen beschränken sich gewöhnlich bloß darauf, daß ihnen die Regierung für Mann und Pferd monatlich fünf und dreißig Rupieen zahlt. Die dritte und zahlreichste Klasse machen die Freiwilligen aus, die sich ihre eigenen Pferde, ihre eigenen Waffen und Feldgeräthschaften anschaffen, und zu der Armee stoßen. Ihr monatlicher Sold beträgt funfzig bis sechzig Rupieen, je nachdem ihr Pferd mehr oder weniger werth ist. Wenn dieses umkömmt, so hören sie auf Soldaten zu seyn,

und bekommen nicht eher wieder Sold, bis sie sich ein anderes angeschaft haben. Von Rechts wegen sollte ihnen zwar der Fürst den Werth des Pferdes vergüten, dieser nimmt es aber mit der Beobachtung seiner Obliegenheit eben nicht so genau. Eine ähnliche alberne Gewohnheit, die zu weiter nichts dienet, als den Soldaten abzuhalten, daß er sich nicht in Gefahr wage, ist bei den Maratten von den muhammedanischen Fürsten eingeführt worden. Die vierte Art von Kavalerie, ist die der sogenannten Pindarin, welche bloß Räuber sind, und zusammen ein Korps ausmachen, das alle erdenkliche Excesse verübt. Sie bekommen keinen Sold, und nähren sich bloß von der Beute, welche sie machen, wovon sie aber den vierten Theil an die Schatzkammer des Fürsten abgeben müssen.

Auch hier werden alle Arten von Truppen sehr unregelmäßig bezahlt, wie solches bei den meisten indischen Fürsten der Fall ist; hingegen haben sie aber auch nicht nöthig eine strenge Mannszucht zu beobachten, oder sich von ihren Obern auf dem Exercierplatze herumhudeln zu lassen. Entweder wird ihnen täglich so viel verabreicht, als zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalte erforderlich ist, oder man überläßt ihnen gewisse unangebaute Ländereien zu ihrer Benutzung. Es steht ihnen frei, ob und wie lange sie in Kriegsdiensten bleiben wollen, und von den meisten wird weiter nichts verlangt, als daß sie am Tage der Schlacht mit zugegen sind. Wenn ein Silledar des Dienstes überdrüßig ist, so marschirt er nebst allen seinen Reutern ab, und Nie-

manden fällt es ein, ihm das mindeste Hinderniß in den Weg zu legen, wenn gleich der Fürst schon dem Feinde gegenüber steht. Dies geht so weit, daß einige mächtige Silledars, deren Truppen bei verschiedenen Häuptlingen im Solde stehen, sie selbst dann nicht zurückberufen, wenn schon der Krieg zwischen ihnen ausgebrochen ist.

Die Infanterie ist minder zahlreich, wird zwar ordentlicher bezahlt, ist aber um Vieles schlechter als die Kavalerie, und es findet in Hinsicht derselben eine zwiefache Verfahrungsart statt. Im Dienste des Scindia gehören nämlich die Waffen, Kanonen, und sämmtlichen Feldgeräthschaften, der Regierung, und der Obergeneral befaßt sich mit weiter nichts, als mit dem Commando. Fast alle andern Fürsten machen es wie die Partheigänger, die nicht nur ein Korps Truppen ins Feld stellen, sondern zugleich auch Alles anschaffen, was dasselbe nöthig hat. Bei der Infanterie sind nicht wenige Europäer als Offiziere angestellt. Einige von ihnen befehligen ganze Brigaden und andere ansehnliche Korps, bekommen monatlich drei, vier, bis sechs Tausend Rupieen Gehalt, und ziehen nebenher auch noch andere Vortheile. Die Subaltern-Offiziere bekommen monatlich zwei hundert bis sechsthalb hundert Rupieen, und wenn ihnen gleich dieser Sold nicht regelmäßig ausgezahlt wir, so ist er ihnen doch allemal sicher und gewiß. Der verstorbene Mahagi Scindia errichtete ein Infanteriekorps auf europäischen Fuß, das sehr gut disciplinirt und mit einer trefflichen Artillerie

versehen war, auch ansehnlich bezahlt wurde. Scindia besaß ungemein viel Verstand, sein Stolz aber war nicht geringer als seine Talente. Er legte in Agra eine Stückgießerei an, ließ alle Arten von Waffen, deren er benöthigt war, in seinem Lande verfertigen, und ermunterte mehrere verdienstvolle europäische Offiziere, in seine Dienste zu treten. Zu diesen gehörte unter andern Herr De Boigne, ein Savoyard, den er zum General der Infanterie ernannte; ein eben so braver und einsichtsvoller Offizier als erfahrner Staatsmann. Durch die unermüdeten Bemühungen dieses Mannes, wurden Scindia's Besitzungen wenigstens um die Hälfte vergrößert, und bei seiner Rückkehr nach Europa nahm er ein ungeheures Vermögen mit, das sich auf viermal hundert Tausend Pfund Sterling belaufen haben soll. Das Armeekorps, welches dieser De Boigne ins Feld stellte, und in eigener Person kommandirte, bestand, die eben so zahlreiche als treffliche bediente Artillerie nicht mit gerechnet, aus zwanzig Tausend Mann Infanterie und ungefähr dreißig Tausend Mann Kavalerie, und sowohl jene wie diese waren ungemein gut disciplinirt. Hiezu kamen noch zehn Tausend Mann Nigib oder Nizib (irreguläre Truppen) die, nach landüblichem Gebrauche, mit Lunten-schloßflinten, die aber De Boigne mit Bajonetten versehen ließ, dabei auch mit Schild und Schwert bewaffnet waren. Diese aus Allegore und Rochillas bestehenden Truppen wissen mit solchen Waffen überaus gut umzugehen, und sind sehr tapfre herzhafte Leute.

Um seine Leute gehörig unterhalten und mit allem Nöthigen versorgen zu können, überließ Scindia dem De Boigne eine Pergunna, d. i. er übergab ihm eine Provinz, deren Ertrag er nach seinem Gutdünken festsetzen und erheben konnte. De Boigne brachte diese Provinz durch mancherlei Verbesserungen dergestalt in Aufnahme, daß er von ihr jährlich dreißig Lack bezog, da sie vorher nicht mehr als zwanzig eingetragen hatte.

Die andern Marattenstaaten, machen es nun auch so, wie Scindia, und ziehen regelmäßige Infanteriebataillons der Kavalerie vor, weil jene mit wenigern Kosten zu unterhalten sind, als diese; nur fällt es ihnen schwer, sie mit tüchtigen Feuergewehren zu versehen, weil es in ihrem Lande an Leuten fehlt, die im Stande sind eine hinlängliche Anzahl derselben, so wie sie der Soldat im Dienste nöthig hat, zu fertigen und abzuliefern. Die englische Kompagnie hat die geschärftesten Befehle ergehen lassen, daß ihnen dergleichen nicht zugeführt werden sollen; auch läßt sie alle alten und unbrauchbar gewordenen Flintenröhre zerschneiden und nach England zurückschicken.

Hier haben Sie eine Berechnung der Einkünfte und Truppenzahl der verschiedenen Marattenfürsten, so wie mir dieselbe ein englischer Offizier, der unter den Truppen des Peschwa diente, mitgetheilt hat. Ich erinnere nur noch, daß ein Lack so viel wie hundert tausend bedeutet, und daß ein Cror aus hundert Lack

besteht. Die Rupie gilt ungefähr so viel wie fünf Paoli.

Staaten.	Cror Rupieen.	Lack Rupieen.	Kavalerie.	Infanterie.	Totalsumme der Kavalerie und Infanterie.
Peschwa .	4	—	40,000	20,000	60,000
Scindia . .	6	—	60,000	30,000	90,000
Bounsla .	3	50	50,000	10,000	60,000
Holkar . .	1	50	30,000	4,000	34,000
Gujatquar .	1	—	30,000	—	30,000
	15	—	210,000	64,000	274,000

Diese Truppen sind zwar nicht immer vollzählich, die oben genannten Häuptlinge können aber nicht nur die angegebenen sondern nöthigenfalls eine noch größere Anzahl ins Feld stellen. Ein italiänischer Missionar, welcher sich geraume Zeit im Lande der Maratten aufgehalten hatte, versicherte mich, die Kriegsmacht des Bounsla bestehe aus achtzig tausend Mann Kavalerie und zwanzig tausend Mann Infanterie, und Holkar unterhalte wenigstens zehn tausend Mann Infanterie. Der berühmte Nana Fornavise hatte zwei bis drei Tausend Araber in seinen Diensten, die aber nach dessen Absterben aus dem Lande gejagt wurden. Rastia, Fansia und einige andere Häuptlinge, sind weiter nichts als

Giaghiredars *), und die Macht, welche sie zur Zeit einer allgemeinen Consöderation aufbringen können, ist eben nicht gar beträchtlich.

Die Infanterie des Peschwa ist unter allen die schlechteste, und er selbst, ob er gleich unter den Marattenfürsten den obersten Rang hat, darf gar nicht daran denken, sich mit ihnen vergleichen zu wollen. Er residirt zu Puna, der Hauptstadt seines Reichs und dem Mittelpunkte der Regierungsgeschäfte. Er gehört zu der Kaste der Braminen. Seine Besitzungen liegen südwärts von Puna, zwischen jenen des Purseram Bon und Rastia; auch gehören ihm verschiedene Distrikte in Malva, Candish und Guzurate; denn die Territorien der Marattenfürsten sind auf eine sonderbare Art untermischt und gleichsam in einander geschoben.

Der jetztregierende Doulat Rau Scindia läßt sich, nach dem Berichte des obenerwähnten englischen Offiziers, von einem Haufen unwissender Schmeichler beherrschen, die ehedem als Laquaien bei ihm in Dien-

*) Das Wort Giaghiredar bedeutet so viel als Besitzer eines Giaghir; ein Giaghir aber ist ein Stück Land, ein Distrikt, eine Provinz, womit der Souverain einem seiner Unterthanen ein Geschenk macht. Anfänglich konnten dergleichen Schenkungen zurückgenommen werden, heutiges Tages sind sie aber unwiderruflich und erblich.

sten standen, aber seine Jugend und Unerfahrenheit benutzten, sich immer höher emporzuschwingen, bis sie endlich seine Räthe und Minister wurden. Er besitzt ein armes wenig angebautes Land, das oftmals von seinen eigenen Truppen verheert wird, weil er sie schlecht bezahlt. Die Hauptstadt darin ist Ugen. Er besitzt einen Theil von Malva, und sein Gebiet erstreckt sich bis nach Agra, Delhi und Sahud. Er gehöret eigentlich zur Kaste der Sudra, rechnet sich aber, wie die Najer in Malabar, zur zweiten Kaste.

Bounselà oder Bunblà stammt vom Sevagi, dem Stifter des Reichs ab, besitzt weitschichtige Ländereien und einen unermeßlichen Schatz an baarem Gelde. Seine Infanterie ist nicht viel werth, seine Kavalerie aber vortrefflich. Seine Hauptstadt ist Nagpur, in Berar. Seine Besitzungen gränzen an jene des Scindia, und erstrecken sich sehr weit, nämlich bis an die Seeküste der Provinz Orissa.

Govinda Rou Guiacquar besitzt einen großen Theil von Guzurate.

Holkar besitzt ein großes Stück von Dekan, im eigentlich sogenannten Hindostan, bis tief nach Candish hinein, und ist zugleich Suba von Malva. Seine Hauptstadt heißt Indore. Er ist gegenwärtig mit dem Scindia in Krieg verwickelt, und man will versichern, er weigere sich sogar den Peschwa für seinen Obern zu erkennen. Wenn diese Zwistigkeiten fortdau-

ern, so werden die Engländer gewiß nicht unterlassen, sich dieselben zu Nutze zu machen, und es läßt sich voraus sehen, daß ihnen ihr Vorhaben gelingen wird; denn, im Grunde betrachtet, sind die Marattenstaaten, nach der sehr richtigen Bemerkung des mehrerwähnten Offiziers, doch weiter nichts, als ein Verein, dem es an Eintracht fehlt, der sich nicht auf gegenseitiges Zutrauen sondern vielmehr auf Neid und Mißgunst gründet, dem jene großen und weisen Entwürfe, die das allgemeine Beste bezwecken, ganz fremd sind, der bloß auf die Erreichung gewisser Privatabsichten gerichtet ist, nach welchem dessen Mitglieder nicht im mindesten von einander abhängig sind, und dem es durchgehends an Gemeingeist und Patriotismus fehlt. Indeß werden die Marattenfürsten immer eine furchtbare Macht bilden, so lange sie sich in der Nothwendigkeit befinden, ihrer wechselseitigen Sicherheit wegen gemeinschaftliche Sache zu machen. Wenn ihre Kavalerie, wie ein reißender Strom ganze Provinzen überschwemmt, so vernichtet und verheert sie alles was ihr im Wege steht. Wenn diese Fürsten in irgend einem Theile ihrer unermeßlich großen Besitzungen angegriffen werden, und sie es bedenklich finden, eine entscheidende Schlacht zu wagen, so brennen sie ihre eigenen Städte und Dörfer ab, verwandeln die ganze Gegend, welche zwischen ihnen und ihren Feinden liegt, in eine menschenleere Wüste, und ziehen sich zurück. Da sie unaufhörlich in allen möglichen Richtungen umherstreifen, so kann es ihnen beinahe nicht fehlschlagen, dem Feinde von Zeit zu Zeit die Zufuhr abzuschneiden, und ihn durch öftere Neckereien

zu ermüden, bis sie endlich ihren Vortheil ersehen, ihn anzugreifen. Wiewohl sie in ihren Feldlagern wenig auf Ordnung halten, so ist es dennoch beinahe nicht möglich, sie unvermuthet zu überfallen; denn sie haben die Gewohnheit, starke Kavaleriekorps zu detaschiren, die sich weit vorwärts wagen und ihre Vedetten sind außerordentlich wachsam. Hiezu kömmt noch der Umstand, daß eine aus Engländern bestehende Armee, sich unmöglich mit dem spärlichen Lebensunterhalte begnügen kann, der für ein Marattenheer mehr als hinreichend ist. Im Fall der Noth kann ein Maratten-Kavalerist in der größten Geschwindigkeit viele Meilen Weges zurücklegen, und ganz unglaubliche Strapazen erdulden, ohne etwas anderes zu sich zu nehmen, als Obst und rohe Körner, die er sich dadurch verschafft, daß er im Vorbeireuten Aehren abrupft und sie zwischen den Händen zerreibt. Sein Pferd bekömmt ebenfalls nichts weiter zu fressen, als dergleichen Aehren, die es unterwegs hie und da wegschnappt. Die Maratten leben zwar unter sich selbst in immerwährendem Zwiste, der nur zu oft in offenbare Feindseligkeiten ausbricht: doch bin ich sehr überzeugt, daß sie eben darum, weil ihre Besitzungen durch einander liegen, gegen jeden auswärtigen Feind gemeinschaftliche Sache machen mussen, da derselbe keinen von ihnen angreifen kann, ohne zugleich dessen Nachbar in Gefahr zu setzen, oder ihn wenigstens mißtrauisch zu machen. Uebrigens bin ich keineswegs der Meinung eines gewissen Schriftstellers, daß bei diesem Einschieben der Besitzungen in fremdes Gebiet, eine politische Absicht zum Grunde liege, son-

dern ich glaube vielmehr, daß solches bloß vom Zufall herrührt, zumal da man diese nämliche Einrichtung auch anderwärts wahrnimmt. So liegen zum Beispiel, auf der Malabarküste, die Besitzungen des Rajah von Travankor hie und da in jenen des Rajah von Cochin.

Die Maratten, welche denjenigen Theil der Seeküste bewohnen, der sich von Cochin bis an die Gränzen von Canara erstreckt, treiben von Alters her das Seeräuberhandwerk. Ihre Schiffe sind zwar von keinem starken Bau, aber dennoch haben sich die Pattemaren, so wie die Dau der Araber, und andere dergleichen Fahrzeuge, sehr vor ihnen in Acht zu nehmen. Der Marattenfürst, unter dessen Flagge diese Korsaren in See gehen, bekömmt einen Theil ihrer Beute, und stellt sich, als ob er kein Wort davon wisse, daß sie zwischen Freund und Feind nicht den mindesten Unterschied machen. Dies bringt die Maratten in übeln Ruf, und der treffliche Charakter dieses Volks wird dadurch in ein nachtheiliges Licht gesetzt.

Nördlich vom Lande der Maratten, wohnen die Rajputen, ein robustes, hübsches, gut gebautes Volk, das überaus viel Muth besitzt, sich aber nicht leicht an Mannszucht gewöhnen läßt und zu Meutereien geneigt ist. Sie treten gern in auswärtige Kriegsdienste, bei den Maratten, bei den Engländern, überhaupt bei jedem, von dem sie dafür bezahlt werden. Ihr dermaliger Souverain ist der Rajah Dshiapür, der von

einer uralten indischen Dynastie abstammt. Da seine Unterthanen sammt und sonders den Krieg lieben, und er noch überdies sehr große Reichthümer besitzt, so müßte es ihm leicht seyn, den Streifereien der Maratten Einhalt zu thun, anstatt denselben Tribut zu zahlen; allein man schildert ihn als einen weichlichen, weibischen und verächtlichen Regenten.

Gegen Osten vom Marattenlande liegen die Besizzungen des Nizam. Dieser Fürst hat zwar einen unerträglichen Stolz, es fehlt ihm aber an Mitteln, denselben befriedigen zu können. Seine Unterthanen seufzen unter dem Drucke der grausamsten Erpressungen und Räubereien; und seine zügellosen Truppen, die, an und für sich betrachtet, feige Memmen sind, kennen kein anderes Bestreben, als auf eine unvernünftige und geschmacklose Art Staat zu machen. Sein Hof ist der Sammelplatz aller in ganz Indien befindlichen Schmeichler, die sich einander in den allerniederträchtigsten Kunstgriffen zu übertreffen suchen. Unter diesen muhammedanischen Höflingen bemerkt man die verächtlichsten Manieren, die ekelhaftesten Speichelleckereien, die verworfenste Denkart; und aus ihrem Munde gehen die schwülstigsten Complimente, die kriechendsten Lobeserhebungen, die je die Würde der menschlichen Natur entehrten.

Der Nizam hatte ehedem eine Anzahl französischer Offiziere in seinen Diensten, die ein ganz ansehnliches Truppenkorps kommandirten, das vierzehn bis funfzehn

Tausend Mann stark und mit hundert Feldstücken versehen war. Ihre dreifarbige republikanische Fahne, wehte hier neben jener des Indischen Despoten. Allein die Engländer, die immer auf ihrer Hut sind, suchten dem Nizam unter mancherlei Vorwand einleuchtend zu machen, daß er am besten thun würde, wenn er diese ihnen so gefährlichen Republikaner bald wieder entfernte. Als nun die Truppen, weil man ihnen ihren Sold nicht ausgezahlt hatte, einen Aufruhr erregten, machten sich die Engländer diese Gelegenheit zu Nutze, jene Französischen Offiziere beim Kopfe nehmen zu lassen, worauf selbige eingeschifft und nach Europa zurückgeschickt wurden. Von dieser Zeit an, wird der Nizam von einem zahlreichen Korps Englischer Truppen beschützt, die in seinen Staaten einquartieret sind, und größtentheils auf seine Kosten verpflegt werden. Unlängst hat er der Englischen Kompagnie mit gewissen Ländereien ein ansehnliches Geschenk gemacht.

Auf gleiche Weise verabschiedete der König von Travankor, ebenfalls auf Anstiften der gedachten Kompagnie, die Französischen Offiziere, welche bei ihm in Diensten standen, und unter andern auch den Obristen Migot de la Combe, einen Mann von ausgezeichneten Verdiensten, der im vorletzten Kriege gegen den Tippu zum Behuf der mehrerwähnten Kompagnie, als deren Hülfsgenosse, tapfer gefochten hatte.

Ein ähnliches Gesuch, die in seinen Diensten stehenden Europäischen Offiziere und Soldaten zu entlas-

sen, ist auch verschiedentlich von Seiten der Engländer an den Scindia ergangen. Dieser hat sich zwar immer geweigert demselben zu willfahren; da er aber nunmehro mit dem Holkar, zugleich auch mit dem Bai, oder den Beischläferinnen seines Vaters, die ihn durchaus nicht anerkennen wollen, und Truppen gegen ihn ins Feld gestellt haben, in einen fürchterlichen Krieg verwickelt ist, so sagt man, er werde dem wiederholten Antrage der Kompagnie endlich nachgeben, und zwar um so mehr, da dieselbe sich anheischig gemacht habe, jene Zwistigkeiten beizulegen. Im Fall einer abschlägigen Antwort, hat ihm die mehrerwähnte Kompagnie mit einer Kriegserklärung gedrohet, und da der Mensch auf Dinge, wobei er seine Convenienz findet, ein gegründetes Recht zu haben glaubt, so hat sie von den Maratten zugleich die Abtretung der Festung Darvar verlangt. *)

*) Dieser und die zunächst folgenden Briefe über Indien, sind im Jahr 1801 geschrieben.

Ein und zwanzigster Brief.

Niederlassungen der Europäer in Indien. — Macht der Englisch-Ostindischen Kompagnie.

Von jenem Glanze, welcher im sechzehnten Jahrhundert den Namen der Portugiesen umstrahlte, ist heutzutage kein Schimmer mehr sichtbar. Es ist eben so auffallend als traurig, wenn man sieht, wie tief die Nachkommen eines Albuquerque, eines Johann de Castro, und mehrerer andern Helden, von ihrer ehemaligen Höhe herabgesunken sind, und was für eine erbärmliche Rolle sie spielen. Von allen jenen Städten und Festungen, welche sich vom Persischen Meerbusen bis in die Nähe von Bengalen erstreckten, und deren Erbauung sie mit ungeheuern Anstrengungen und beispiellosem Muthe bewerkstelligt hatten, ist heuzutage keine einzige mehr übrig, als Goa, Diu und Damon, und auch diese haben eine totale Veränderung erlitten. Elender Stolz und Großthuerei, in Verbindung mit Armuth und Mangel jeder Art, machen den Charakter der jetzigen Einwohner von Goa aus. Der dasige Gouverneur hat erst unlängst, unter dem demüthigenden Vorwande, ihn zu schützen, eine Englische Besatzung hinein lassen müssen. Den darin befindlichen Europäisch-Portugiesischen Truppen, die über tausend Mann stark sind, fehlt es zwar nicht an persönlichem Muthe, desto mehr aber an Kriegsdis-

ciplin; und da hiernächst ihr Sold viel zu gering ist, als daß sie in Indien damit auskommen können, so nähren sie sich größtentheils vom Rauben und Stehlen. Ueberhaupt ist hier ein Zusammenfluß von allerlei lüderlichem Gesindel, von Leuten, die des Landes verwiesen sind, von Spitzbuben, Mördern und Verbrechern jeder Art. Außerdem liegen in dieser Stadt auch noch drei bis vier Tausend Sepoys; es fehlt ihnen aber an Allem, was sie vonnöthen haben, um ins Feld rücken, und, was noch weit schlimmer ist, eine langwierige Belagerung aushalten zu können. Die Anzahl der Pfaffen und Mönche, welche sich unter der Maske der Scheinheiligkeit in allen möglichen Lastern herumwälzen, ist weit beträchtlicher, als die der Soldaten. Der Gouverneur, oder Generalkapitain, hat einen Ellenlangen Titel, und als Anhängsel noch einen ganz besonderen, welchen er vom Großmogul erhielt, der, im Grunde betrachtet, eine eben so erbärmliche Rolle spielt, wie er. Was Albuquerque wohl sagen würde, wenn er sähe daß seine Nachkommen auf dergleichen Titel stolzieren? Wenn das so fort gehet, so läßt sich mit Gewißheit vorhersehen, daß die Engländer am Ende den Portugiesen auch noch die letzten Ueberbleibsel ihrer Besitzungen entreißen werden. Portugal würde hiebei wenig oder nichts zu verlieren haben; denn es muß doch einen Theil seiner anderweitigen Einkünfte auf deren Unterhaltung verwenden, und im Grunde betrachtet, sind sie nicht sowohl Denkmäler seines Ruhms, als vielmehr seiner tiefen Herabwürdigung.

Als ich nach Indien kam, befanden sich die Franzosen noch im Besitze von Pondicheri, oder Pudaceri auf der Küste Koromandel, von Mahe in Malabar und von Ciandernagore in Bengalen; Cochin, Colombo, Trankemale, und der übrige Theil des Littorals von Seilan, nebst den damit in Verbindung stehenden Territorien, gehörte den Holländern; und die zwar kleine, aber ganz vortreffliche und blühende Niederlassung Trankebar, befand sich damals noch in den Händen der Dänen. Dies Alles gehört jetzt den Engländern, welche sich mit der Hinterlassenschaft dieser verblichenen Handelsgesellschaften bereichert haben. Die in diesen Niederlassungen befindlichen Holländer und Franzosen, sind in den erbärmlichsten Umständen, welches die Mannsleute ihren Schlechtigkeiten und die Frauenspersonen ihrer lüderlichen Lebensart zuzuschreiben haben; weder sie, noch die Indier haben Gelegenheit, etwas durch den Handel zu verdienen: die Industrie nützt zu Nichts; die Engländer monopolisiren Alles, ziehen Alles an sich, und wer kein Engländer ist, muß bei den gegenwärtigen Zeitläufen unvermeidlich zu Grunde gehen. Bei so bewandten Umständen würde es von Seiten aller andern Nationen ein eben so fruchtloses als thörichtes Beginnen seyn, wenn sie nur auf die entfernteste Art daran dächten, in diesem Lande etwas mit dem Handel zu verdienen.

Der Großmogul existirt jetzt nur noch dem Namen nach, und die englische Kompagnie ist nunmehro — Scherz bei Seite gesetzt — der Großmogul. Wenn Sie

nun ein wenig an die unermeßlichen Reichthümer, an den Luxus und die beinahe unglaubliche Pracht zurückdenken, die einst alle Reisende an dem Hoflager dieses Kaisers, welchen man in den damaligen Zeiten für den reichsten Monarchen auf Gottes Erdboden hielt, wahrgenommen haben, so können Sie sich leicht vorstellen, was in Indien aus einer Gesellschaft englischer Kaufleute geworden seyn müsse, deren Diener an die Stelle der Omras, der Subas, der Nabobs, der Vizekönige und der Rajahs, getreten sind. Man kann als ausgemacht annehmen, daß sich das Mogolische Reich nie, wenigstens nicht permanent, so weit erstreckt hat, als sich jetzt die Herrschaft der englischen Kompagnie, wo nicht absolut, doch wenigstens vermittelst ihres Einflusses, erstreckt.

Der ungeheure Umfang der Provinzen, die den Nabobs anvertraut waren, der Neid und die unaufhörlichen Intriguen dieser Tyrannen, die allzugroße Entlegenheit der Ortschaften, und der weibische Charakter der zuletzt regierenden Kaiser, dies Alles zusammen genommen, gab die erste Veranlassung das Mogolische Reich zu zerstückeln. Die Engländer unterstützten die rebellischen Vizekönige, suchten sie je länger je mehr mit einander zu entzweien, und das Kreuzen ihres gegenseitigen Interesse möglichst zu vervielfältigen. Hierauf richteten sie ihre Angriffe gegen die einzelnen Theile dieses furchtbaren Kolossen, an welchem sie sich, so lange derselbe ein Ganzes ausmachte, gewiß nie vergriffen haben würden, und als sie sich einer Provinz nach

der andern bemächtigt hatten, gelang es ihnen endlich, ihm den Todesstreich zu versetzen.

Die englische Kompagnie ist heuzutage etwas ganz anderes, als was sie zur Zeit ihrer Entstehung war. Damals betrachtete man sie bloß als eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche sich in der Absicht vereinigt hatten, ihren Handel zu erweitern. Jetzt ist sie ein Souverain, der in Europa seinen Sitz hat, und von hieraus über ganze Länder und Reiche in Indien herrscht. Nicht der Handel ist es, welcher die Schätze von ganz Asien nach England sendet und sie daselbst auszspendet; dieser hat hiebei das wenigste zu thun; es sind vielmehr die unermeßlichen Einkünfte der Halbinsel Hindostan, welche sich sammt und sonders in die eben genannte Insel ergießen. Ehedem betrachtete man Indien als den Schlund, der die ganze Baarschaft aller anderen Länder, hauptsächlich die von Europa, verschlang, und nie wieder etwas zurückgab. Heutzutage giebt es diese Reichthümer an England zurück und es sind dieselben, welche man dazu anwendet, alle Europäische Kabinette zu bestechen, dem durch öftern Niederlagen muthlos gemachten Stolze wieder aufzuhelfen, den Krieg von neuem wieder anzufachen, ganz Europa mit Blut und Leichen zu bedecken, und die Rückkehr des Friedens zu verzögern.

Die Engländer gestehen selbst, daß sie ihren ganzen Geldzufluß aus Indien erhalten. „In diesen unsern Besitzungen, sagt einer ihrer Schriftsteller, finden

wir das sicherste, wohl gar das einzige Mittel, unsere Nationalschuld zu tilgen." Die großen ungemein schönen Provinzen von Bengalen, deren natürliche Fruchtbarkeit vielleicht die von Aegypten noch übertrifft, gehören dieser Handelsgesellschaft. So auch die Königreiche Ude, Bahar, Orissa *), die ganze Küste Koromandel, Seilan, Malabar, Canara, Mysore und Karnate. Kurz, sie hat fast Alles verschlungen, nur die Staaten der Maratten ausgenommen, und die Besitzungen einiger kleinen Souverains, die es aber kaum noch dem Namen nach sind. So ist z. B. der Nabob von Arcate, oder Arrucate, weiter nichts, als eine Puppe, mit welcher die Engländer ihr Spiel treiben. Von seiner ehemaligen Größe ist ihm nichts mehr übrig, als die Erinnerung dessen, was er einst war, und die traurige Erfahrung hat ihn gelehret, was dabei herauskömmt, wenn man mit diesen Kaufleuten eine Allianz schließt. Die englische Kompagnie veranstaltet von Zeit zu Zeit, unter dem Vor-

*) Die Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa, welche die Engländer in Besitz genommen haben, enthalten nach Fullartons Angabe, mit Inbegriff von Benares, einen Flächeninhalt von 102,000 Quadratmeilen. Ihr jährlicher Ertrag soll sich in glücklicheren Zeiten auf 5,000,000 Pfund Sterling belaufen haben, und die darin befindliche Volksmenge bestand aus 11,000,000 Seelen. Die Provinz Ude oder Oud, und die davon abhängigen Ländereien, machen einen Flächeninhalt von 53,286 Quadratmeilen aus; ihre Einkünfte betrugen 5,300,000 Pfund Sterling, und man zählte darin 20,000,000 Einwohner.

wande ihm eine Ehre zu erweisen, allerlei lächerliche Ceremonien, die ihn empören und aufbringen müßten, wenn er nicht völlig stupid wäre; auch läßt sie ihm jährlich eine gewisse Geldsumme auszahlen, die nicht viel besser als ein Almosen ist; und damit er nicht etwa den Kopf zu sehr anstrenge, oder sich durch Arbeit ermüde, ist sie so gefällig, sich mit der Administration und den Regierungsgeschäften seiner Staaten zu belasten, so daß ihm nicht eine Spanne Land mehr übrig ist, die seine landesväterliche Sorgfalt beschäftigen könnte. *)

Es wird Ihnen zur Genüge bekannt seyn, wie die Engländer mit dem Könige von Tanjore und mehreren anderen Rajahs zu Werke gegangen sind, welche sie anfänglich entweder veruneinigten, oder unter der trüglichen Benennung ihrer Freunde und Bundesgenossen einschläferten, nachher aber mit den Waffen in der Hand zu Paaren trieben, oder durch eben so läppische Possen, wie die obenerwähnte, zu beruhigen suchten. Indeß muß ich Ihnen doch in Betreff dieses Punktes noch etwas erzählen.

Nach Tippu's Tode, und der blutigen greuelvollen Eroberung von Seringapatam, zogen die Engländer den Erben des ehemaligen Rajah von Mysore, welcher damals nur noch ein Kind war, aus der Dunkelheit hervor, und setzten ihn auf den Thron seiner

*) Unlängst hat man ihn bekanntlich, sogar der letzten Ueberreste seiner ehemaligen Souveränetät beraubt.

Väter. Er wurde vom General Harris förmlich gekrönt, welcher ihm zugleich sein ganzes Offizierkorps vorstellte, und ihn unter dem Donner der Kanonen zum Könige ausrufen ließ. Einige Tage nach diesem Possenspiele, welches die Engländer, wie aus allen Umständen hervorgehet, bloß in der Absicht veranstaltet hatten, um die Gemüther der Hinduer zu besänftigen, und die Muhammedaner in Schrecken zu setzen, kam der kleine König, ihr Lockvogel, auf den Einfall, in Gemäßheit seiner neuerlangten Würde etwas anzubefehlen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sah, daß ihn die Engländer bloß zum Narren hatten, und daß er sogar in Ansehung seiner Tafelausgaben von ihnen abhängig war.

Der König von Travankor weiß mehr als zu gut, wie weit die Britten um sich greifen, wenn man sich einmal mit ihnen in Tractaten eingelassen hat, und welche kluge Nachgiebigkeit er anwenden muß, um wenigstens noch einen Schatten von Unabhängigkeit zu behaupten, der aber ebenfalls gänzlich verschwinden wird, so bald sie ihn mit guter Manier darum bringen können. Sein Land ist zu schön, zu fruchtbar, und hat eine viel zu vortheilhafte Lage, als daß es dem Schicksale entgehen könnte, das bereits so viele andere nicht minder schöne Länder betroffen hat. Er hat sich, vermöge eines mit der englischen Kompagnie geschlossenen Contracts, anheischig gemacht, derselben fast allen Pfeffer, der in seinen Ländern gebaut wird, zu einem ganz geringen Preise zu überlassen, und dafür Flinten,

Bajonette, und eine Art schlechten rothen Tuches anzunehmen, das zu Montirungen für seine Truppen verbraucht wird. Da nun dieser Contract schon seit vielen Jahren besteht, so hat sich in den Vorrathshäusern des Rajah eine ungeheure Menge Waffen angehäuft, die er, da sie nicht an andere Indische Fürsten verkauft werden dürfen, schlechterdings zu nichts zu gebrauchen weiß; es müßte denn seyn, daß er sie wieder an die Engländer ablieferte, um selbige, wie andere alte Gewehre nach Europa zu senden. Er muß der Kompagnie jährlich nicht weniger als 200,000 Rupieen Subsidiengelder, oder, vielmehr Tribut zahlen, und ihr noch überdies, sobald sie es verlangt, seine Truppen überlassen. Was ihn aber noch weit mehr schmerzen muß, ist dies, daß sie diese nämlichen Truppen gegen Fürsten und Rajahs gebraucht, die zu seiner eigenen Kaste gehören, und mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen steht, wie solches z. B. erst unlängst gegen den Rajah von Cotiote geschah. Kurz, wenn ihm diese allgewaltigen Kaufleute seine Länder noch nicht mit gewaffneter Hand entrissen und ihn auch in diesem Stücke wie andere seines Gleichen behandelt haben, so hat er es bloß dem Umstande zu danken, daß sie solches zeither noch nicht bewerkstelligen konnten, ohne alles Schaamgefühl gänzlich bei Seite zu setzen; denn, ungeachtet sie ihm schon seit mehrern Jahren das Mark aus den Knochen saugen, und nicht eher ruhen werden, bis sie ihn gänzlich ausgemergelt haben, so weiß er sich doch auf eine so kluge Art und mit so guter Manier in sein Schicksal zu fügen, daß es das An-

sehen hat, als wenn er mit ihnen im besten Vernehmen stünde.

Ossa vides regum vacuis exsucta medullis!

Dem Rajah von Korgo, oder Kurg, geht es eben nicht besser. — Der Rajah von Kalkutta, ein Nachkomme des berühmten Zamorin, hat jährlich nebst seiner ganzen Familie nicht mehr als funfzehn Tausend Rupieen zu verzehren, die ihm, so zu sagen, als ein Almosen gereicht werden. Er hält sich in einem fernen Winkel seines ehemaligen Reichs auf, wo er so still und eingezogen, wie ein Eremit lebt. Wenn er sich, wie es zuweilen der Fall ist, nach Kalkutta begiebt, um hier dem Regenten seinen Besuch abzustatten, welchem die Engländer die Regierung seiner Staaten übertragen haben, und die doch, im Grunde betrachtet, weiter nichts ist, als Knecht einer Handelsgesellschaft als das Oberhaupt mehrerer in ihren Diensten stehenden Federschützen, so würde sich derselbe nicht wenig von seiner Würde zu vergeben glauben, wenn er ihm erlaubte, sich in ihrem Beiseyn setzen zu dürfen. So ganz ist es diesen übermüthigen Menschen, diesen Krämern, aus dem Gedächtnisse, entkommen, wie kriechend und demüthig sich einst ihre Vorfahren gebärdeten, als sie sich um den Schutz und Beistand der indischen Fürsten bewarben.

Wer hätte wohl je gedacht, daß die Nachbarschaft der Engländer dem Rajah von Cochin, und dem von Candi auf der Insel Seilan, noch weit nachthei-

liger seyn, weit härter sie drücken würde, als jene der Holländer? Auch dem Nabob von Surate haben sie ganz neuerlich seiner Würde entsetzt, und in eine entlegene Gegend verwiesen, wo er eine kärgliche Pension bezieht. Dieser ehemals so blühende Handelsplatz, wo alle commercirende Nationen Europa's ihre Factoreien hatten, befindet sich heuzutage, nebst dem ganzen dazu gehörigen Gebiete in den Händen der Engländer.

Der alte Nabob von Ude, sitzt zu Kalkutta, wie Sie bereits wissen, im Gefängnisse. Der Nizam sogar, den vielleicht Mancher, der von der Lage der Sachen nicht genau unterrichtet ist, für einen unabhängigen Fürsten hält, muß jährlich an die gedachte Kompagnie starke Contributionen zahlen.

Ich will hier, der Kürze wegen, weiter nichts von den individuellen Verhältnissen mehrerer anderen Rajahs erwähnen. Sie werden schon genug haben, wenn ich Ihnen sage, daß sie sammt und sonders als Factoren der englischen Kompagnie zu betrachten sind, und daß sie sich ihrer auf eben die Art wie der andern in ihren Diensten stehenden Offizianten, zur Beitreibung der Steuern und Abgaben bedient. Da sie noch immer bei dem Volke in sehr großer Achtung stehen, so könnte die gedachte Kompagnie dergleichen Aufträge keinen bessern Händen anvertrauen. Sie läßt ihnen daher eine gewisse Pension auszahlen, und um derselben nicht verlustig zu werden, zugleich auch nach wie vor eine

Art von Autorität zu behaupten, lassen sie sich auf die schändlichste Weise dazu gebrauchen, die Bewohner derjenigen Districte, die ihrer Aufsicht anvertraut sind, auf die unbarmherzigste Weise zu peinigen, der Raubgier behülflich zu seyn, und die gewaltsamsten Bedrükkungen zu verüben. Als einstmals ein Europäer dem Rajah von Travankor wegen der Grausamkeit Vorwürfe machte, die er in Rücksicht einer gewissen Erpressung verübt hatte, so gab er in vollem Grimm zur Antwort: „Ihr selbst habt mich ja diese Grausamkeiten, diese gewaltthätige Verfahrungsart, gelehrt.“ Er hätte geradezu sagen sollen: „Ihr habt mich ja dazu gezwungen.“

Der einzige indische Fürst, welcher, troß dieser allgemeinen Unterjochung und Herabwürdigung aller andern, noch immer das Herz hat seine Rechte zu vertheidigen, und den die Engländer noch nie bezwingen konnten, ist der Rajah von Cotiote. Seine Besitzungen liegen zwischen den Gebirgen, Abgründen und Waldungen, ostwärts von Talicerri. Dieser arme und unbedeutende Souverain, war ehedem ein Freund der Engländer, und hat ihnen, sowohl zu jener Zeit, wo Talicerri vom Sardar Chan belagert, und von dem braven Major Abington vertheidigt wurde, als auch bei manchen andern Gelegenheiten, sehr wesentliche Dienste geleistet.

Vor etwa vier Jahren, fielen die Engländer, ich weiß nicht mehr unter was für einem nichtigen Vorwande,

in seine Länder ein, und wollten ihm eben so mitspielen, wie den andern Fürsten. Wiewohl er nun viel zu schwach war, sich mit einem so überlegenen Feinde zu messen (und eben diese Schwäche mochte wohl in dessen Augen sein größtes Verbrechen seyn), so stellte er doch seinen Usurpationen, einen eben so rechtmäßigen als muthigen Widerstand entgegen, richtete zwei Bataillons Sepoys, nebst einer Menge europäischer Offiziere und Soldaten zu Grunde, und nahm ihm seine Munition, seine Feldgeräthschaften und sein Gepäck weg. Da die ehrsame Kompagnie sah, daß bei dieser Fehde viel zu verlieren und wenig für sie zu gewinnen sey, so fand sie es rathsam, dieselbe für diesmal beizulegen; nach Tippu's Fall aber, suchten sich diese Krämer, wegen der tiefen Wunde, die er ihrem Stolze geschlagen hatte, zu rächen, und fiengen unter dem Vorwande, daß der Rajah dessen Vasall gewesen sey, und Tribut an ihn gezahlt habe, von neuem Krieg mit ihm an. Er machte es aber wie gewöhnlich, tödtete ihnen ungefähr drei hundert Sepoys, und erlitt hiebei wenig oder gar keinen Verlust.

Bei dem Allem wird er aber am Ende dennoch unterliegen müssen; denn, zu eben der Zeit, wo ich dies schreibe, steht ein Truppenkorps in seinem Lande, das wenigstens sechs bis sieben Tausend Mann stark ist, und theils aus Sepoys, theils aus europäischen Soldaten, besteht. Diesen kann er höchstens nur drei bis vier Tausend Najern entgegen stellen, die ihm zwar als seine Unterthanen treulich beistehen, aber von Wald zu

Wald, von Fels zu Fels, zurückgedrückt werden, mit Hunger und Elend kämpfen, und an allem möglichen Mangel leiden. Einige seiner Häuptlinge und Anhänger, die in feindliche Gefangenschaft gerathen sind, hat man gespießt; eine Strafe, welche die Najer unter allen, die ihnen zuerkannt werden können, für die schimpflichste halten. Dem Rajah selbst soll, wie mich einige Offiziere versichert haben, das nämliche Schicksal bevorstehen, wenn er dem Feinde in die Hände fällt. Es ist leicht zu erachten, wer in vorliegendem Fall *)

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Uebrigens läßt sich dieser Fürst weiter auf nichts ein, als daß er Vertheidigungsweise zu Werke gehet. Man giebt ihm zwar Schuld, daß er einige seiner Kriegsgefangenen sehr grausam behandelt habe; im Grunde betrachtet, hat er aber bloß Repressalien gebraucht. Folgendes Beispiel zeigt von seiner Mäßigung. Ein englischer Offizier war nebst einer Kompagnie Sepoys in einem engen Passe eingeschlossen, und man würde denselben zuverlässig nebst seiner sämmtlichen Mannschaft in Stücken gehauen haben, wenn er Miene gemacht hätte, sich vertheidigen zu wollen. Da er nun seinen unvermeidlichen Tod vor Augen sah, so ließ er sich, um

*) Sowohl hier, als in einigen der nächstfolgenden Briefe, finden sich hier und da Lücken im Manuscripte. Der Herausgeber hat dieselben durch anderweitige Nachrichten aus neuerer Reisebeschreibungen, von deren Authenticität er versichert war, so gut als möglich zu ergänzen gesucht.

demselben, wo möglich, zu entgehen, mit den Indiern in Unterhandlungen ein. Diese verlangten weiter nichts, als daß er sogleich aus ihrem Lande marschiren solle, in welchem Fall sie ihm nicht das mindeste zu leide thun würden. Man kann sich leicht vorstellen, daß er herzlich froh war, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Die Indier begleiteten ihn an ihre Gränze, wo sie ihn alsdann seinen Weg ungehindert fortsetzen ließen.

Der englische Offizier, welcher die Truppen kommandiret, die gegen diesen Najer im Felde stehen, hat dessen Unterthanen, in gewissen Proklamationen, die in einer sehr sonderbaren Schreibart abgefaßt sind, sehr liebreich aufgefordert, ihren Nacken unter das Joch zu beugen, und nennt sie unter andern die rebellischen und verblendeten Bewohner von Cotiote. Was dies wohl für eine Rebellion und Verblendung seyn mag? Verblendet sind sie gewiß nicht; Rebellen müssen sie aber wohl seyn, da man sie zu Paaren zu treiben sucht.

Zwei und zwanzigster Brief.

Nachrichten von der Englisch-Ostindischen Kompagnie. *)

Die gesammte Kriegsmacht, mit deren Beihülfe die englische Kompagnie ein so stark bevölkertes weitschichtiges Reich, wie Indien ist, in der Unterwürfigkeit erhält, wird aus ungefähr sechzehn tausend Mann europäischer und sechzig tausend Mann indischer Truppen bestehen. Der Argwohn läßt es sich zwar, besonders seit einiger Zeit, sehr angelegen seyn, Alles was auf das Interesse der Kompagnie in diesem Lande Bezug hat, unter dem Schleier des Geheimnisses und Stillschweigens zu verbergen, demungeachtet wird aber obige Angabe der Wahrheit sehr nahe kommen; denn die meisten Regimenter sind bei weitem nicht vollzählich, und unter den europäischen besonders giebt es welche, die gewiß nicht über vier bis fünf hundert Mann dienstfähige Leute aufweisen können. Der größte Theil der dasigen europäischen Truppen, gehöret dem Könige von Großbrittannien, welcher sie aber zum Dienst der Kompagnie hergiebt, oder unter dessen Namen man wenigstens von ihnen Gebrauch macht.

*) Es ist allerdings der Mühe werth, diese kurzen Nachrichten eines Unparteiischen mit denjenigen zu vergleichen, die wir von Engländern erhalten haben. Da aber der Raum uns diese Vergleichung hier nicht erlaubt, so müssen wir sie unseren Lesern überlassen. D. H.

Die Nationaltruppen, welche theils aus Muhammedanern, theils aus Hinduern bestehen, und Sepoys genannt werden, sind auf dieselbe Art discipliniret, müssen die nämlichen Kriegsartikel beschwören, führen eben solche Waffen und Feldgeräthschaften, und sind auch beinahe so montirt, wie jene. Sie unterscheiden sich bloß dadurch, daß sie weder Hut noch Helm, sondern statt dessen eine Art Turban, oder vielmehr eine große Mütze tragen, die zwar sehr gut ins Auge fällt, aber nicht gehörig festsitzt, und daß sie sehr enge und kurze Beinkleider anhaben, die kaum die Hälfte der Schenkel bedecken. Uebrigens gehen sie barfuß (die Offiziere ausgenommen, welche Stiefeln tragen) und nur auf weiten Märschen tragen sie Schuhe, ungefähr von eben der Art, wie bei uns einige Bettelmönche. Diese Truppen werden von englischen Offizieren kommandiret, deren bei jedem dieser Regimenter fast eben so viele angestellt sind, wie bei einem europäischen. Bei jeder Kompagnie befinden sich außer einem europäischen Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich, auch noch zwei Nationaloffiziere, nämlich ein Subadar und Dschemedar, von welchen der erstere die Stelle des Hauptmanns, und der zweite die des Lieutenants vertritt. Die Staabsoffiziere bei jedem Regimente bestehen aus einem Obristen, zwei Obristlieutenants, deren jeder ein Bataillon kommandiret, und aus zwei Majors. Auch hat man hier zwei Regimenter Nationalkavalerie errichtet, die Bedienung der Artillerie aber haben sich die Engländer ausschließlich vorbehalten, um zu verhindern, daß die Indier nicht damit umgehen lernen. Bloß zu den mechanischen Verrichtungen, die da-

bei vorkommen, bedienet man sich der Luscarn, einer Art Soldaten, von welchen zu diesem Behuf jedem Artilleriekorps eine gewisse Anzahl zugetheilt ist. Diese verschiedenen Nationaltruppen werden regelmäßig bezahlt, in guter Zucht und Ordnung gehalten, und sind reichlich mit Allem versehen, was dazu erforderlich ist, um gleich auf den ersten Wink, ohne den mindesten Verzug, aufbrechen zu können.

Zwischen den Offizieren der englischen Kompagnie und jenen, die in königlichen Diensten stehen, herrscht eine gewisse Animosität, wie solches zwischen den Beamten der Civil- und Militär-Departemente von jeher der Fall war. Die königlichen Offiziere betrachten sich als Leute, die einen höhern Rang bekleiden, als jene, haben jederzeit, wenn beide in Ansehung ihres Grades einander gleich sind, den Vorzug im Kommando, und wenn es ihnen gelingt, in Verbindung mit jenen einen glücklichen Coup auszuführen, so trägt der königliche Offizier gemeiniglich ganz allein die Ehre davon, mag er übrigens an dem Erfolge noch so wenig oder gar keinen Antheil gehabt haben. Ueber diese und andere dergleichen widerrechtliche Anmaßungen, hörte ich die Offiziere der Kompagnie oft bitterlich klagen, und wie es mir vorkam, mochten sie wohl Recht haben. Leider werden Sie aber nur allzugut wissen, wie selten man demjenigen, der es verdient, in Hinsicht militärischer Unternehmungen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Uebrigens sind die königlichen Offiziere meistens weit besser erzogen und unterrichtet, führen sich auch viel besser und ordentlicher auf,

als man es in den meisten Fällen von Kommandirenden gewohnt ist. Ehedem erhielten die Offiziere der Kompagnie ihre Anstellungsdecrete unmittelbar vom Directorium; seit einigen Jahren werden sie aber fast auf eben die Art angestellt, wie die königlichen, um dadurch der Unzufriedenheit und den Unruhen vorzubeugen, welche schon hie und da ausbrachen. Demzufolge erhalten sie vom Könige eine Lokalbestallung, daß heißt, sie bekommen einen gewissen Grad, von welchem sie aber bloß in Indien Gebrauch machen dürfen. Wenn sie nun fünf und zwanzig Jahre in diesem Lande gedient haben (und während dieser Zeit ist es ihnen erlaubt drei Jahre in Europa auf Urlaub zuzubringen), so steht es ihnen frei, sich mit Beibehaltung ihres vollen Gehalts in ihre Heimath zu begeben. Allein die Strapazen, welche sie in Indien ausstehen müssen, und ihre ausschweifende Lebensart, haben gewöhnlich die Folge, daß sehr wenige nach England zurückkommen, um daselbst ihre alten Tage in Ruhe zu verleben.

Die Kompagnie hat allen in ihren Diensten stehenden indischen Offizieren, welche Englisch lernen, eine Gehaltszulage anweisen lassen; so auch den englischen Offizieren, welche sich mit dem Studium der in Indien üblichen Sprachen, z. B. des Tamulischen, Malabarischen, Canarischen, sogar des Persischen, beschäftigen, welches besonders unter den Großen und Vornehmen, die sich zur muhammedanischen Religion bekennen, ziemlich stark im Gebrauche ist. Diejenigen Offiziere, welche es in diesen Sprachen so weit gebracht haben, daß man

sie als Uebersetzer und Dolmetscher gebrauchen kann, bekommen sehr ansehnliche Besoldungen, und müssen den Generalofffizieren, Commissarien u. s. w. sowohl in Civil- als Militärsachen, bei ihren Arbeiten als Secretäre hülfreiche Hand leisten, oder man bedienet sich ihrer, wie solches dermalen auf der Malabarküste geschiehet, die Steuern und Abgaben beitreiben zu helfen. Da aber diese Menschen in immerwährender Zerstreuung leben, und es ihnen an Fleiß fehlt, so ist die Anzahl derer, die es in diesen Sprachen zu einiger Vollkommenheit bringen, sehr unbedeutend; indeß verstehen und sprechen die meisten, gut oder übel, das Hindostanische, welches man gewöhnlich, obgleich sehr unrichtig, das Maurische nennet, und wodurch man sich, so wie vermittelst des corrumpirten Portugiesischen, an allen Enden und Orten in ganz Indien durchhelfen kann.

Da ein großer Theil dieser Offiziere, selten oder nie in den Fall kömmt, die Verhältnisse des häuslichen oder gesellschaftlichen Lebens berücksichtigen zu müssen, die in einem Lande, wo man sich nicht, wie bei uns in Europa, durch allerlei Vergnügungen zerstreuen kann, dem Ungestüm jugendlicher Leidenschaften wenigstens einigermaaßen Einhalt thun, und ihnen eine ganz andere Richtung geben würden, so wählen sie ein eben so trügliches als höchst schädliches Mittel gegen die Unthätigkeit und die mit derselben verschwisterte Lazewrile, welches darin besteht, daß sie in einem fort schwelgen, und sich in den niedrigsten Lastern herumwälzen. Ihre meiste Zeit bringen sie entweder be

der Weinflasche, oder mit lüderlichen Weibspersonen zu, und die Folge davon ist, daß sie in der Blüte ihres Lebens dahin sterben, wiewohl man solches dem Klima in Indien beimessen will, das aber hieran zuverlässig nicht schuld ist. Ich selbst habe mehrere junge Offiziere gekannt, welche zwar die schönsten Hoffnungen von sich blicken ließen, dabei aber so unbesonnen waren, daß sie sich fast immer nicht nur in Madera und andern Weinen, sondern auch noch in Branntwein und andern starken Getränken berauschten, und dadurch ihre Leibes- und Seelenkräfte in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde richteten. Geistige Getränke, wenn man sich unter einem so heißen Himmelsstriche wie der indische ist, zu oft darin übernimmt, äußern hier ihren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit weit früher als in einem kalten Klima, richten die Verdauungswerkzeuge zu Grunde, weil sie, allem Vermuthen nach, die Mündungen der Drüsen, welche den Verdauungssaft einsaugen, zusammenziehen und verstopfen, die Drüsen selbst aber verhärten und austrocknen, verursachen heftige Koliken, Diarrhöen und Durchfälle, und greifen sowohl das Nervensystem, als das Eingeweide fürchterlich an. Es thut mir leid, noch die Nachricht beifügen zu müssen, daß das Laster der Völlerei in Indien überhaupt, besonders aber unter den Engländern, außerordentlich stark eingerissen ist. Dies geht so weit, daß selbst die angesehensten Offiziere bei Tafel sich oftmals so toll und voll trinken, daß sie kaum aufstehen können. Es giebt hier sogar Franzosen und Italiäner, die gegen die Grundsätze der

Mäßigkeit sündigen, nach welchen sie in ihrem Vaterlande erzogen worden sind.

Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, bereits in einem meiner frühern Briefe eines und das andere von der unzüchtigen Lebensart erzählt, die hier zu Lande im Schwange gehet. Diese nimmt von Tage zu Tage um so mehr überhand, da die Kompagnie das Colonisiren verboten, und folglich ihren Dienern gleichsam anbefohlen hat, dieselbe immer weiter zu verbreiten. Indeß ist die Anzahl der englischen Frauenspersonen, die, weil sie entweder zu Hause nicht viel zu verlieren haben, oder in keinem guten Rufe stehen, sich zu einer so weiten Seereise entschließen, um jenseits des Meeres einen Mann aufzutreiben, eben nicht gar beträchtlich. Der Gedanke, mit einer zahlreichen Familie, nach Europa zurückreisen zu müssen, und der Aufwand, welcher nach Maaßgabe des zur Mode gewordenen Luxus, dazu erforderlich ist, eine Frau standesmäßig zu unterhalten (denn jede englische Küchenmagd will in Indien die Rolle einer großen Dame spielen) sind daran schuld, daß selbst diese wenigen keine Männer bekommen. Was das Militär betrifft, so ist solches, da es immer aus einer Provinz in die andere marschieren muß, noch weit schlimmer daran, als in Europa, so daß es gar nicht an das Heurathen denkt, sondern bloß, wie man zu sagen pflegt, in der wilden Ehe lebt. Bei so bewandten Umständen nimmt die Anzahl der Mestizen immer mehr und mehr zu; und diese entsprossen fast immer aus einem unerlaubten Bei-

schlafe. Wenn nun der Vater derselben reich ist, so schickt er sie in ihrer frühesten Kindheit nach England, um sie daselbst eine Zeitlang erziehen zu lassen, worauf sie alsdann, mit Empfehlungen versehen, wieder nach Indien zurückkehren, um hier in Diensten der Kompagnie angestellt zu werden; wie denn auch wirklich mehrere Civil- und Militärstellen mit ihnen besetzt sind. Wenn aber ihr Vater arm ist, so bleibt ihm freilich nichts übrig, als daß er sie ihrem Schicksal überläßt.

Wenn ein indisches Mädchen, das zu einer der höhern Kasten gehöret, von einem Europäer zu Fall gebracht wird, und sich außer Sand gesetzt sieht, den Verfolgungen seiner Kaste durch die Flucht zu entgehen, so sucht es, damit seine Schande nicht kund werde, die Frucht seines Leibes in aller Stille bei Seite zu schaffen. Ich selbst habe zwei solcher Kinder gesehen, die von ihren Müttern bloß aus Schaamhaftigkeit des Lebens beraubt worden waren. Das eine fand man in einem Walde, wo es gleich nach der Geburt hülflos liegen geblieben und umgekommen war, das andere am Ufer eines Flusses, in welchen es seine Mutter, allem Vermuthen nach, ersäuft hatte.

Keine Truppen in der Welt werden besser bezahlt, als die der englischen Kompagnie; da sie aber immer mehr ausgeben, als sie einzunehmen haben, so höret man sie unaufhörlich darüber klagen, daß sie mit ihrem Solde nicht auskommen können. Die reichen und vornehmen Indier lassen sich bekanntlich von ärmern, die

bloß von dieser Beschäftigung leben, in Palankins tragen. Der Gebrauch dieser Sänften, oder vielmehr Tragbetten, in welche man sich der Länge lang hinstreckt, ist unter denen, welche die dazu erforderlichen Kosten bestreiten können, fast allgemein eingeführt, und hat allerdings seinen Nutzen. Indeß muß ich offenherzig gestehen, daß es jederzeit mein Gefühl empörte, wenn ich sah, daß ein junger handfester Bengel, sanft auf Polstern von Purpur und Goldstoff ruhend, und von allen Seiten gegen Wind und Wetter gedeckt, sich auf den Schultern von seinen Nebenmenschen fortschleppen ließ, die auf dem von der Sonnenhitze durchglühten Sande barfuß einhergiengen, von Schweiße troffen, und unter ihrer Last keuchten. Auf Reisen in ferne Gegenden möchte sich diese Gewohnheit allenfalls noch entschuldigen lassen, da man in ganz Indien nirgends guten Weg antrifft und es überall an Kutschen und anderm Fuhrwerke fehlt. Wer kann sich aber wohl des Unwillens, oder vielmehr eines verächtlichen Lächelns enthalten, wenn er sieht, daß jeder, selbst der unbedeutendste, englische Subalternbeamte, sich schämt, auf seinen zwei Füßen zu gehen, und daß er nie, weder bei einem Besuche, oder einem Rendezvous nicht einmal auf der Parade, sich einfindet, ohne sich in seinem Palankin hintragen zu lassen? *)

*) Ein Englischer Schriftsteller hat sich irgendwo verlauten lassen, die Palankins wären den Europäern, welche sich in Indien aufhalten, schlechterdings unentbehrlich, und sie könnten den Tod davon tragen, wenn sie sich einfallen ließ-

Bei dieser Gelegenheit komme ich auf einen sonderbaren Einfall. Wenn es möglich zu machen wäre, daß einmal die Indier sich alle zu gleicher Zeit mit einander verabredeten, den von grundaus verzärtelten Europäern ihren Beistand zu versagen, und sich in eine entlegene Gegend zurückzuziehen, so würden sich diese, bei allem Ueberflusse, der in Indien herrscht, nur allzubald in der Nothwendigkeit befinden, dieses so gesegnete und schöne Land zu verlassen.

Auf den ersten Blick scheinet es zwar, als wenn der Luxus der in Indien befindlichen Engländer den Eingebornen mancherlei Vortheile gewähre, und ihnen unter andern wieder zu einem Theile des Geldes verhelfe, das ihnen von diesen entrissen wird. Im Grunde betrachtet lohnt es sich aber fast nicht der Mühe, hierüber nur ein Wort zu verlieren, und das wenige Gute, was allenfalls aus diesem Uebel entspringt, wird offenbar Großbrittannien zu Theil. Zu den Montirungsstükken der Offiziere, Soldaten und Sepoys, werden schlechterdings keine andere als englische Tücher genommen; und wenn Sie über kurz oder lang hieher kommen sollten, so würden Sie sich mit eigenen Augen überzeugen, daß alle Möbeln, Wagen, Karossen, wie überhaupt alle Produkte der Natur, der Kunst und des

sen, die dasigen Gegenden zu Fuß zu durchwandern. Der gute Mann mag aber wohl nicht bedacht haben, daß die Englischen Truppen auf ihren Märschen von dergleichen Tragsesseln keinen Gebrauch machen. können.

Luxus, welche sich, ohne Schaden zu nehmen, über das Meer transportiren lassen, aus England hieher geschafft werden, so daß es das Ansehen hat, als wenn beinahe ganz London nach Madras, Kalkutta und Bombai versetzt worden sey. Der Engländer verachtet alle andere Manufacturwaaren, so lange er dergleichen aus seinem eigenen Lande beziehen kann, und es ist nicht zu läugnen, daß er in Ansehung des Geschmacks sehr oft, öfter noch in Hinsicht auf Ersparniß, und in Bezug auf Politik einmal wie das andere, Recht hat. *) —

*) Hier vermißte der Herausgeber im Manuscripte mehrere Blätter. Allem Vermuthen nach enthielten sie allerlei Bemerkungen, über die Regierungsverfassung der Englischen Kompagnie in Indien. Hier folgen nunmehro einige Briefe über Arabien und Aegypten, die der Verfasser auf seiner Rückreise schrieb.

Drei und zwanzigster Brief.

Reise des Verfassers von Bombai nach Mohha. — Sitten und Gebräuche der Araber. — Der Koran. — Charakter Muhammeds. — Beschreibung der Stadt Mohha und ihrer Einwohner.

Moka, oder vielmehr Mohha, den 25. März 1802.

So wäre ich denn nun auf dem Rückwege, liebster Freund, der mich in kurzer Zeit wieder zu Ihnen führt! Da ich meines Aufenthalts zu Bombai, der beinahe zwei Monate gedauert hatte, höchst überdrüßig war, so ergriff ich die erste beste Gelegenheit, mich einzuschiffen. Zu dem Ende gieng ich an Bord eines arabischen Dau, das mit Waaren befrachtet war, und auf welchem sich zugleich eine Menge Pilgrimme befanden, die auf der Wallfahrt nach Dschidda begriffen waren. Nach einer sehr langweiligen Fahrt von fünf und dreißig Tagen, bin ich dann endlich am vierzehnten dieses Monats hier angekommen. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich mich sehr ungern in eine Gesellschaft von Leuten dieser Art mischte. Einen Haufen Barbaren und Fanatiker um sich zu haben, ist zwar überall äußerst unangenehm, aber nie mehr, als wenn man zur See reiset. Wiewohl nun aber unsere Fahrt ziemlich langsam von statten gieng, so lief sie doch besser ab, als ich gedacht hatte, und ungeachtet der vielen Beschwerlichkeiten, die ich auf meiner Reise erdulden mußte, gaben mir die Araber doch keine Veranlassung, mich über sie zu beklagen. Ein Dau ist ohnehin kein

geräumiges Fahrzeug und dennoch befanden sich auf dem unserigen über hundert Personen. Da waren Indische Muhammedaner, Arabische Beduinen, Araber von Maskata, Bassora, Jombo, aus Abissinien, sogar von Akkin und Pedir. Auch hatten wir noch außerdem vier Mädchen an Bord, deren sich der Nacoda oder Schiffskapitain als Beischläferinnen bediente, die ich aber nie beantlitzen konnte, da sie gleich bei ihrem Eintritte in das Dau, wie andere Waaren, in den Raum geschafft und hier unter Schloß und Riegel verwahrt wurden. Hiebei fällt mir ein, daß ein gewisser Schriftsteller sagt, bei den Wilden sey das Weib ein Lastthier, bei den Morgenländern ein Hausgeräthe und in Europa ein ungezogener Junge.

Zu wiederholten Malen wurden wir von einer Windstille überfallen, die uns die bitterste Langeweile verursachte. Während des übrigen Theils unserer Fahrt, wehte der Wind so gelinde, daß ich mich getrauet hätte, diese Gewässer in einem kleinen Boote zu durchschiffen. Um so weniger hatte ich daher Ursache es zu bereuen, daß ich mein Leben einem Dau und so unerfahrnen Schiffleuten anvertrauet hatte, wie die Araber sind. Bei aller ihrer Ungeschicklichkeit verstehen sie sich aber dennoch darauf, die Breite eben so richtig zu bestimmen, und haben, wenn gleich nicht alle, eben so gut ihre Charten und Instrumente, wie wir Europäer; da es aber am Bord ihrer Fahrzeuge sehr unordentlich zugehet, so kann sie ein Windstoß in die äußerste Gefahr setzen.

Diese Araber hatten alle Achtung für meine Philosophie, weil ich mich nie über Musa, Aisa, oder ihren Muhammed, mit ihnen in Streit einließ. Sie machten mir daher oftmals das Kompliment, ich sey doch der beste unter den Ungläubigen. Uebrigens konnte ich aber freilich nicht umhin, mit ihnen auf gleichem Fuße zu leben, auf eben die Art zu essen, zu trinken und zu schlafen, wie sie, und weder den Sonderling noch den Kostverächter zu spielen. Andere Reisende sollten es eigentlich eben so machen; denn gesetzt auch, daß sie mitunter einige Unannehmlichkeiten erdulden müssen, so verschafft ihnen solches doch auf der andern Seite sehr wesentliche Vortheile, weil sie sich keine bessere Gelegenheit wünschen könnten, die Gebräuche der armen Leute, oder, welches eben so viel sagen will, die Nationalgebräuche, kennen zu lernen. Ich kann Sie versichern, lieber Freund, daß ich binnen Monatsfrist mit dem Charakter der Araber genauer bekannt worden bin, als vielleicht mancher andere, der sich nicht in meiner Lage befand, binnen Jahr und Tag.

Ich muß gestehen, daß diese Araber eben keine sehr gesitteten Leute sind. Wenn einer im Bette liegt, oder auf seinem Lager entschlummert ist, so wirft sich der andere ohne weitere Umstände über ihn her, und bleibt auf ihm liegen. Die Ukka oder Tabakspfeife, gehet schnell aus einem Munde in den andern, ohne daß sie sich im mindesten dafür ekeln. Kurz Muhammed mochte wohl seine guten Gründe dazu haben, als er es

diesen Leuten so dringend zur Pflicht machte, sich der Reinlichkeit zu befleißigen.

Die Kleidung der gemeinen Araber ist sehr einfach. Sie besteht aus einem Hemde von grober Leinwand, das sehr weit ist, keinen Halskragen, wohl aber sehr lange Aermel hat, und bis auf die Waden herabgeht. Auf dem Kopfe tragen einige eine kleine Mütze von allerlei Farben, andere einen leichten Turban, andere wickeln bloß ein Stück Zeuch um den Kopf, und noch andere kleiden sich nach Art der Malabaren, das heißt, sie haben weiter nichts auf dem Leibe, als ein Stück Zeuch, das sie um den Bauch und die Hüften wickeln. Die Vornehmen und Reichen, tragen über das obenerwähnte Hemde, welches aber von feiner Leinwand gemacht ist, einen oder zwei Röcke, nach Art unserer Reisemäntel, lange weite Beinkleider von Seide, oder Tuch, Pantoffeln oder Sandalen, und um den Leib einen Gürtel, oder Shawl, worin ihr Dolch steckt.

Es herrscht unter diesen Leuten viel Gleichheitsliebe, Offenherzigkeit und Cordialität. Der Nacoda, oder Schiffskapitain, ein Theil seiner Matrosen, und einer oder der andere seiner Sklaven, aßen gewöhnlich mit einander in Gesellschaft. Jeder vermögende Passagier, hatte einen oder mehrere Abissinische Sklaven bei sich, die, wenigstens dem Anscheine nach, von ihren Herren mit vieler Schonung und Güte behandelt wurden. Der Nacoda, ein ehrlicher Araber von Mascata, hatte eben-

falls einen bei sich, den er in der Nautik unterrichtete und als seinen leiblichen Sohn behandelte.

Wenn sie ihr Mittagessen verzehren wollen, so breiten sie eine Matte auf den Boden, stellen einige große Schüsseln voll Reiß darauf, und noch einige andere Schüsseln, die mit Fleisch und aromatischer Brühe gefüllt sind, welche sie von Zeit zu Zeit unter jene Speisen schütten und mit denselben vermischen. Alle sitzen in einem Kreise, fahren nach der Reihe mit der Hand in die Schüssel, holen den zubereiteten Reiß heraus, und stecken ihn auf eben die Art in den Mund. Nach geendigter Mahlzeit, womit sie in kurzer Zeit fertig sind, wäscht sich jeder die Hände und spült den Mund aus. Eben so verfahren sie auch bei ihren Abendmahlzeiten.

Einige, die entweder gewissenhafter waren, als die andern, oder sich mehr zu verstellen suchten, hielten die Augen zu, wenn sie sahen, daß ich Wein trank; übrigens boten sie mir immer mit vieler Höflichkeit etwas von ihren Speisen an, weigerten sich auch nicht, Schiffszwieback, Brod, und andere Eßwaaren von mir anzunehmen, oder forderten mir wohl gar dergleichen von freien Stücken ab. Die Araber trinken im Beiseyn andere Leute, eben so wie die Türken, nie Wein; in geheim aber mögen sich die meisten wohl kein Gewissen daraus machen, sich zuweilen ein Räuschchen zu trinken. So sah ich z. B. hier in Mohha, daß ein Araber eine ganze Flasche Rum ohne nur ein einziges Mal abzusetzen, hinunter schlang.

Der Koran legt diesen Leuten bekanntlich die Pflicht auf, fünf Mal des Tages ihr Gebet zu verrichten. So oft dies geschiehet, muß sich jeder zuvor das Gesicht und die Füße waschen; dann breitet er eine Matte oder einen Teppich auf den Boden, auf welchen er sich alsdann andächtig hinstellt und in schnurgerader Stellung stehen bleibt. Hierauf schreiet der Priester, oder wer sonst dessen Stelle vertritt, aus vollem Halse: Allah Akbar u. s. w. und liest, oder singt vielmehr in einem feierlichen majestätischen Tone die Gebete ab, welche die andern mit leiser Stimme nachbeten, wobei sie von Zeit zu Zeit niederfallen, dann wieder aufstehen, zugleich aber in ihren Gesichtszügen und in der ganzen Haltung ihres Körpers, allen möglichen Anstand beobachten. Bald scheint es, als würden sie mit der Stirn die Erde berühren, bald stehen sie wieder schnurgerade, beugen bloß den Kopf vorwärts, deuten mit der Hand auf den Mund, dann wieder auf die Ohren, indem sie gegen dieselben den Daumen ausstrecken. Man kann sich in der That nichts feierlicheres und ernsthafteres, nichts das weniger lächerlich ist, denken, als den stillen ganz in sich gekehrten Andachtseifer, und die verschiedenen Attitüden der Araber, wann sie ihr Gebet verrichten, so sehr auch einige Reisende darüber gespöttelt haben. Unter der ganzen Gesellschaft, die sich mit mir an Bord befand, bemerkte ich nur einen einzigen Zeloten, über dessen Grimassen ich mich, so oft er sein Gebet verrichtete, unmöglich des Lachens enthalten konnte, und dieser Kerl war nicht einmal ein geborner Araber. Er betete knieend, schüttelte unauf-

hörlich mit dem Kopfe, und wackelte mit dem Munde. In aller Frühe und sobald der Himmel grauete, vernahm ich schon den bei den Muhammedanern gewöhnlichen Ausruf: La illahi illa Allah, Muhammed resul Allah; d. i. es ist nur ein einziger Gott, und Muhammed ist sein Gesandter. Sobald es Tag wurde, folgte hierauf ein kurzes Gebet, und jeder der lesen konnte, zog sodann seinen Koran aus der Tasche und las mit lauter Stimme einiges daraus her. Ihre andern Gebete sind kurz, aber dieses Vorlesen aus dem Koran summte mir alle Morgen eine oder zwei Stunden lang um die Ohren. Einer liest mit lauter Stimme vor, die andern sehen stillschweigend und mit unverwandten Augen in ihren Koran, und wenn der Vorleser einen Fehler macht, oder ein Wort nicht gehörig oder emphatisch genug ausspricht, oder nicht zu rechter Zeit inne hält, so fällt ihm gleich ein anderer, der es besser versteht, in die Rede und corrigiret ihn. Einige können sehr lange Gebete auswendig hersagen. Nach geendigtem Gebet treten sie in einen Kreis zusammen und geben einander die Hände, nachdem zuvor jeder die seinige geküßt hat.

Alle und jede Exemplare des Korans, sind in den schönsten Schriftzügen kopirt; sowohl auf dem Rande und in den leeren Räumen zwischen den Zeilen, als auf dem Einbande, sind eine Menge Verzierungen von Gold und Silber angebracht; und letzterer ist zuweilen sehr prächtig und von überaus großem Werth. Jeder Muhammedaner verwahret seinen Koran sorgfältig in ei-

nem Beutel oder Futteral, und gestattet durchaus nicht, daß ihn ein Ungläubiger mit seinen unreinen Händen berühre. Man hat mehrere Uebersetzungen davon, in Persischer, Malayischer, und andern Sprachen, die aber jedesmal in die Zwischenlinien unterhalb des Textes geschrieben werden müssen, und zwar mit ganz anderer, z. B. rother oder blauer, Tinte.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß nie ein älteres oder neueres Werk, gleichviel übrigens, in welcher Sprache dasselbe geschrieben seyn, oder von welchem Schriftsteller es herrühren mag, so allgemein geachtet, verehrt, gleichsam angebetet, noch von einer so ungeheuern Menge Menschen gelesen, wieder gelesen, und durchdacht worden ist, als der Koran.

Dieses Buch, worin zwar die allerseltsamsten Hirngespinste vorkommen, die je von einer kühnen und glühenden, zugleich aber ungezügelten und an Narrheit gränzenden Einbildungskraft ausgeheckt wurden, aus welchem doch aber auch manche erhabene und unverkennbare Wahrheit, wie ein Lichtstrahl hervorblitzt; das eine Menge handgreiflicher Betrügereien, höchst unwahrscheinlicher Erzählungen, Kindereien und Albernheiten, insonderheit aber eine ungeheure Menge Widersprüche und unzusammenhängendes Zeug, enthält, erhebt sich zwar nicht über das Mittelmäßige; aber dennoch hat dieses nämliche Buch so mancher Nation den Kopf verwirrt, so manche heroische wundervolle Thaten veranlaßt, seine Lehrsätze über unermeßliche Länder und

fällen, Trotz bieten zu können. Er unternimmt mehrere zum Theil sehr weite Reisen, nach Syrien, Palestina, Aegypten und Persien, und gewinnt hier in Ansehung seiner Einsichten und Kenntnisse vor seinen übrigen Landsleuten wenigstens in so fern einen Vorsprung, als er dadurch den Grund zur Ausführung seines Vorhabens legt. Die Spaltungen in seinem zerrütteten äusserst entkräfteten Vaterlande, die Zwistigkeiten unter den dasigen Kasten, die Unwissenheit, die Leichtgläubigkeit, und der crasse Aberglaube seiner Landsleute, dies Alles zusammengenommen setzt ihn in Stand eine neue Religion zu stiften, und reizt ihn zugleich, seine Kräfte immer mehr in Thätigkeit zu setzen. Da er seiner Superiorität sich bewußt ist, so gehet er immer weiter vorwärts, ohne eigentlich zu wissen, wohin ihn der Weg führt. Seine Phantasie und sein Muth werden immer stärker angefacht, da sich ihm einige unerwartete Hindernisse entgegen stellen, und seine Kenntnisse fangen allgemach an, sich immer weiter auszudehnen: er macht Versuche; sie gelingen, er versteht die Kunst, die errungenen Vortheile zu benutzen und sie immer weiter zu verfolgen. Seine schöne majestätische Gestalt, sein unerschrockener Blick, seine imposante Gestikulation, das Selbstvertrauen, welches aus allen seinen Bewegungen hervorleuchtet, seine lebhafte, hinreissende, bilderreiche Beredtsamkeit, die ganz zu dem Charakter des Volks paßt, welches er zu überreden sucht, alle diese Eigenschaften setzen ihn in Stand, gleichsam mit Donner und Blitz drein zu schlagen. Alles zu überwältigen, darnieder zu stürzen, und selbst die störrig-

sten widerspenstigsten Gemüther unwiderstehlich hinzureißen. Bald sanftmüthig und herablassend, bald trotzig und gebieterisch, bald hart, bald nachgiebig, bald gütig, bald grausam, spielt er seine Rolle immer so, wie er es seiner schlauen Politik gemäß findet; sucht er seine eigenen Leidenschaften zu beherrschen, oder zu verheimlichen, und den Leidenschaften anderer zu schmeicheln, wenn er sich einer zu großen Gefahr aussetzen würde, dieselben zu bekämpfen; ist er immer gegen die ungebührlichen Ausbrüche dieser letztern auf seiner Huth, oder sucht er ihnen wenigstens auszuweichen; giebt er ihnen auf der einen Seite nach, indem er sich ihnen auf der andern widersetzt; wählt sich nur solche Personen zu seinen Vertrauten, zu Theilnehmern an seinen Entwürfen, die leicht in Enthusiasmus zu setzen, wohlhabende Leute und bei dem Volke beliebt sind, oder gelingt es ihm doch wenigstens, sie unter die Füße zu treten; vermischt er Wahrheit und Vernunft mit Volkssagen, Traditionen und Wundermährchen, dem Köder, womit man von jeher den Pöbel fieng; rafft er die Reichthümer an sich, die er andere verachten lehrt, und die von nun an den Bedürftigen und seinen Anhängern offen stehen; nimmt er den Zeitpunkt wahr, sich entweder den Augen des Volks zu entziehen, oder sich demselben zu zeigen; unternimmt er endlich sogar das gelungene Wagstück, seine Lehre nicht in seinem eigenen, sondern im Namen des Himmels zu verkünden, und um die Rolle des Enthusiasten ganz auszuspielen, glaubt er am Ende selbst, daß er wirklich inspirirt sey, und daß ihn Gott selbst als sein auserwähltes Werkzeug

in diese Welt gesandt habe, und er unmittelbar unter dessen Schutz stehe. Mit dem Schwerte in der einen, und mit dem Buche, welches von Ewigkeit her vor dem Throne des Ewigen lag, in der andern Hand, stellt er sich an die Spitze eines Kriegsheeres, dessen Unternehmungen er mit vieler Geschicklichkeit selbst leitet, wird Gesetzgeber, Prophet, und endlich der — leibhafte Muhammed.

Hätte derselbe mehr Kenntnisse gehabt, als er wirklich besaß, hätte er seine Entwürfe in aller Stille reiflicher überdacht, so würde er gefunden haben, daß damit weit größere Gefahren verbunden waren, als er es sich vorstellte, und demzufolge hätte er über allzu vielem Nachdenken seine Zeit verloren, sein Eifer wäre erkaltet, er hätte die Ruhe vorgezogen, und wäre vielleicht als ein unbekannter und unberühmter Philosoph aus der Welt gegangen.

Doch, ich bemerke so eben, daß ich von meinem Vortrage ganz abgekommen bin. Erlauben Sie, daß ich nun wieder einlenke, und Ihnen noch einige nähere Umstände mittheile, die meine Reise betreffen!

Wir giengen zu Schehar vor Anker, und hielten hier Rasttag. Eben so machten wir es auch zu Makalla, wo wir zwei Tage lang liegen blieben, weil unser Nacoda einige Waaren ausladen ließ. Ich gieng nicht ans Land, und hatte folglich auch keine Gelegenheit, weder

an dem einen noch an dem andern Orte mich umzusehen. Der Nacoda hatte mir abgerathen; wahrscheinlich deswegen, weil er fürchtete daß ich mir von Seiten der Einwohner, die, wegen der französischen Invasion in Aegypten, mehr als jemals gegen die Franken aufgebracht waren, einige Unannehmlichkeiten zuziehen könnte. Indeß glaube ich hier alles an Bord meines Fahrzeugs wahrgenommen zu haben, was man an dergleichen Orten wahrnehmen kann. Zu Makalla fährt man mit kleinen Fahrzeugen bis dicht vor die Häuser, welche meistens zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch, jedoch nur von Lehm und Backsteinen erbauet sind, welche man an der Sonne hart werden läßt, oder auch, jedoch schlecht genug, im Feuer brennet, und mit kleinen Steinen vermischt.

Die Ansicht dieses an der Seeküste liegenden Landstrichs ist äußerst traurig; denn weit und breit erblickt das Auge weiter nichts, als kahle, von der Sonne verbrannte und zerborstene Berge, die außerordentlich steil sind, und deren Wurzeln sich bis ins Meer erstrecken, welches ganz nahe am Strande noch immer viele Klaftern tief ist. In den Thälern und Schluchten, welche diese Berge von einander absondern, sieht man hie und da einige armselige Hütten und Zelte. In der Gegend von Makalla erblickt man nirgends einen Baum, oder nur das kleinste Grasplätzchen. Der Ort selbst ist weiter nichts, als ein Haufen Häuser, der weder eine Stadt noch ein Kastell, genannt zu werden verdient, wiewohl hier einige alte eiserne Kanonen auf der Erde liegen. Das Nämliche gilt auch von Schehar. Ich glaube ganz ge-

wiß daß diese zwei Orte, einer wie der andere, kaum tausend Einwohner enthalten. Gegen Abend kamen einige aus Rindvieh, Kameelen und Eseln bestehende Heerden, die Berge herab. Sie waren mit Grasbündeln und Zweigen beladen, welche man in den Thälern jenseits der Berge zusammengesucht hatte, wo der Erdboden weniger unfruchtbar ist. Unweit Aden, gewinnt die Gegend ein etwas freundlicheres Ansehen.

Am dreizehnten dieses Monats fuhren wir durch die Meerenge von Babelmandeb, zwischen der Küste von Arabien und der gegenüberliegenden Insel Pirim, oder Majun. Die Direktoren hatten dem Gouvernement von Indien befohlen, sich dieser Insel zu versichern, auf derselben sich festzusetzen, und Batterieen anzulegen, um die Durchfahrt der Franzosen aus Aegypten nach Indien zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren; da aber auf der ganzen Insel kein Tropfen Wasser zu finden ist, auch sonst noch andere Hindernisse eintraten, so blieb dieses Vorhaben, das ohnehin zu nichts genutzt haben würde, unausgeführt.

Von der Rhede aus, hat Mohha ein sehr hübsches Ansehen; wenn man es aber in der Nähe betrachtet, so verschwindet die Täuschung. Die Häuser sind fast von eben der Art, wie die zu Makalla und Schehar, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus drei, vier, auch wohl noch mehreren Stockwerken bestehen. Dies, und die schlechte Beschaffenheit der Baumaterialien, macht, daß es, der häufigen Erdbeben wegen, sehr gefährlich ist,

diese Häuser zu bewohnen. Wirklich sind mehrere derselben so schadhaft, daß sie den Einsturz drohen. Alle sehen von außen sehr nett und reinlich aus, weil man sie mit Kalk übertünchet; in ihrem Innern findet sich aber nichts, was mit dieser so glänzenden Außenseite nur auf die entfernteste Art harmoniret. Die Wohnungen der armen Leute, besonders in den Vorstädten, sind elende mit Stroh gedeckte Hütten. Die Mauern und Festungswerke von Mohha, verdienen gar keine Erwähnung. Zwei alte runde Thürme, der eine zur Rechten, der andere zur Linken der Rhede, die einen Halbzirkel bildet, und ein dritter, unweit dem Landungsplatze, alle drei mit uraltem schlecht beschaffenen Geschütz versehen, könnten von einer einzigen Fregatte zusammengeschossen werden. Ich würde fürchten, die Bevölkerung dieser beinahe menschenleeren Stadt viel zu hoch angeschlagen zu haben, wenn ich sie höher als auf vier bis fünf tausend Seelen schätzte. Das heiße Klima *), die ungeheure Menge Musquitos, der unerträgliche Staub, welchen der Wind wie Wolken emportreibt, der unfruchtbare Boden, welcher überall so stark mit Seesalz imprägniret ist, daß es sogar auf der Oberfläche desselben zum Vorschein kömmt, und, was eine ganz natürliche Folge davon ist, das salzigte durchaus verdorbene Wasser, dies Alles macht den dasigen Aufenthalt äußerst unangenehm **). In der Stadt selbst ist nirgends ein

*) Das Thermometer stieg eines Tages bis auf 98 Grad.

**) Die, welche besseres Wasser zu trinken wünschen, lassen es von Musa, einem ungefähr 25 Meilen von da entfernten Dorfe, auf Kameelen herbeiholen.

Baum, viel weniger ein Garten, zu sehen, und außerhalb derselben, erblickt man nur hie und da einige Dattelbäume. Die Einwohner leiden daher, wie fast überall auf der arabischen Seeküste, großen Mangel an Holz. In einiger Entfernung von diesem Orte, gewinnt aber das Land ein besseres Ansehen, und die Provinz Yemen hat, wie Sie wissen, einen großen Ueberfluß an allerlei köstlichen Obstarten, sowohl indischen. z. B. Bananen und Mangos, als auch europäischen. Hier in Mohha sind, das Jahr hindurch acht Monate lang, frische Trauben zu haben; bei der jetzigen Jahreszeit kömmt aber weiter nichts auf den Markt, als Zibeben und etwas Gemüse. Das Honig, welches aus dem Innern von Yemen hieher gebracht wird, ist ganz vortrefflich.

Der arabische Kaffeebaum wächst bloß im glücklichen Arabien; in der Gegend von Mohha bekam ich ihn nirgends zu sehen. Jene Sorte Kaffee, die von Betelfaghi, einer ungefähr siebenzig Meilen von da entlegenen Stadt, hieher gebracht wird, soll unter allen die beste seyn. Viele Araber bereiten ihren Kaffee nicht auf die gewöhnliche Art, sondern trinken statt dessen einen Absud von den Hülsen, worin die Kaffeebohnen enthalten sind. Die öffentlichen Oerter, wo dieses Getränk verkauft wird, sind schlechtgebaute schmutzige Nester.

Die Frauenspersonen gehen nie über die Straße, ohne ein Tuch über den Kopf zu werfen, und selbst die ärm-

sten verhüllen nicht selten ihr Gesicht, wenn ihnen ein Feringhi (Europäer) begegnet. Uebrigens ist leicht zu erachten, daß sie sich bloß deswegen so züchtig und ehrbar stellen, weil sie sich vor ihren im höchsten Grad eifersüchtigen und mit unerbittlicher Strenge zu Werke gehenden Eheherren fürchten; denn, sobald sich eine oder die andere in einer Liebesintrigue mit einem Ungläubigen ertappen läßt, folgt ihr die Strafe auf dem Fuße nach, und diese besteht darin, daß man ihr die Haare abschneidet und sie des Landes verweiset.

Die, welche mir zu Gesicht kamen, zeichneten sich weder durch ihre Schönheit, noch Reinlichkeit aus. Alle hatten auf den Wangen, an der Stirn und am Kinn, kleine schwarze Flecken, und mehrere hatten sich die Hände und Füße mit rother oder gelber Farbe bemalt.

Die Araber machen zusammen ein Volk aus, das unter der Herrschaft mehrerer von einander unabhängigen kleinen Souverains stehet. Der mächtigste darunter ist der Imam oder König von Sana, der über den größten Theil von Yemen herrscht. Diese kleinen Regenten machen zwar keinen sonderlichen Aufwand, da aber ihre Anzahl zu groß ist, so leidet das Land unter drükkenden Abgaben, und die Industrie kann bei so bewandten Umständen schlechterdings nicht emporkommen. Die Araber machen daher sammt und sonders eine Rasse elender und ungebildeter Menschen aus, die schlecht logirt, schlecht gekleidet, und schlecht beköstigt sind. Hier in Mohha nimmt die Anzahl der Sanyassee und anderer

Bettler, die einem von Fuß auf nachlaufen, und mit der größten Insolenz einen Camasci (eine kleine Geldmünze) zu ertrotzen suchen, wiewohl selbige ohnehin schon ungeheuer groß ist, von Tag zu Tag zu.

Die Araber sehen schwarzbraun aus, haben einen nervichten Körper, werden aber selten oder nie fett. Sie sind mittlerer Statur, haben eine schwache Stimme, schwarze, lebhafte, funkelnde Augen, und einen sehr ausdrucksvollen Blick. Sie sind aber nicht schön geformt, sehen fast immer sehr niedergeschlagen aus, und sind in ihrem Betragen sehr ernsthaft und gesetzt. Sie können viel Ungemach ertragen und starke Strapazen aushalten, lassen sich leicht von ihren Leidenschaften hinreißen, und besitzen insonderheit vielen Ehrgeiz, welcher sie oft zum Zorne und zur Rachgier reizt. Sie sind sehr geschickte Reuter, besitzen viel Muth und Entschlossenheit, sind aber schlecht bewaffnet und verstehen nichts von der Kriegskunst. Ihre Waffen bestehen aus einem Degen oder Säbel mit einem kleinen, oftmals auch ohne, Gefäß, aus einem Dolche mit einer breiten krummgebogenen Klinge, den sie im Gurte tragen, aus Spießen, Schilden, Flinten, meistens Luntenschloßflinten, die in ihrem Lande verfertigt werden, und aus einigen uralten, verrosteten, mit unbrauchbaren Lavetten versehenen Kanonen, auf deren Bedienung sie sich wenig oder gar nicht verstehen. Hier in Mohha, und, wie man mich versichert hat, auch in Dschidda, Damaskus, und andern Städten, erstreckt sich ihr Fanatismus, in Verbindung mit ihrem Stolze und ihrer Unwissenheit, gar so

weit, daß sie die Christen, und überhaupt alle Ausländer, als Wesen von einer ganz andern und viel geringern Art betrachten, die tiefste Verachtung gegen sie äussern, selbige ihren Kindern, so zu sagen, mit der Muttermilch einflößen, und sie auf immerwährende Zeiten fortzupflanzen suchen. Zu dem Thore, das gegen Mekka liegt, darf hier schlechterdings kein Unglaubiger ein- oder aus gehen.

Wenn der Dola (Gouverneur) nach der Moschee reutet, bekömmt man jedesmal eine große Anzahl ungemein schöner Pferde zu sehen. Sie werden alle Freitage auf dem Platze vor seinem Palaste geübt, wo man eine Art Tournier hält, das zwar etwas vorstellen soll, übrigens aber ziemlich geschmacklos ist. Während dieses Spektakels, wobei eine Menge Fahnen zum Vorschein kommen, und die Trommelschläger einen gewaltigen Lärm machen, feuert die Infanterie, die aber bloß aus undisciplinirtem Gesindel besteht, ein oder ein Paar Mal ihre Gewehre ab, was aber eben nicht in der besten Ordnung geschieht.

Es giebt hier viele Kameele, auch eine Menge starker und muthiger Esel und Maulthiere. In Europa glaubt man fast allgemein, die Mauleselinnen könnten nicht concipiren. Dies ist falsch. Ich habe hier verschiedene Mauleselinnen gesehen, welchen die Araber einen Ring in gewisse Theile gesteckt hatten, damit sie nicht concipiren sollten; denn man versicherte mich, im Fall dies geschähe, würde sowohl die Alte als das Füllen ums

Leben kommen. Wenn daher eine Maulesclin concipirt hat, und die Stunde herbeikömmt, wo sie gebären will, so nehmen die Araber, um nicht die Mutter und ihr Junges zugleich einzubüßen, den Kaiserschnitt vor, und ziehen letzteres mit fremder Milch auf.

Vor einigen Jahren hat man zu Mokha eine Glasfabrik angelegt, allein die Gläser, welche man mir zeigte, waren plump, sehr zerbrechlich, und hatten eine gelbe garstige Farbe.

Außen vor der Stadt wohnen ungefähr hundert Juden; denn innerhalb derselben werden keine geduldet. Es sind blutarme, äußerst verachtete Menschen. Sie treiben verschiedene Professionen, und verkaufen eine Art Wein und Arrak, den sie aus Trauben von Yemen bereiten. Es fehlt ihnen nicht an Kunden unter den Arabern, die sich in aller Stille zu ihnen schleichen, um sich in diesen Getränken zu berauschen.

Gegenwärtig halten sich hier auch noch etwa fünfzig Banianen auf, die aus Indien, mit Hinterlassung ihrer Weiber und Kinder, hieher reisen, eine Zeitlang da bleiben, und etwas durch den Handel zu verdienen suchen. In Makalla befinden sich ebenfalls einige; so auch, wie man mich wenigstens versicherte, zu Sana, Maskate, Dbeda, Betelfagbi, und anderen Orten. In Dschidda werden keine geduldet. Da sie sehr fleißige und industriöse Leute sind, so finden sie überall ihren Unterhalt, und einige gelangen zu ansehn-

lichem Vermögen; hingegen werden sie aber auch von den arabischen Machthabern, die ebenfalls Theil daran nehmen wollen, bald unter diesem bald unter jenem Vorwande, tüchtig mitgenommen, und selten oder nie erlaubt man ihnen, wieder in ihre Heimath zurückzukehren, ohne sie zuvor derb auszubeuteln.

Da es in hiesiger Gegend, welche diese guten Leutchen bloß aus Gewinnsucht besuchen, eben so sehr an Wasser als an Vegetabilien fehlt, so mögen sie wohl, während ihres dasigen Aufenthaltes, Mancherlei zu erdulden haben, wenn es ihnen ernstlich darum zu thun ist, die Vorschriften der indischen Religion zu befolgen. Ihre Todten zu verbrennen, wird ihnen von Seiten der Araber durchaus nicht gestattet. Sie behaupten zwar, daß sie ihrer Kaste nicht verlustig würden, ich zweifle aber sehr, daß sie sich bei ihrer Zurückkunft nach Indien von ihren Landsleuten eine günstige Aufnahme zu versprechen haben.

Uebrigens finden Sie Arabien und die Sitten der Araber in Niebuhrs vortrefflichem Werke so genau und richtig beschrieben, daß ich der Mühe überhoben seyn kann, noch etwas hinzuzusetzen.

Der Generalgouverneur von Indien, Lord Mornington, hatte für nöthig erachtet, Hrn. Home Popham als Gesandten an die arabischen Fürsten zu senden. Dieser segelte mit der Escadre, worüber er das Kommando führte, nach Suez, und ließ auf der dasigen Rhede

das Schiff zurück, an dessen Bord sich die zu seinem Gefolge gehörigen Offiziere und drei hundert Sepoys befanden, die seine Escorte ausmachten. Seinem Auftrage gemäß, sollte er sich vor allen Dingen an den Hof zu Sana verfügen; als aber der englische Resident den Imam von der Ankunft des Gesandten benachrichtigte, und um die Erlaubniß nachsuchte, die Truppen ans Land setzen zu dürfen, wollte der Imam solches durchaus nicht gestatten. Gern oder nicht mußten die armen Seapoys an Bord bleiben; man erlaubte ihnen bloß ihre Kranken ans Land zu setzen, die aber keine Waffen bei sich haben durften. Alle Vorstellungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, waren vergebens. Das Schicksal so vieler indischer Fürsten hat die Araber gelehrt, wie wenig den Zusagen, Bündnissen und Freundschaftsversicherungen der Europäer zu trauen ist. Ueberhaupt kömmt es mir vor, als wenn ihnen die Franzosen weit weniger zuwider wären, als die Engländer. Der stolze Ton dieser letztern muß natürlicher Weise dem Araber äußerst mißfallen. Sie wollten unlängst die französische Factorei in Besitz nehmen und daselbst ihre Flagge aufpflanzen; der Dola widersetzte sich aber diesem Vorhaben, und übergab die gedachte Factorei der Aufsicht eines Arabers. Noch ist alles daselbst in bester Ordnung. Die holländische Factorei hingegen ist beinahe ganz zu Grunde gerichtet.

Von einer englischen Fregatte, die auf der dasigen Rhede lag, desertirten vor einigen Monaten vier bis fünf Matrosen und giengen zur türkischen Religion über.

Der Schiffskapitän verlangte, der Dola solle sie ausliefern. Dies wollte dieser nicht, unter dem Vorwande, daß ihm solches vermöge seiner Religion nicht erlaubt sey. Der Kapitän legte sich daher mit seiner Fregatte näher an die Stadt und war eben im Begriffe sie zu beschießen, als der englische Resident dazu kam, der ein sehr vernünftiger und kluger Mann war, und ihn durch seine Vorstellungen von der Ausführung dises tollkühnen Unternehmens abhielt.

In Yemen ist unlängst ein Schisma, eine ganz neue Religion, entstanden. Es giebt nämlich hier Leute, die weder den Muhammed für einen Propheten halten, noch die wirklichen Propheten in dieser Eigenschaft anerkennen, sondern behaupten, sie wären eben solche Menschen gewesen, wie andere, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen Gott vorzüglichere Geistesgaben verliehen gehabt habe. Diese Leute verbreiten eine Art Philosophie, welche zeither unter den rechten Muselmännern, die ohnehin nichts weniger als Philosophen sind, viel Aufsehen erregt hat. Vor einigen Tagen kamen von Sana ungefähr funfzig Personen hier an, welche sammt und sonders gefesselt waren, und heute brachte man sie aus ihrem Gefängnisse auf ein Schiff, das dazu bestimmt ist, sie nach der uns gegenüber liegenden Küste von Afrika zu transportirn, wo sie ihre Tage im Exil beschließen sollen. Als sie nach dem Gestade zu giengen, sangen sie einstimmig ein Lied, aus dessen Melodie ich aber nicht schließen konnte, ob es fröhlichen oder traurigen Inhalts war.

Man sagt, der Sheriff sey aus Mekka entflohen, als er vernommen habe, daß eine Abtheilung der türkischen Flotte diesem Orte sich nähere, und es sollen sich daselbst allerlei tumultuarische Auftritte ereignet haben. Wenn ich, was ich aber noch zur Zeit nicht Willens bin, meine Fahrt am Bord des Dau fortsetzen muß, so werde ich Ihnen in der Folge einige Nachrichten von Dscheda und Dschidda ertheilen, da der Kapitän nicht umhin kann, an diesen Orten anzulegen. Leben Sie wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Suez. — Fahrt auf dem rothen Meere. — Fernere Nachrichten von dieser Reise.

Suez den 2. Mai 1802.

Den ersten vorigen Monates gieng ich von Mohha am Bord eines englischen Schooners ab, und gestern früh kam ich hier an. Der Commandant des Schooners hatte den Auftrag, Herrn Home Popham Depeschen vom Lord Mornington zu überbringen, und suchte ihn daher auf der Rhede von Dschidda, dann auf jener bei Cossir, und segelte von da nach Tor, wo er zwei Tage liegen blieb, um frisches Wasser einzunehmen. Wir hatten auf unserer Fahrt fast immer mit widrigen Winden zu kämpfen, und bei dem Allen war

sie eben nicht langsam von statten gegangen. Zwei bis drei Mal traf uns ein heftiger Windstoß, so daß wir, besonders bei dem Vorgebirge Ras Muhammed, unfehlbar in die größte Gefahr gerathen wären, wenn unser Commandant sein Metier weniger verstanden, oder weniger Aufmerksamkeit angewendet hätte, für unsere Rettung zu sorgen. Die Woogen dieser Gewässer durchkreuzen einander, brechen kurz ab, und toben entsetzlich. Auch giebt es hier eine Menge Klippen und Untiefen, die man auf den Charten entweder gar nicht, oder wenigstens ganz unrichtig, angezeigt findet, welches wir selbst mehr als einmal bemerkten. Ungeachtet die Engländer in Ansehung der Schiffahrt allen andern Nationen weit überlegen sind, so haben sie dennoch in verwichenem Jahre nicht weniger als funfzehn, theils große, theils kleine Schiffe, in diesen Gewässern verloren. Fast scheinet es, als wenn sich Neptun ein besonderes Vergnügen daraus mache, den Uebermuth dieser Insulaner von Zeit zu Zeit zu demüthigen, dagegen aber die Sorglosigkeit anderer Völkerschaften, welche sich in aller Einfalt auf seinen Schutz verlassen, zu respectiren. Vor der französischen Invasion in Aegypten, waren vielleicht selbst die Engländer in diesen Gewässern eben so wenig bekannt, wie überhaupt alle andere Seefahrer; von dieser Zeit an haben sie sich aber eifrigst bemühet, dieselben so genau als möglich zu untersuchen, keine andern als erfahrne Seeleute dahin zu senden, sich von der Beschaffenheit mehrerer Punkte zu vergewissern, mehrere einzelne Theile aufnehmen, und ihre Lage auf verschiedenen, zu diesem Behufe gefertigten Charten bestimmt an-

geben zu lassen. Wahrscheinlich werden sie aber alle diese Beobachtungen bloß für sich behalten, ohne sie den andern europäischen Nationen mitzutheilen. Es hat zwar seine Richtigkeit, daß die Schiffahrt auf diesem Meere, besonders während der schlimmen Jahreszeit, allerdings gefährlich ist; man kann sich aber leicht vorstellen, daß die Engländer ihre Rechnung dabei finden, diese Gefahren für weit größer auszugeben, als sie wirklich sind, und daß selbige großen Theils von der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der Seefahrer herrühren. Von der Zeit an, daß Gama einen ganz neuen Weg ausfindig machte, nach Indien zu gelangen, wissen sich die Europäer auf diesem Meere fast nicht mehr zurecht zu finden, und ist solches meistens nur von den Arabern in ihren eben so schlecht gebauten, als übel dirigirten Fahrzeugen beschifft worden. Der Handel nahm einen ganz andern Gang, und die Handelsplätze auf den Küsten Aegyptens und Arabiens geriethen so ganz in Verfall, daß es heutzutage beinahe kein Kaufmann mehr wagt, eine oder die andere Schiffsladung für seine Rechnung dahin zu senden. Ist es daher nicht höchst wahrscheinlich, daß, wenn eine der südlichen europäischen Nationen in Aegypten sich festsetzte, der Handel wieder den vormaligen, ungleich kürzern Weg einschlagen, und folglich die verödeten und unwirthbaren Seeküsten Aegyptens und Arabiens in kurzer Zeit ein ganz anderes Ansehen gewinnen würden? Furcht und Zittern überfiel die Engländer, als die Franzosen Aegypten eroberten; denn sie fürchteten nichts Geringeres, als daß dadurch der Hauptnerve ihrer Macht und ihres Handels

gänzlich gelähmt werden möchte. Schon sahen sie die Franzosen mit den Waffen in der Hand auf Indien losstürmen, und hier die ergiebigste Quelle ihrer Reichthümer plötzlich versiegen. Zuverlässig würde sie dieser Schlag, der fürchterlichste unter allen, welcher sie treffen konnte, über kurz oder lang getroffen haben, und eben darum boten sie alle ihre Kräfte auf, ihn abzuwenden. Es ist ihnen gelungen; und die französische Invasion in Aegypten hat zwar viel Böses, aber wenig Gutes bewirkt. Ein bösartiger Genius wird, allem Vermuthen nach, noch geraume Zeit manchem rohen und ungebildeten Volke den Weg zur Civilisation versperren, und andere Völkerschaften, die, ungeachtet sie eines bessern Schicksals würdig wären, aus Mangel an Industrie und gehöriger Unterstützung, in Armuth und Elend schmachten, nach wie vor außer Stand setzen, sich aus ihrem hülflosen Zustande emporzuschwingen. Mittlerweile wird England fortfahren, das Mark und den Nahrungssaft, wodurch von rechtswegen die welken entkräfteten Theile jenes großen Ganzen gestärkt und von neuem belebt werden sollten, ganz allein an sich zu ziehen.

Von Tor weiß ich Ihnen wenig zu erzählen. Es ist weiter nichts als ein Dorf, das ungefähr hundert, oder doch nicht viel mehr, Einwohner hat, worunter sich einige zwanzig bis dreißig schismatische Griechen befinden. Ihr Priester ist gewissermaßen der Befehlshaber im Lande und versorgt die wenigen englischen Schiffe, welche hier anlegen, mit Lebensmitteln, so gut sich sol-

ches in dieser unfruchtbaren Gegend bewerkstelligen läßt. Er wollte mich in das Kloster der heiligen Katharina, dann auf den Berg Sinai und den Horeb führen, die von fern ganz kahl und sehr steil zu seyn schienen; ich hielt es aber nicht der Mühe werth, diesen ermüdenden Spaziergang zu machen. Indeß gieng ich mit ihm in seine Kirche, die aber nicht viel reinlicher als ein Stall aussah, und mit allerlei Fratzengesichtern bemalt war, welche verschiedene Heilige vorstellen sollten.

Suez ist eine erbärmliche Stadt, und man sollte sich schämen, ihr diese Benennung beizulegen. Die Häuser, besonders die nach der Seeküste zu, sind größtentheils ruinirt. Man erzählte mir, die Franzosen hätten sie niedergerissen, um Brennholz zu gewinnen, welches hier, wie in mehrern arabischen Ortschaften, äusserst selten ist. Die Stadt hat wenig Einwohner, die noch überdies in der größten Armuth leben. Es fehlt hier an Allem, was der cultivirte Mensch zum Lebensgenusse rechnet. Nirgends sieht man einen Baum, einen Strauch, oder nur das kleinste Fleckchen Land, das mit Gras bewachsen ist. So, und nicht anders, ist das berühmte Suez beschaffen! Gleichwohl erzählt man, Kleopatra sey Willens gewesen, diesen Ort zum Aufenthalte zu wählen, als sie, nachdem Marcus Antonius die Schlacht bei Actium verloren hatte, den Entschluß faßte, sich mit ihren Schiffen nach Indien zu flüchten. In der benachbarten Gegend standen einst, wie Sie wissen, die Städte Arsinoe und Hieropolis, von welchen sich aber, so viel mir

wenigstens bekannt ist, heuzutage keine Spur mehr findet.

Auf der Rhede von Suez liegen gegenwärtig nicht weniger als zwanzig englische Schiffe. Darunter sind fünf bis sechs bewaffnete Fahrzeuge; der übrige Theil besteht theils aus Kauffahrern, theils aus Transportschiffen. Ich zweifle sehr, daß hier jemals eine furchtbarere Seemacht vor Anker lag. Die Engländer haben daselbst verschiedene Brunnen gegraben, und zwar in der Gegend, wo ehedem die sogenannten Brunnen Mosis gewesen seyn sollen. Die Folge davon war, daß sie vortreffliches Wasser fanden, woran es ihnen vorher gefehlt hatte.

Die Franzosen haben hier einige kleine Festungswerke angelegt, oder vielmehr mit Anlegung derselben den Anfang gemacht, um sich gegen einen Anfall von Seiten der feindlichen Kavalerie in Sicherheit zu setzen. Sie bestehen nach der Landseite aus einer Mauer, die einen großen freien Platz umschließt, und aus einem Graben, welcher sich, nach Norden zu, bis auf eine benachbarte Anhöhe erstreckt, auf welcher sie eine kleine runde Redoute angelegt hatten. Auf halbem Wege zwischen Tor und Suez sollen die Kinder Israel durch das rothe Meer gegangen, und Pharao mit seinem ganzen Heere ertrunken seyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

Dschiza oder Dschize. — Reise durch die Wüste. — Beschreibung der Gegend bei Kairo, Giza, und des jetzigen Zustandes von Aegypten. — Die Pyramiden.

Dschiza oder Dschize d. 15. Mai 1802.

Nachdem man uns, nämlich mir und einem englischen Offizier, meinem Freunde und Reisegefährten, den ich zu Mohha vorfand, nicht ohne Mühe zwei elende Pferde, das eine für ihn, das andere für mich, und ein Dutzend Kameele, verschafft hatte, die für unser Gepäck und unsere Knechte bestimmt waren, so brachen wir am vierten dieses Monats von Suez auf, um durch die Wüste zu reisen. Diese Wüste ist eine ungeheuer große Ebene, die aus sehr festem Sande besteht, welcher mit allerlei kleinen Steinen, größtentheils Kieselsteinen, untermengt ist. Wenn man diese Steine zerbricht, so kommen inwendig allerlei curiöse Adern, Bäumchen, kleine Landschaften, und andere dergleichen Dinge, zum Vorschein. Hie und da, jedoch selten, erblickt man einen Strauch, eine oder die andere Distelart, einige Büschel Kamillen, oder Wermuth, die zwar ganz kleine Blätter haben, aber dennoch einen überaus angenehmen Geruch von sich geben. Wenn man den Weg einschlägt, der nach Kairo führt, so zieht sich derselbe linker Hand auf eine beträchtliche Strecke an unfruchtbaren, felsichten, von der Sonne verbrannten

Bergen hin, die man in der Landessprache Gibel Attaka nennet. Mitunter trifft man jedoch einige kleine Anhöhen, Klüfte und Schluchten an, wo man sich sehr vor Räubern in Acht zu nehmen hat, welche sich hier in Hinterhalt legen, und den Vorüberziehenden aufpassen. Diese wenigen Ausnahmen abgerechnet, hat man auf dieser unermeßlichen Ebene eine gränzenlose Aussicht, welche sich, wie zur See, tief unter dem Horizonte verlieret. Hie und da blinken die von der Sonne gebleichten Gebeine gefallner Kameele, die der Hunger, der Durst, und die allzugroße immerwährende Anstrengung ums Leben gebracht hat.

Dieses arme bedauernswerthe Thier, ein leibhaftes Ebenbild des Elends und der Leiden, scheinet von der Natur ausdrücklich dazu bestimmt zu seyn, vor allen andern ein Beispiel der Geduld, der Standhaftigkeit und der äußersten Anstrengung darzustellen. Wie traurig und mühvoll sind seine Lebenstage! Weder Hunger noch Durst, weder die brennend heißen Sonnenstrahlen, noch der eiskalte äußerst penetrante Thau, welcher des Nachts fällt, weder der glühende Sand, nach die harten und scharfen Steine, nichts ist vermögend seine Geduld zu ermüden, ob es gleich oftmals unter den drückendsten Lasten so jämmerlich zugerichtet ist, daß sein Anblick Erbarmen erregt. Ohne seine Beihülfe würde es zuweilen den Menschen beinahe nicht möglich seyn, diese unwirthbaren von Allem entblößten Steppen zu durchreisen. Den Tag über hat es weder Ruhe noch Rast, und am Abend bekömmt es eine

kärgliche Portion des gröbsten Futters. Die Nacht hindurch bleibt es ruhig neben seiner Bürde liegen und nie hat man nöthig, es anzubinden. So lange es noch einige Kraft in den Knochen hat, seine Last tragen, und seinen Weg fortsetzen kann, so lange läßt es sich durch nichts niederschlagen, ermüdet nie, und läßt nie den Muth sinken. Nur dann erst, wenn seine Kräfte gänzlich erschöpft sind, stürzt es nieder, um nie wieder aufzustehen, und dann vermögen die Liebkosungen und Hülfleistungen seines Treibers eben so wenig, als harte Behandlung und Schläge. Es stirbt an eben der Stelle, wo es aufhörte nützlich zu seyn. Seine Gestalt ist zwar häßlich; dagegen aber welche Stärke! welche Folgsamkeit! welche Dienstleistungen! Emphatisch genug nennen es die Araber das Schiff der Wüste. —

Nach einem Marsche von vierthalb Tagen, sind wir heute frisch und gesund hier angekommen. Mitunter hatten wir viel von der Hitze auszustehen; die meiste Zeit über war aber die Lufttemperatur in der Wüste ziemlich kühl; denn es hatte an den vorhergehenden Tagen bei abwechselnder Witterung oftmals geregnet, und wir selbst wurden fast alle Abende von einem kleinen Regenschauer überfallen. Die Araber meinten, es habe in vielen Jahren nicht so stark geregnet, wie in diesem; denn es regnet überhaupt in ihrem Lande so selten, daß sie sich dessen fast nicht zu entsinnen wissen.

Das Regenwasser versiegt sogleich in dem lechzenden Erdboden; nur wenige Stellen ausgenommen, wo

es eine Zeitlang stehen bleibt. Der schnelle Uebergang von der Wärme zur Kälte, an einem und demselben Tage, war mir äußerst empfindlich. Glücklicher Weise hatten wir ein kleines Zelt bei uns, so daß wir nicht in den Fall kamen, die Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen. Mehr als einmal waren wir in Gefahr, von Räubern überfallen zu werden; oder wir glaubten es wenigstens. Unter andern hörten wir einmal des Abends gegen neun Uhr, als eben ein starker Nebel gefallen, und alles rings um uns her stockfinster war, in einiger Entfernung ein Geräusch, als wenn ein Haufen bewaffneter Leute gegen uns anrückte. Wir machten daher sogleich Anstalt, uns so gut als möglich zu vertheidigen. Um so angenehmer wurden wir überrascht, als es sich bei näherer Untersuchung zeigte, daß eine Kompagnie Sepoys, und eine Anzahl Pionniers, die in Diensten der englischen Kompagnie standen, im Begriffe waren, nicht weit von unserm Zelte ihr Lager aufzuschlagen. Sie hatten den Auftrag, hier Brunnen zu graben, um die Truppen, welche durch die Wüste nach Suez marschieren, und daselbst eingeschifft werden sollten, wo möglich, mit Wasser zu versorgen. Da der Boden an der gedachten Stelle ein wenig abschüssig war, und hier der Regen gleichsam einen Bach bildete, so hatten die Sepoys, ohne das Erdreich aufzuwühlen, ihre leeren Fässer mit Regenwasser gefüllt, das sich seit einigen Tagen hier gesammelt hatte. Wenn Aegypten unter der Botmäßigkeit einer europäischen Macht stünde, so würde man den Weg von Kairo nach Suez nicht nur ohne Mühe, sondern noch überdies mit Vergnügen,

zurücklegen können. Kutschen, Wagen, und alle Arten von Fuhrwerk, können überall durchkommen, und die englischen Offiziere und Offizianten haben bereits angefangen, davon Gebrauch zu machen. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß sich an mehreren Orten Wasser finden würde, wenn man nur tief genug nachgrübe. Hiernächst könnte man zur Bequemlichkeit der Reisenden und Kaufleute, von einer Station zur andern Magazine und Karawanserais anlegen, und zugleich auch einige verschüttete, beinahe ganz in Vergessenheit gerathene Kanäle wieder schiffbar machen, die ehemals den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer, oder das Meer von Colzum, mit dem Nil in Verbindung setzten.

Als wir nach Kairo kamen, getraueten wir uns nicht hinein, weil die Pest darin herrschte. Wir ritten daher um die Stadtmauern herum und gerades Weges nach Bulak, dem Haven von Kairo. Dort fuhren wir über den Nil, und Abends um sieben Uhr kamen wir daselbst an.

Ich kann mich unmöglich darauf einlassen, Ihnen Kairo, Dschize, oder andere ägyptische Städte und Gegenstände, genau und ausführlich zu beschreiben. Dies haben schon andere Reisebeschreiber vor mir gethan, und zwar weit besser als ich. Auch zweifle ich nicht, daß bereits mancher aus Aegypten zurückgekommene Franzose Ihre Wißbegier genügsam befriedigt haben wird. Indeß habe ich Ihnen doch noch eines und

das andere in Betreff dieses Gegenstandes zu sagen. In Dschize liegt jetzt ein Detaschement des englischen Armeekorps, und man sieht daselbst keine andere als die englische Flagge wehen. Nicht so zu Kairo, welches den Truppen des Großherrn gänzlich eingeräumt und von ihnen besetzt ist. Dschize ist eine kleine Stadt, auf dem westlichen Ufer des Nilstroms, ungefähr vier Meilen von Kairo, welches man hier zum Theil sehen kann. Einige haben zwar behaupten wollen, diese Stadt sey auf den Ruinen von Memphis erbauet, andere hingegen haben die ungleich wahrscheinlichere Vermuthung aufgestellt, daß diese uralte prachtvolle Hauptstadt Aegyptens zwei Meilen Südwärts von den drei großen Pyramiden, und zwar an der Stelle gestanden habe, wo das Dorf steher, welches noch bis auf den heutigen Tag Menf genannt wird, nämlich jenseits des Mumienfeldes.

Die Straßen zu Dschize sind sehr kothig, und ganz mit Staub bedeckt, welchen der Wind bei dieser Jahreszeit, zur großen Beschwerde derer, die nothwendig ausgehen müssen, durch die Luft führt. Die Häuser sind unreinlich und machen einen sehr widrigen Eindruck, bis auf eine ganz kleine Anzahl, die den Beys zugehören, und in welchen sich dermalen die englischen Offiziere einquartiert haben. Allen ohne Ausnahme sieht man es an, daß die Eigenthümer derselben in immerwährender Furcht leben, und sich nirgends in Sicherheit glauben; denn die Treppen sind enge und schmal, in den Zimmern sind eine Menge Abtheilungen und Un-

terabtheilungen angebracht, überall sieht man Terrassen, Jalousieen und Schlupfwinkel, kurz das Ganze gleicht, so zu sagen, einem Labyrinthe. Das Nämliche gilt auch so ziemlich von Kairo, welches ich gestern, da hier die Pest, wo nicht ganz aufgehöret, doch größtentheils nachgelassen hat, in Gesellschaft einiger englischen Offiziere besehen habe. Die Straßen sind größtentheils so enge, daß kaum zwei bis drei Menschen neben einander gehen können. Die Häuser sind zwar außerordentlich hoch, haben aber weder ein schönes noch geschmackvolles Ansehen; doch sollen einige eben so bequeme, als prächtig eingerichtete Zimmer enthalten. So hat man mir wenigstens erzählt; denn ich selbst bin nur in zwei oder drei Häusern introducirt worden. Es giebt hier eine Menge Moscheen, und mehrere darunter sind sehr groß und schön. Die Einwohner von Kairo sind Leute aus allerlei Volk und aus hundert verschiedenen Ländern und Reichen; z. B. Araber, Türken, Kopten, Armenier, Griechen, und wie sie alle heißen mögen. Dafür ist es aber auch eine Stadt, mit welcher sich sonst keine im ganzen Lande vergleichen darf. Die dasige Volksmenge haben aber einige unstreitig zu hoch angeschlagen. Sie genau zu bestimmen ist freilich schwer, da beständig eine Menge Menschen hier ankommen und wieder abreisen, welche theils Handelsgeschäfte zu besorgen haben, theils auf der Wallfahrt nach Mekka begriffen sind. Wenn man ihre Anzahl auf dreimal hundert tausend schätzet, so möchte man wohl der Wahrheit ziemlich nahe gekommen seyn. Das Palais, welches die französische Generalität erbauen ließ und bewohnte, und welches

nachher der Pascha bezogen hat, ist ungemein schön, und steht auf einem großen freien Platze, wo die Franzosen bereits angefangen hatten Bäume zu pflanzen, Spaziergänge anzulegen, und sonst noch allerlei auf die Verschönerung des Ortes abzweckende Anstalten zu treffen, die aber unvollendet geblieben sind. Wir hatten uns zu Dschize mit einem Empfehlungsschreiben an den Pascha versehen, weil es uns darum zu thun war, die Cittadelle, welche auf einer Anhöhe liegt, den sogenannten Josephsbrunnen, und andere dergleichen Merkwürdigkeiten, in Augenschein zu nehmen. Als wir aber dem Pascha dieses Schreiben überreichen wollten, so sagten seine Leute, oder ließ er uns vielleicht selbst sagen, er habe sich zur Ruhe begeben. Ohne ihn weiter zu incommodiren, ritten wir beinahe den ganzen Tag in der Stadt umher, und kehrten gegen Abend nach Dschize zurück. Man sagt, Altkairo sey auf den Trümmern von Babylon erbauet.

Die Frauenspersonen zu Kairo, Dschize, vermuthlich auch in andern Städten Aegyptens, pflegen sich das Gesicht dergestalt zu verhüllen, daß man weiter nichts davon zu sehen bekömmt, als die Augen. Ich rede hier bloß von solchen, die für ehrbar gehalten seyn wollen. Im Grunde betrachtet, ist diese Verhüllung des Antlitzes weiter nichts als Ziererei, und affectirte Schamhaftigkeit, die sich um so mehr auf eine sehr auffallende Art zu erkennen giebt, da eben diese Frauenzimmer kein Bedenken tragen, einige andere Theile ihres Körpers zu entblößen. Ueberhaupt schien mir das

weibliche Geschlecht hier viel zudringlicher und unverschämter zu seyn, als bei andern Nationen. In den Kaffeehäusern, und an andern öffentlichen Orten, giebt es Tänzerinnen, die nach dem Schalle einer Art Castagnetten tanzen, welche sie, und zwar in jede Hand zwei, zwischen die drei vordersten Finger nehmen. Die Geberden und Bewegungen dieser Tänzerinnen, sind im höchsten Grade unzüchtig und schändlich. Die indischen lassen es doch noch dabei bewenden, den Drang und die entzückenden Gefühle der Liebe auszudrücken; die hiesigen aber stellen dem Zuschauer auf die unsittlichste, unanständigste und pöbelhafteste Art, die Ausbrüche der Unzucht vor Augen, und einige Mannspersonen accompagniren diese Unflätereien mit den ekelhaftesten Zoten und Possen. Dies nennt man hier zu Lande eine Phantasie. Ich wundere mich sehr, daß die Araber und Türken, welche doch größtentheils Leute von sehr gesetztem und ernsthaften Charakter sind, dergleichen Tänze überhaupt, und sogar öffentlich, dulden. Der Fandango der Spanier, ist nach aller Wahrscheinlichkeit ebenfalls ein Nebenzweig dieser sogenannten Phantasieen.

Vor einigen Tagen kam hier das indische Armeekorps von Alexandrien an, und schlug oberhalb Bulak sein Lager auf. Man macht zwar jetzt Anstalt, dasselbe durch die Wüste zu führen, und es zu Wasser in seine Heimath transportiren zu lassen; bei dem Allen möchte wohl aber noch geraume Zeit vorüber gehen, bevor Aegypten ganz von den Engländern geräumt wird. Das gedachte Korps besteht aus fünf tausend

Mann, meistens National-Indiern. General Baird, welcher das Commando darüber führt, traf zu gleicher Zeit mit ihm ein, und stattete des andern Tages dem Pascha von Kairo seinen Besuch ab. Dieser verehrte ihm einen türkischen, mit Gold garnirten Säbel, und ein prächtiges Pferd, welches er selbst erst vom türkischen Kaiser zum Geschenke bekommen hatte, als ihn derselbe zum Pascha von Aegypten ernannte. Jeder Offizier, der zum Gefolge des General Baird gehörte, erhielt ebenfalls einen Säbel zum Geschenk. Als der Pascha seinen Gegenbesuch machte, ward er mit allem möglichen Pomp empfangen, und das ganze hier in Dschizze stationirte Detaschement, erwieß ihm die bei dergleichen Gelegenheiten gebräuchlichen Ehrenbezeigungen. General Baird soll ihm Gegenpräsente von eben so hohem Werthe gemacht haben, wie die, welche er von ihm empfangen hatte. Als er ihm seinen Besuch abstattete, machte ich die Bemerkung, daß er den Säbel des Tippu Saib an der Seite hatte, der ihm, als er Seringapatam mit Sturm einnahm, überreicht worden war. Da dem Pascha nicht unbekannt seyn konnte, daß dieses Seitengewehr ehemals einem muhammedanischen Prinzen gehörte, der von den Engländern getödtet worden war, so hatte er gewiß nicht Ursache, es als eine besondere Ehrenbezeigung anzusehen, daß ihn der General gerade bei dieser Gelegenheit an der Seite trug. General Baird ist ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, großer Statur, sehr martialischem Ansehen, und Jedermann läßt ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein braver Soldat ist. Er saß

zwei Jahre lang, als Kriegsgefangener, zu Seringapatam in Ketten und Banden, und mag wohl während seines Arrestes viel ausgestanden haben.

Die Araber, wie überhaupt alle Einwohner von Aegypten, hassen und verabscheuen die Türken und ihre Regierung im höchsten Grade. Die der Mameluk-ken war schlecht; die Türken aber werden es zuverlässig noch ärger machen. Jene vergeudeten wenigstens ihre Schätze im Lande; ihr Luxus und Aufwand verschaffte den Aegyptern Gelegenheit Geld zu verdienen, und Niemanden fiel es auf die entfernteste Art ein, den Handel zu hemmen. Die Türken hingegen werden von den Waaren enormen Zoll fodern, der Industrie tausenderlei Hindernisse in den Weg legen, und alles baare Geld, was dermalen in Aegypten circulirt, und ohnehin keine große Summe ausmacht, nach Konstantinopel schleppen.

Die Mameluken haben sich nach Oberägypten geflüchtet, und man will behaupten, sie wären bis auf zwei tausend Mann zusammengeschmolzen. Auch sagt man, was mir aber sehr übertrieben vorkömmt, sie hätten drei bis vier hundert Franzosen bei sich. Einige dieser letztern, die zur muhammedanischen Religion übergegangen waren, zeigte man uns zu Cairo. Im verwichenen November, ließ der Befehlshaber der türkischen Truppen einige Oberhäupter der Mameluken unter dem Vorwande einladen, daß er mit ihnen in Unterhandlung zu treten wünsche, um sie im Namen des türkischen Kai-

sers entweder in ihre vorige Posten wieder einzusetzen, oder auf andere Art anzustellen. Sie trauten seinem Versprechen, stellten sich ein, und wurden in Stücken gehauen. Der englische General ließ dem türkischen wegen dieser schändlichen treulosen That die bittersten Vorwürfe machen, ihm Rache drohen, und die Leichname der ermordeten Beys mit allen militärischen Ehrenbezeigungen zur Erde bestatten. Der türkische Befehlshaber suchte sich damit zu entschuldigen, daß er von Konstantinopel Befehl erhalten habe, die Mamelucken, wie und auf welche Art es sich irgend bewerkstelligen lasse, aus dem Wege zu räumen. Nebst dem haben sich hin und wieder zwischen den Engländern und Türken auch sonst noch allerlei verdrießliche Auftritte ereignet. Die armen Kopten, Griechen, Europäer, und andere, die zeither mit den Franzosen und Engländern in Verhältnissen standen, zittern und beben bei dem Gedanken, wie es ihnen dereinst ergehen werde, wenn letztere sich wieder einschiffen. Gewiß ist, daß sie von Seiten des eben so treulosen als grausamen türkischen Gouvernements das Aergste zu fürchten haben.

Ich konnte nicht unterlassen die Pyramiden in Augenschein zu nehmen. Diese ungeheuer großen, majestätischen, künstlichen Steinmassen, müssen jeden, der dieselben zu Gesicht bekömmt, in Erstaunen setzen, wenn er bedenkt, was für eine Menge Menschen hier einst in der Absicht versammelt war, sie aufzubauen, welcher Lärm, welches Getöse, damals diese nunmehro so stille und einsame Gegend erfüllte, und mit welcher Anstren=

gung man überall arbeitete. Uebrigens ist wohl nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Steine, woraus sie zusammengefügt sind, zum Theil wenigstens, an eben der Stelle ausgegraben wurden, wo man sie stehen sieht.

Wenn man die Pyramiden mit den Aushölungen vergleicht, welche die Indier auf den beiden Inseln, Elephantis und Salsette, in die Felsen gehauen haben, so wird man zweifelhaft, ob jene oder diese mehr Arbeit erfoderten. Unweit den Pyramiden, sind ebenfalls einige, jedoch nicht große, unterirrdische Hölen in Felsen gehauen, und wer weiß, ob es deren unter den enormen Sandhaufen in der dasigen Gegend nicht noch mehrere giebt. Alles unpartheiisch erwogen, bin ich gleichwohl der Meinung, daß die Arbeit der Aegypter mühsamer war, als die der Indier, daß aber diese letztere unstreitig mehr Genie und Kunstfleiß voraussetzt. Volney will zwar von jenen unterirrdischen Hölen nichts wissen; man kann sich aber darauf verlassen, daß es mit dem Daseyn derselben seine Richtigkeit hat. Uebrigens will ich keinesweges in Abrede stellen, daß hier die Steine großentheils ausgegraben wurden, die zum Bau der Pyramiden erforderlich waren. So verhält es sich wenigstens mit denen, die ich selbst in Augenschein nahm.

Es will mir durchaus nicht einleuchten, daß in der unermeßlichen Steinmasse, welche die große Pyramide ausmacht, schlechterdings weiter nichts enthalten seyn sollte, als was hier bereits von den Reisenden entdeckt

worden ist. Eben dies ist meine Meinung auch von den andern, nicht viel kleinern Pyramiden, welche man noch zur Zeit nicht geöffnet hat. Die mephytische Luft, welche man in der erstern einathmet, ist freilich von solcher Beschaffenheit, daß sie keine langsamen reiflich überdachten Untersuchungen gestattet, um zu erforschen, ob man vielleicht auf natürlichem Wege, oder durch das Wegräumen einiger Steine, in die innern verborgenen Gemächer eindringen könne. Man öffnete dieselbe, der Tradition zufolge, zu Anfang des achten Jahrhunderts, und zwar unter der Regierung des Kalyphen Mahmud, der aber, ungeachtet er auf dieses Unternehmen viele Mühe und Kosten verwendet hatte, weiter nichts zur Ausbeute davon trug, als ein Paar goldene Götzenbilder, die neben der Mumie des Königs lagen, die in dem Sarkophag aufbewahrt wurde, welcher noch bis auf den heutigen Tag in der großen Kammer steht. Andere morgenländische Schriftsteller erzählen das Nämliche von dem Kalyphen Haroun el Raschid, der zu den Zeiten Karls des Großen lebte. Ich für meine Person kam nicht weiter, als in die gedachte große Kammer, welche den Kasten, oder den Sarkophag von Granit enthält. Eben war ich im Begriff, mich demselben zu nähern, als ich die Kammer eiligst wieder verlassen mußte; denn einige Araber, die mit Fackeln und Lichtern vor mir hergiengen, verursachten in diesen engen unterirrdischen Behältern einen solchen Qualm und Dampf, daß ich kaum zu athmen vermochte. Man braucht eben keine sonderliche Mühe anzuwenden, um bis ganz zu oberst auf die erste und größte Pyramide hinanzusteigen; denn ihre

großen Steine vertreten die Stelle einer Treppe. Nicht so verhält es sich mit den beiden andern Pyramiden. Die, welche ihrer Größe wegen die zweite genannt zu werden verdienet, ist noch bis auf den heutigen Tag mit einem glattpolirten glänzenden Kalchüberzuge versehen. Auf der östlichen Seite der dritten und kleinsten, hat man einen vertikalen Einschnitt gemacht; da man aber sah, daß weiter nichts als feste Steine zum Vorschein kamen, so ward die Arbeit, welche bloß darauf abzweckte die Pyramide zu öffnen, nicht weiter fortgesetzt. Noch unlängst haben die Franzosen, in Hoffnung eine oder die andere Entdeckung zu machen, sowohl um die Pyramiden, als auch um den monströsen kolossalischen Sphynx herum, die Erde aufgraben lassen; der Erfolg hat aber keineswegs ihrer Erwartung entsprochen.

Man erlaube mir, hier eine Bemerkung einzuschalten, die vielleicht noch nie von einem andern Reisenden gemacht worden ist. Als ich einstmals auf einer Anhöhe stand, die der Ebene auf der nördlichen Seite der größten Pyramide gerade gegenüber liegt, und hier einen meiner Bedienten rief, so hörte ich, daß meine Stimme sehr deutlich wiederhallte. Dieses Echo ist ungewöhnlich stark, und wer abergläubig wäre, könnte leicht wähnen, er höre den Geist des Cheops oder wie sonst der Mann hieß, dessen Leichnam hier aufbewahrt wird, seufzen und wehklagen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich sogleich an die Scene aus Voltaire's Semiramis, in welcher Arsaces das Wehklagen des Ninus vernimmt. Leider vergaß ich

den Versuch zu machen, ob die anderen Seiten der Pyramide eben auch ein solches Echo verursachen.

Hier in Dschize halten sich gegenwärtig einige Araber auf, die den Europäern Mumien, alte ägyptische Kupfermünzen, kleine Götzenbilder und andere dergleichen Alterthümer, welche sie unter den Ruinen hervorgesucht haben, zum Verkauf anbieten. Eine vollständige Mumie ist mir nie zu Gesicht gekommen, sondern nur einzelne Beine, Füße und Hände, die aber sehr gut conservirt waren. Im Vorbeigehen muß ich hier anmerken, daß diese Mumien, jeden, der etwa noch daran zweifeln möchte, klar und deutlich überführen können, daß die Menschen vor Alters eben nicht größer und dikker waren, als in unsern Tagen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Kunst, die Leichname nach Art der Aegypter einzubalsamiren, gänzlich verloren gegangen ist.

Die alten ägyptischen Münzen, welche mir zu Gesicht kamen, waren dergestalt abgenutzt, daß ich es ihnen unmöglich ansehen konnte, ob sie von den Aegyptern oder andern Völkerschaften herrührten; ich achtete es daher nicht der Mühe werth, welche zu kaufen. Ein italiänischer Missionar zu Kairo, zeigte mir verschiedene Alterthümer, die er gesammelt hatte, und unter andern auch ein Gefäß, worin sich eine weißlichte leichte Composition befand, die fast wie Hobelspähne aussah, und wenn man sie ins Feuer warf, einen sehr aromatischen Geruch von sich gab. Auch wies er mir einige be-

schriebene Blätter Papyrus. Jene wie diese hatte man unter dem Haupte und unter den Achseln einer Mumie gefunden.

Morgen oder übermorgen fahre ich auf dem Nil bis nach Rahmanie, von wo ich zu Lande nach Alexandrien reisen werde. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit meinem hiesigen Aufenthalte sehr unzufrieden bin. Die Schuld liegt jedoch nicht ganz an der Beschaffenheit des Landes, sondern vielmehr an der Indolenz ihrer Bewohner, die, weit entfernt auf dessen Cultur und Verschönerung Bedacht zu nehmen, und es mit demjenigen zu versehen, was der Mensch zu seiner Bequemlichkeit bedarf, im Gegentheil Alles in Verfall gerathen lassen. Die Franzosen hatten bereits angefangen, vor Ka[illegible]o breite und schöne Strassen anzulegen, welche sie hie und da mit Bäumen bepflanzten, hatten auch eine Schiffbrücke ü[illegible]en Nil geschlagen, und mehrere dergleichen eben so nützliche als nothwendige Anstalten getroffen; allein seit dem Abmarsche derselben haben diese Barbaren Alles wieder zu Grunde gerichtet. Leben Sie wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Reise von Dschize nach Alexandrien. — Dermaliger Zustand dieser Stadt.

Alexandrien den 30. Mai 1802.

Es war den zwei und zwanzigsten vorigen Monates, als ich hier ankam. Von Dschize bis nach Rahmanie fuhr ich zu Wasser, und von dem letztgenannten Orte setzte ich meine Reise, wie ich mir schon früher vorgenommen hatte, zu Lande fort. Unterwegs hielt ich nirgends Rasttag, als zu Damanhur (dem präsumtiven Hermopolis parva des Ptolemäus) wo eine kleine Anzahl englischer Truppen in Besatzung liegt. Bei Rahmanie hatten die Franzosen mit vieler Mühe und Kunst (weil ihnen die Beschaffenheit des Terrains große Schwierigkeiten entgegenstellte) ein viereckigtes Fort, oder vielmehr eine große Redoute errichtet, die den dasigen Nilarm dergestalt bestrich, daß die Schifffahrt gänzlich gehemmt wurde. Die Mauern dieser Redoute, welche man, in Ermangelung besserer Materialien, von kleinen Steinen und an der Sonne getrocknetem Schlamm aufgeführt hatte, sind schon großentheils eingestürzt. Auch hatten die Franzosen sonst noch an verschiedenen Orten dergleichen Festungswerke angelegt, so gut es ihnen in der Eil und nach Beschaffenheit der Umstände möglich war. Bei Kairo, Dschize und Alexandrien, hatten sie nicht einen einzigen

Baum stehen gelassen, alle Häuser niedergerissen, die der Wirkung ihres Kanonenfeuers im Wege standen, und an den wichtigsten Posten Verschanzungen und Erdwälle aufgeworfen. Die Anhöhen, welche Alexandrien beherrschen, befanden sich im besten Vertheidigungsstande, und auf der östlichen Seite hatte man die Stadt mit neuen Mauern umgeben. Alle diese Veranstaltungen zeugten von vieler Einsicht und unermüdetem Fleiße. Die Engländer haben diese befestigten Anhöhen den Türken übergeben und sich bloß den Besitz der Stadt vorbehalten. Die englischen Truppen und die dazu gehörigen Hülfsvölker, d. i. die fremde Brigade, welche aus Schweizern, Franzosen, Italiänern, Polacken und andern Ausländern besteht, haben unweit der Säule des Pompejus ein Lager bezogen, und sollen in Allem nicht über vier tausend fünfhundert Mann stark seyn. Lord Cavan ist Oberbefehlshaber der englischen in Aegypten befindlichen Armee, und der Obrist Beresford führt das Commando zu Alexandrien. Das indische Truppenkorps ist bereits auf dem Rückwege von Dschize und Bulak nach Suez begriffen, und seit dem Abmarsche desselben haben mehrere Europäer und Griechen, die in jenen Gegenden wohnten, aus Furcht von den Arabern und Türken mißhandelt zu werden, die Flucht ergriffen. Es ist sehr zu besorgen, daß die Europäer, wenn einst die Engländer (vorausgesetzt daß dieser im Friedenstractate enthaltene Artikel wirklich von ihnen in Erfüllung gebracht wird) Aegypten gänzlich geräumt haben werden, von Seiten jener Barbaren eben so verächtlich behandelt, eben

so insultirt werden dürften, wie ehemals. Noch vor wenig Jahren hätte ich keinem Europäer rathen wollen, zu Alexandrien, Kairo, oder irgend einem andern Orte sich auf freier Straße zu Pferd blicken zu lassen. Entweder mußte er zu Fuß gehen, oder sich entschließen, in aller Demuth auf einem Esel zu reuten. Wenn ihm ein vornehmer Mann begegnete, oder ihn der Weg bei dessen Wohnung vorüber führte, mußte er sogar absteigen. Die schändliche Behandlungsart, und die mannichfaltigen Bedrückungen, welche sich unsere dasigen Kaufleute in aller Demuth gefallen lassen mußten, sind sattsam bekannt. Jetzt, da die Franzosen und Engländer den Türken eine vortheilhaftere Meinung von den Franken beigebracht haben, haben zwar jene Demüthigungen und Impertinenzen aufgehöret, nur allzubald werden sie aber wieder ihren Anfang nehmen.

Auf meiner Reise von Kairo nach Alexandrien fiel weiter nichts Merkwürdiges vor. Dieser ganze Strich Landes besteht aus einer unübersehbaren Ebene; doch erblickt man hie und da kleine Anhöhen, auf welchen die Landleute ihre Dörfer erbauet haben. Ihre armseligen Wohnungen sind meistens von Schlamm zusammen geklecket, den sie an der Sonne trocknen, und die Bewohner derselben sehen sehr unreinlich und in jedem Betracht elend aus. Dies sind die traurigen Folgen, welche die Unthätigkeit und der Despotismus selbst mitten im Ueberflusse einer segensreichen Schöpfung nach sich ziehen! Mein Weg führte mich durch ein unermeß-

liches Getraidemeer; ein Ausdruck, den Sie mir verzeihen müssen, da ich keinen schicklichern auffinden kann. Hier ist der eigentliche Wohnsitz der Ceres.

Dieses fruchtbare Erdreich ist, wie Sie wissen, nicht hier einheimisch, sondern vom Nil *) aus Nubien, Aethiopien und Abyssinien hieher geschwemmt worden; und diese Anhegerungen dauern noch immer von Jahr zu Jahr fort. Der Nilstrom entzieht der See jenen fruchtbaren Schlamm, und nimmt ihn in sein Flußbett auf, wo er nach und nach Festigkeit gewinnt, und sich in Ackererde verwandelt. So ist Aegypten entstanden. Wie tief sind jetzt die Ufer landeinwärts gerückt, wo ehemals die Schiffleute mit ihren Fahrzeugen anlegten! Wirklich trägt man sich zu Alexandrien mit der Sage, in ältern Zeiten wären die Schiffe an den

*) Das Steigen des Nilstroms rührt bekanntlich von den periodischen Regengüssen her, die in Abyssinien fallen. Es fängt sich zu Ausgang des Junius an, und nimmt bis in die Mitte des Septembers mehr und mehr zu. Von dieser Zeit an, dann den Oktober und November hindurch, läßt es allmählich nach. Wenn das Wasser bis auf zwei und dreißig Fuß steigt, so hält man dies für den günstigsten Zeitpunkt. Wenn die Ueberschwemmung zu schwach oder zu stark ist, so hält man das eine wie das andere für eine schlimme Vorbedeutung. Im ersteren Falle bleibt vieles Land unbewässert, so daß nachher nichts darauf wächst, und im letzteren läuft das Wasser nicht schnell genug an, um den Landmann frühzeitig genug in den Stand zu setzen, den Saamen unter die Erde zu bringen.

Ringen befestigt worden, welche noch jetzt an dem Thurme vorhanden sind, welcher auf der östlichen Seite der Stadt unweit der neuen von den Franzosen aufgeführten Mauer steht. Die zehn bis zwölf Fuß hohen Fußgestelle der Kleopatrasäulen stecken heutzutage ganz in der Erde. Die Slammschicht, welche der Nil, zur Zeit der Ueberschwemmung alljährlich absetzt, soll, nach der Berechnung des Doctor Shaw, eine Linie, und in hundert Jahren etwas mehr als einen Schuh betragen.

Das heutige Alexandrien ist weiter nichts als das unförmliche Gerippe von jenem, welches man zu den Zeiten des Ptolemäus, in Ansehung seiner Pracht, des Luxus seiner Einwohner, und des Flors, in welchem hier sowohl der Handel als die Wissenschaften standen, für die zweite Stadt in der Welt hielt. Es steht auf einer Erdzunge, welche die Alten Heptastadium nannten, und hat einen Haven, welcher sich von einer Seite der Stadt zur andern erstreckt. Der auf der östlichen Seite, vor Alters der Haven Eunostos (der glücklichen Zurückkunft) heutiges Tages aber der alte Haven genannt, ist der beste. Es durften hier, ehe die Franzosen und Engländer nach Aegypten kamen, keine andern als türkische Schiffe vor Anker gehen. Der andere oder sogenannte neue Haven, welcher ungleich schlechter ist, war bloß für die Schiffe der Christen bestimmt. Am Ende seines östlichen Arms, stand ehemals der berühmte Pharus (Leuchtthurm), heutiges Tages ist aber weiter nichts daselbst zu sehen, als ein schlecht gebautes Kastell.

Von seiner ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, hat Alexandrien jetzt nichts mehr aufzuweisen, als die sogenannte Pompejussäule, die Katakomben, und die beiden Obelisken, welche man die Nadeln der Kleopatra zu nennen pflegt. Die Engländer waren Willens, die größte und am besten conservirte Säule, welche auf der Erde liegt, nach London transportiren zu lassen; da aber die Ausführung dieses Vorhabens ungeheure Mühe und Kosten verursacht haben würde, so gaben sie es auf. Die Säule des Pompejus steht ungefähr eine halbe Meile südwärts von der Stadt, auf einer Anhöhe, und ist von rothem Granit. Ihr Schafft ist neunzig Fuß hoch, und hat neun Fuß im Durchschnitt. Die Totalhöhe dieser Säule, von ihrer Basis bis zu dem in Korinthischem Styl gearbeiteten Kapital, beträgt hundert und vierzehn Fuß. In ältern Zeiten stand eine Statüe auf derselben, von welcher, nach Aussage derer, die ganz zuoberst auf dieselbe gestiegen sind, noch bis diese Stunde ein Fuß vorhanden seyn soll. An ihrem Fußgestelle haben die Engländer eine Kanone eingemauert, die in der Schlacht, wodurch das Schicksal Aegyptens entschieden wurde, zerplatzt ist.

Außer der oben erwähnten, giebt es auch hier noch mehrere andere, jedoch größtentheils zerbrochene oder sonst verdorbene Säulen und Kapitäle, von orientalischem Granit, oder Thebaischem Marmor, die hie und da unter den Trümmern umher liegen, oder dazu verwendet worden sind, einige moderne unbedeutende Gebäude zu stützen. Alle diese Greuel der Verwüstung konnten

aber doch nicht verhindern, daß Alexandrien seine den Handel so außerordentlich begünstigende Lage behielt; diese nämliche Lage, vermöge welcher es sich einst nach dem Ruin von Tyrus und Karthago, zu einem der vornehmsten Handelsplätze emporschwang, und in Stand gesetzt wurde, die Schätze Indiens unter ferne Nationen zu vertheilen. Noch hat es diesen Handel nicht ganz verloren, und nach dem gewöhnlichen Umschwunge der Dinge ist es eben nicht unmöglich daß es über kurz oder lang wieder werden kann, was es einst war. Die Cisternen und Wasserleitungen, deren Hirtius Pansa, in seiner Fortsetzung von Cäsars Commentarien über den bürgerlichen Krieg, erwähnet, und die von dem Erbauer dieser Stadt, Alexander dem Großen, in der Absicht angelegt wurden, dieselbe mit Wasser zu versehen, existiren noch immer, ob sie gleich durch die Länge der Zeit und von barbarischen Völkerschaften oftmals ruiniret worden sind, und dienen noch immer zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks. So sorglos und träge die Türken und Araber in allen übrigen Stücken sind, so sehr lassen sie es sich angelegen seyn, immer gutes Wasser, sowohl zum trinken als baden, bei der Hand zu haben. Jetzt sind diese Cisternen ganz ausgetrocknet, seitdem die Engländer, um den Franzosen das Wasser abzuschneiden, den Kanal durchstochen haben, der Alexandrien mit dem Nil in Verbindung setzet. Dies hatte die Folge, daß sich der See Maadieh und das Meer durch jene Oeffnung ergossen, einen großen Strich Landes überschwemmten, den See Mareotis, welcher seit einer langen Reihe von Jahren ganz ausge-

trocknet war, wieder ausfüllten, und eine Menge Dörfer unter Wasser setzten. Der dadurch verursachte Schaden ist nicht zu berechnen, und Alexandrien ist nunmehro von dem übrigen Aegypten ganz abgeschnitten. Jetzt müssen die Einwohner das Trinkwasser aus der Gegend jenseits des gedachten Durchstichs herbeiholen lassen, und dieses ist sehr theuer und schlecht. Um diesem Uebel abzuhelfen und den alten Kanal wieder herstellen zu lassen, hat die ottomannische Pforte einen Schwedischen Ingenieur hieher geschickt; unfehlbar wird aber die Ausführung dieses Unternehmens ungeheuer viel Geld und Arbeit erfordern.

Sieben und zwanzigster Brief.

Stanchio, ehemals Cos genannt. — Bemerkungen über diese Insel.

Stanchio, ehemals Cos d. 21. Jun. 1802.

Hoffentlich ist dies der letzte Brief, den ich Ihnen auf meiner Reise schreibe, da ich nunmehro, nach so manchen Abentheuern, wohl bald wieder bei Ihnen eintreffen, und Sie umarmen werde.

Am siebenten dieses Monats, gieng ich an Bord eines Ragusanischen Fahrzeugs von Alexandrien ab. Unsere Fahrt gieng gerade nach Candia; es erhob sich aber plötzlich ein stürmischer Wind, welcher uns in den gegenüber befindlichen Meerbusen von Setalia trieb.

Als er sich gelegt hatte, steuerten wir mit günstigerm Winde ganz langsam an der Küste von Natolien, und sodann an jener von Rhodus hin. Der Kapitän wünschte vor Anker zu gehen, und statt des schlechten Wassers, welches wir von Alexandrien mitgenommen hatten, sich mit besserm zu versehen. Endlich legten wir gestern hier an, wo wir welches fanden, das ganz vortrefflich ist.

Sie können sich nicht vorstellen, welches Vergnügen man genießt, wenn man bei schöner Witterung zwischen dieser Inselgruppe hindurchschifft. Die Scene verändert sich jeden Augenblick, und gewährt immer neue Ansichten, statt daß zur See ein ewiges Einerlei das Auge ermüdet. Wer viel zur See gereiset ist, der glaubt hier an den Ufern eines Flusses oder Sees vorüber zu fahren. Wirklich sieht man sich oftmals auf allen Seiten von Land eingeengt. Wenn es in meiner Willkühr stünde, würde ich diese Gewässer nicht eher verlassen, bis ich zuvörderst alle jene Inseln und Inselchen in Augenschein genommen hätte, auf welchen sich ehemals Götter und Göttinnen, Nymphen, und woran natürlicher Weise weit mehr gelegen ist, so viele berümte Männer aufhielten. Hier, wo ich mich dermalen befinde, wurden bekanntlich Hyppokrates und Apelles geboren. Die hiesigen Griechen, welche die Aerzte zu schätzen wissen, und sich ihren Beistand erbitten, erzählen zwar Manches von ersterm, kennen aber den letztern kaum dem Namen nach. In einiger Entfernung von hier, und zwar nach dem Gebirge zu entspringt eine gang vortreffliche Quelle, welche die Quelle des Hyppokrates ge-

nannt wird. Dieser Ort ist überaus anmuthig, und es wachsen hier vortreffliche Obstarten und andere Vegetabilien. Die Limonien,= Pomeranzen,= Oliven,= Feigen= und Maulbeer=Bäume, sind über alle Beschreibung schön, genießen aber nach den Gebirgen zu, wenig Wartung und Pflege. Nicht weit von dem Fort auf der Insel Stanchio, und zwar auf einer kleinen Anhöhe, bei einer ungemein schönen Quelle, steht ein ungeheuer grosser Ahornbaum. Sein nicht gar hoher Stamm, hat ungefähr dreißig Fuß im Umfange. Seine weit verbreiteten Zweige, ruhen auf Pfeilern und Säulen, in welche sie sich durch ihre Schwere gleichsam eingeschoben haben. An den Enden hat man sie hie und da abgestutzt, damit sie nicht bis an die Mauern der benachbarten Häuser reichen. Nicht weit davon steht eine Moschee und das Haus des türkischen Gouverneurs. Die Einwohner dieser Insel sollen aus 1300 Griechen und 3000 Türken bestehen. Die Griechen betragen sich gegen die Franken ganz anders wie die Türken, und sobald sich nur einer blicken läßt drängen sie sich um ihn her, behandeln ihn wie einen Freund oder alten Bekannten, und laden ihn in ihre Wohnungen ein. Alle Griechen, die ich sowohl hier als anderwärts sprach, erkundigten sich sorgfältig: ob es denn wirklich gegründet sey, daß die Franzosen mit den Türken Friede gemacht hätten. Die Frauenspersonen verlangten zu wissen, ob man alle Türken in Aegypten niedergemetzelt habe, oder nicht, und legten mir sonst noch allerhand Fragen vor, die zum Beweise dienten, wie sehr die Griechen die türkische Regierung verabscheuen, und wie gern sie sich einer andern unterwerfen

würden. Die hiesigen Griechinnen tragen sich fast auf eben die Art, wie bei uns, aber die auf einigen benachbarten Inseln haben ihre eigene Mode, die nicht den mindesten Geschmack verräth. Im Haven, oder auf der Rhede, liegen jetzt einige Ragusanische und Griechische Fahrzeuge, und eine sehr schöne türkische Fregatte. In einer Mauer, nach der Rhede zu, nicht weit von dem Fort, bemerkte ich eine uralte sehr verstümmelte Statüe, die, wie ich aus dem Philosophenmantel schloß, vermuthlich den Hyppokrates vorstellen sollte. Sie hatte keinen Kopf mehr, den vermuthlich die Türken heruntergeschlagen hatten, die bekanntlich weder Gemälde, noch Statüen dulden. Hie und da finden sich einige alte zertrümmerte Säulen, einige schöne Kapitäle, einige Inschriften, die aber meistens beschädigt sind. Hier übersende ich Ihnen zwei Abschriften, die ich selbst verfertigt habe. Ich schrieb Ihnen von Alexandrien, schloß die Briefe bei, die ich von Mohha, von Suez, von Dschize, an Sie gerichtet hatte, und übergab dies Alles einem Ragusanischen Schiffskapitän, der geradeswegs nach Livorno segelte. Gegenwärtiges erhalten Sie ebenfalls mit einem Ragusanischen Fahrzeuge, das noch heute Abend von hier abgeht. Morgen und übermorgen bleiben wir vermuthlich noch hier, und ich zweifle, daß wir auf unserer Fahrt irgendwo anlegen werden. Sollte ich vielleicht früher bei Ihnen eintreffen als meine Briefe, dann desto besser. Bleiben Sie gesund, und machen Sie sich auf meine Ankunft gefaßt!





